Buenos Aires.

Land und Leute am silbernen Strome.

Mit besonderer Rücksicht

auf

Europäische Einwanderung, Handel und Verkehr.

Von

Leopold Schnabl,

Konsul der Argentinischen Republik in Budapest.

Zweite Auflage.

STUTTGART.

Verlag von Levy & Müller.

1890.

Inhalt.

Einleitung.

Es hat mich immer zum Nachdenken gereizt, warum das Glück dem einen wohlwill, während es den andern misshandelt. Das Schicksal flattert gleich einem zuchtlosen verschwenderischen Vagabunden durch die Welt und verstreut seine Gunst nicht nach Gerechtigkeit, sondern nach Willkür unter die einzelnen Individuen sowohl wie unter die Nationen. Das eine Haus überschüttet es mit unermesslichen Schätzen, in das andere kommt es als Bettler gezogen; dem einen nimmt es, um dem andern zu geben; dem einen segnet es die Arbeit, der Fluch der Unfruchtbarkeit lastet auf der Arbeit des andern. Hier jauchzende, brausende Lebensfülle, dort kummervolles Ringen; hier lebt die jungfräuliche Erde unter dem Flammenkuss der Sonne, und üppiges Waldland entspringt ihrem Schosse — dort ein armer, kleiner, trauriger Baum, dem der harte Boden keine Nahrung giebt, und dem der eherne Himmel keine Thräne der Liebe weint.

Wenige Jahrzehnte nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika traten die Staaten der Argentinischen Republik ins Leben. Sie mussten ebenfalls um ihre Freiheit und Unabhängigkeit kämpfen. Wie bei Princetown, so flossen bei Ayacucho Ströme edelsten Blutes; wie die Engländer rascher als die Delawarewoge aus dem befreiten Norden flohen, so die Spanier rascher als die Fluten des La Plata aus dem befreiten Süden. Aufschwung der Geister, Vaterlandsliebe hier wie dort; hier wie dort ein unermessliches Land, voll des reichstens Segens der Natur, wie zum Glück des Menschengeschlechtes geschaffen — und doch ist nur das nördliche Eden bekannt, gesucht und geehrt. John Miltons Gesang vom verlornen und wiedergewonnenen Paradiese ist nicht wahrer und ergreifender, als die Verteilung von Glück und Unglück auf dem amerikanischen Kontinente: eingebettet zwischen zwei Ozeanen liegt im Norden the Paradise regained, und die Republik unter dem Kreuze des Südens ist noch immer the Paradise lost.

Glückliches Nordamerika! Immer seit den Tagen Washingtons haben Romantik und Begeisterung um die Stirne seiner Freiheitsgöttin eine unvergleichliche Aureola gewunden. Es ist, als ob die Natur sich vorgenommen hätte, in der Geschichte der Vereinigten Staaten von ihrer Launenhaftigkeit zu lassen und stetig zu wirken. Alles Grosse, was diese merkwürdige Republik unternahm, ereignete sich in Augenblicken, wo andere Staaten kleinlich oder schmählich handelten. So stand sie jedesmal, wenn sie eine ihrer Ideen ausführte, einsam im Zenith, wie die Sonne zur Mittagszeit, sichtbar für jedes sehkräftige Auge und bewundert von allen Herzen, die es zum Lichte drängt. Washington greift zu den Waffen, und die Unterdrückten von Europa senden ihm enthusiastische Kontingente, senden ihm den französischen und den polnischen Spartakus, Lafayette und Kosciuszko. Amerikas Norden siegt, und nach seinem Beispiel folgt in Europa die Epoche der Revolutionen. Während der alternde Weltteil ein halbes Jahrhundert lang von Krämpfen durchbebt wird, weitet sich jenseits der Atlantis immer machtvoller das Eldorado der Freiheit. Während in Europa die Freiheitsbewegung niedergeschlagen wird, und während Frankreich sich wieder vom Kaisertum Zaum und Zügel anlegen lässt, da ist es Nordamerika, das im Sklavenkrieg für die Menschenrechte kämpft, und als Abraham Lincoln nach der Schlacht von Richmond noch dreihunderttausend Soldaten fordert, antwortet ihm Emmons wundervoller Schlachtgesang:

Wir kommen, Vater Abraham, dreihunderttausend mehr
Von Mississippis wildem Strom und von Neuengland her.
Wir liessen Pflug und Arbeit steh'n, und Weib und Kind zurück,
Mit Herzen voll zum Springen — doch die Thrän' im Aug' zerdrückt,
Wir dürfen auch zurück nicht schau'n — vor uns liegt Pflicht und Ehr'!
Wir kommen, Vater Abraham, dreihunderttausend mehr.

Und wenn Du auf die Hügel blickst, die dort im Norden stehn,
So kannst Du lange, staub'ge Reih'n, die sich bewegen, seh'n;
Und scheucht der Wind den Schleier fort, der auf dem Zuge liegt —
Mit Sternen und mit Streifen hoch das teure Banner fliegt,
Und Bajonnette blitzen drein — im Arme das Gewehr,
So kommen, Vater Abraham, dreihunderttausend mehr.

Du riefst uns, und für Vaterland und Freiheit gut gewillt,
So zogen wir zum Kampf herbei, zu Richmonds Blutgefild,
Und muss es sein — zum Tod! doch giebt uns Gott der Herr den Sieg,
So brechen wir des Feindes Trotz in diesem heil'gen Krieg.
Sechshunderttausend Herzen brav marschierten vor uns her —
Wir kommen, Vater Abraham, dreihunderttausend mehr.

Und in unsern Tagen, wo Europa den Waffenpanzer trägt, von sozialen Erschütterungen durchbebt wird und mühevoll den öffentlichen Frieden für die Staaten herzustellen sucht, auch in unsern Tagen ist Nordamerika das gelobte Land, in dessen Arme die Europamüden zuhauf sich stürzen, und das sie als die Vereinigung grüssen, in welcher der Mensch Mensch sein darf, welche dem Besitzenden Ruhe, dem Fleissigen Arbeit, dem Armen sein tägliches Brod verbürgt.

So ist Nordamerika seit den ersten Tagen seines selbständigen staatlichen Lebens ein Idol geblieben. Aus Goethes Leier rauschte ihm der grosse Hymnus entgegen:

Amerika, du hast es besser,
Als unser Kontinent, der alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte,
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Die enthusiastischen Gesänge seiner eigenen Dichter haben Jahrzehnte lang die Phantasie der europäischen Jugend zur Glut entflammt. Longfellows „Excelsior“ beherrscht die Herzen, wie das Sternen- und Streifenbanner die Meere. Bret Harte singt das Lied von der Vision des Padre Vincentio, und es ergreift uns wie ein Homerisches Gedicht, wenn der fromme Missionär westwärts blickend die Flucht der Spanier vom kalifornischen Boden, ostwärts blickend den ungeheuren Ansturm der neuen Völkerwanderung sieht, in welcher die Angelsachsen dahergebraust kommen, um den Kontinent in Besitz zu nehmen. So blüht Nordamerika in der Wirklichkeit zur Grösse empor, so reicht ihm die Kunst die Diademe, die sie zu vergeben hat. Ihm gehört die Liebe seiner Einwohner, die Sympathie der Völker, die Achtung aller Staatsmänner. Glückliches Nordamerika!

Und Südamerikas Vereinigte Staaten?

Die folgenden Zeilen sollen einen bescheidenen Beitrag liefern zur Charakteristik dieses Staatenbundes. Ich gestehe, ich habe mit den Augen der Liebe gesehen; aber die Einsichtigen wissen es, dass die Liebe nicht untrennbar verbunden ist mit fanatischer

Anbetung und blinder Unvernunft. Man kann ein Land lieben, ohne darüber den Verstand zu verlieren. So widme ich diese Blätter dem Lande, in welchem ich Freiheit, Arbeit und den Keim des Guten ausgestreut gefunden habe. Ich hege den Wunsch und die Hoffnung, dass der geistige Verkehr zwischen der alten und der neuen Welt auch für Argentinien die verdienten Früchte tragen wird, und dass es in der Achtung und dem Vertrauen Europas einmal jenen Rang gewinnen wird, den es durch seine Freiheitskämpfe wie durch seine heissen Bemühungen um die Kultur so sehr verdient. Die Zeit wird kommen, wo auch von den Vereinigten Staaten des Südens gesagt werden wird:

Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte,
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

I. Auf dem Auswandererschiff.

Es war bald 7 Uhr abends. Ich stand nach einem schweren Abschied aufgeregt und nach Atem ringend mitten unter zweitausend andern Menschen auf dem Molo von Genua. Wenn Empfindungen einen Entschluss zu ändern vermöchten, so hätte mich das Schluchzen, das ich zuletzt gehört, besiegt, und ich wäre in Europa geblieben. Nun hatte ich keine Augen für die Glorie der Flut und der sinkenden Sonne; ich wartete nur auf das Signal, um an Bord des „Nordamerika“ zu gehen und mich nach Buenos Ayres einzuschiffen.

Neben mir hörte ich aus einer Gruppe von Herren und Damen tolles, stürmisches Gelächter. Diese ungenierten Ausbrüche der Heiterkeit irritierten mich nicht wenig und trugen dazu bei, meine Laune noch zu verschlechtern. Vielleicht, wenn ich besser aufgepasst hätte, so hätte ich auch in diesen Witzen, Scherzen und possenhaften Bravorufen etwas unnatürlich Forciertes erkannt, eine Hülle, um damit das Fieber einer geheimen Angst zu überdecken. Aber mich traf nur das Lachen; es schien mir förmlich, als sei es bestimmt, mich zu verletzen, und ich schleuderte deshalb wütende Blicke zu der Gruppe hinüber, die ohne Unterlass im gleichen tollen Wirbel der Unterhaltung verblieb. Kurz, es war mir nicht gut zu Mute vor meiner ersten Reise nach Buenos Ayres, und ich war in meiner Melancholie sehr geneigt, noch bevor ich das feste Land verliess, irgend eine tüchtige Dummheit anzustellen. Aber glücklicherweise begann unter den unschuldigen Personen meines Verdachtes plötzlich ein rührendes Küssen und Händeschütteln und Abschiednehmen, und mehrere Herren und Damen begaben sich an Bord desselben Schiffes, mit dem ich fahren sollte. Nun folgte auch ich.

Die Anker wurden gelichtet, ein Kanonenschuss ertönte, die Dampfpfeife gab ihren schrillen Ton. Ein Ruck, und kleine Wirbel

bildeten sich zu beiden Seiten des Schiffes in der dunklen Flut; leuchtende Schaumperlen flogen auf und warfen die Farbentöne des Abendhimmels in blitzenden Strahlen zurück; zwei breite Furchen entstanden auf dem ruhigen Spiegel und spannten sich wie ein Riesenfächer immer weiter aus — der „Nordamerika“ hatte die endlose Fahrt begonnen. Vom Molo her riefen Hunderte von Menschen Abschiedsgrüsse; mit tausend Stimmen gab der „Nordamerika“ die Grüsse zurück. An zwölfhundert Passagiere standen in vier- und fünffacher Reihe auf dem Deck, weitaus die meisten Italiener. Aller Augen waren unverwandt auf das verschwindende Genua gerichtet. Minute um Minute trug uns das Schiff weiter hinaus in die wallende Unendlichkeit des Meeres, und manches Auge füllte sich mit langsam aufsteigenden Thränen. Aber der Italiener vermag es nicht, sein Fühlen lautlos im Innern zu verschliessen. Bald schlugen von unserem Schiffe pathetische Chöre zum Himmel empor, ergreifende Abschiedsgesänge, wie sie auf keiner Bühne zu hören sind. Aber bald trat auch mitten in dem Trennungsschmerz das glückliche Temperament, der aufs Praktische gerichtete Sinn der Italiener hervor. Es ist ja ihr grosses nationales Genie, dass sie sich rasch mit den Thatsachen abfinden und die Forderungen des Augenblicks begreifen; darin sind sie die Nachkommen der staatsklugen Korsaren, die Erben der macchiavellistischen Politik der Päpste. Das Wort Gottes auf den Lippen haben und zugleich mit dem Blick des Fuchses auf die irdischen Dinge sehen, es ist im letzten Grunde dasselbe, wie hingerissen dahinzuschwimmen in dem Tongewoge und dazwischen plötzlich sich zu erinnern an sehr notwendige, aber doch auch sehr prosaische Dinge. Während der zauberischen Scene, wo einige biegsam-melodische Stimmen gerade das Lied aus Genaros Jugendzeit sangen, sprang mit einemmale einer der Sänger, ein Jüngling von apollinischer Schönheit, in die Höhe und rief, es sei wohl endlich Zeit, sich häuslich einzurichten. Und siehe, das Wort wirkte gleich einem Blitz. Rasch lösten sich die Menschenknäuel, und Sänger und Nichtsänger verschwanden in dem Innern des Schiffes, um Besitz zu nehmen von ihren Kajüten. Ich blieb oben, an die Brüstung des Schiffes gelehnt, und starrte noch immer zum Land hinüber. Das lebendige Gedränge auf dem Molo war zu einer einzigen Masse verschmolzen; ich suchte vergebens aus ihr Züge

und Gestalt des Wesens herauszufinden, dessen Arme mich zuletzt umschlungen hatten. Nichts war mehr zu sehen, als dunkle, unbestimmte, immer weiter und weiter zurücktauchende Linien, und wie die Zeit rollte, war das Land zu einem duftigen Nebel geworden.

Da hörte ich mit einem Mal einen deutschen Ausruf von einer ängstlichen Frauenstimme: „Um Gottes willen, Karl, gieb doch acht!“ Zugleich ein schwerer Fall und der Aufschrei: „Por Dios!“

Ich blickte um mich und sah folgendes: einen zehn- bis zwölfjährigen Knaben mit der Miene bitterster Verlegenheit; das musste Karl sein. Neben ihm stand eine ärmlich gekleidete Frau mit vergrämtem Gesicht und verweinten Augen, und an ihrer Schürze klammerte sich ein kleines fünf- oder sechsjähriges Mädchen mit tiefen braunen Augen und blondem Haar. Vor dem unglücklichen Jungen lag ein Haufen eiserner Kochtöpfe und irdener Scherben; dieses ganze Arsenal war seinen Händen entsunken und einem Herrn auf die Füsse gefallen. Der Ausruf Por Dios! war also in diesem speziellen Fall eine Transskription der derberen Klage: o weh, meine Hühneraugen! Nun, ich für meine Person habe diesem klirrenden Abenteuer sehr viel zu danken; angesichts der irdenen Scherben und der rollenden Eisentöpfe liess mich das Schicksal den ersten Blick thun in ein Herz voller Zartheit, Kraft und Tiefe. Der Herr, dem Karls nützliches Museum auf die Füsse gefallen, war ein Mann von vornehmer und würdevoller Erscheinung. Er mochte 40 Jahre alt sein. In seinem ganzen Wesen war kein weibischer Zug; alles ruhige, männliche Kraft. Ich habe vielleicht noch nie eine Stirne von dieser bedeutenden Modellierung gesehen — eine wahre Römerstirne. Sehr gut passte dazu der energisch geschnittene Mund und das feste Kinn. Aber ich erfuhr, dass der Charakter des Löwen mit Intelligenz und Energie noch nicht erschöpft ist.

Als über Karls naives pommersches Stumpfnäschen die hellen Thränen zu laufen begannen, verschwand der Ärger von dem Gesichte meines Unbekannten und machte einem gütigen Lächeln Platz. Er griff dem Knaben unter das Kinn und sagte scherzend in gutem Deutsch: „Señor Karlos, putzen Sie sich die Nase und weinen Sie nicht — es hat nicht weh gethan. Armer Junge! du

bist ja bepackt wie ein Mauleselchen — der Maulesel hat wenigstens vier Füsse frei, du aber trägst mit dem Rücken und den Händen und hast nur zwei Füsse frei . . .“, dann hob er Karls Schwesterchen zu sich empor und küsste es auf den roten Mund. „Du bist ein hübsches deutsches Gretchen; nicht wahr, du heissest Gretchen?“ sagte er scherzend. Ein Strahl zärtlichen Stolzes blitzte in den müden Augen der Mutter auf, als sie ihr Kind von einem Fremden geliebkost sah. Die Kleine aber steckte den Finger in den Mund und flüsterte verschämt: „Nein, ich heisse Käthchen“. „Nun, die Käthchens sind ja auch herzige Kinder — sag, Käthchen, ist dein Töpfchen auch zerbrochen? da hast du, kaufe dir ein neues“. Er küsste sie wieder, und in demselben Augenblick funkelte in den Händen der Kleinen ein goldenes Fünffrankenstück, womit Karls verlorene Schlacht über alle Massen reich ersetzt war. Ich ging nun auf die Gruppe zu, grüsste und that alles, wie er es gethan. Er errötete lebhaft, sah mich dankbar an und erwies mir dann die Ehre, mich anzusprechen. Dieses Gespräch legte den Grund zu einer dauernden Freundschaft.

„Diese Deutschen,“ begann er mit leichtem Humor, „sind sogar beim Auswandern das pedantische Volk der Denker. Sehen Sie nur, wie diese arme Mutter sich und ihren Buben mit allem möglichen und unmöglichen Zeug bepackt hat — sie brechen schier zusammen unter der Last dieser Töpfe und Pfannen, dieser Hämmer und Zangen. Sehen Sie dagegen, wie praktisch der Italiener reist; er nimmt nur das Notwendigste mit, das übrige kauft er an Ort und Stelle. Denn wir gehen doch nicht in eine Wildnis; dieses Käthchen — er unterbrach sich, um dem Kinde aus der Entfernung ein drolliges Gesicht zu schneiden — diese Kleine z. B. wird zu einer argentinischen Staatsbürgerin heranwachsen, und in Argentinien ist man bereits so zivilisiert, dass die Männer sich in schöne Republikanerinnen verlieben, und dass eine brave Hausfrau in den Handlungen die dauerhaftesten Töpfe, Nägel und Hämmer findet. Aber in Kants „Kritik der reinen Vernunft“ oder in Fichtes „Briefen an die deutsche Nation“ ist davon nichts gesagt, und darum glauben die meisten noch immer, die La Platastaaten seien so etwas im Genre der Wüste Gobi, wo man zu Grunde geht, wenn man nicht alle Gerätschaften vorsichtig aus Europa mitbringt. Nun, steht dieser jugendliche Karl der Kleine nicht

da wie Atlas, als er die Erde zu tragen hatte? Ganz so gebeugt unter der ungeheuren Last! Als die Welle des menschlichen Gedankens einst das Christentum in die Höhe trieb, da entsank die Erde den Schultern des Atlas, und Zeus stürzte vom Olymp herab — lassen Sie eine Welle unser Schiff höher heben, und alle deutsche Vorsicht und Voraussicht wird ins Schwanken geraten und die Bündel auf Karls Schultern werden zu Boden stürzen gerade wie vorhin."

„Auch ich bin ein Deutscher," bemerkte ich lächelnd. „Ich habe mir's gedacht", antwortete er freimütig, „denn ich habe schon gesehen, dass auch Sie eine allzugrosse Last auf die Reise mitgenommen haben." Er wies bedeutungsvoll auf meine Augen: „Hier, hier wird sie sichtbar, Ihre Last . . . Sie gehen ebenfalls nach Argentinien, nicht wahr? Nun denn, glauben Sie mir, Sie müssen nicht mutlos sein, Sie kommen nicht unter Menschenfresser." Ich antwortete: „Das habe ich auch nicht gefürchtet, und wenn Sie Thränen in meinen Augen gesehen haben, so waren es nicht Thränen feiger Angst. Aber ich habe meine Frau allein zurückgelassen —" Er liess mich nicht aussprechen. „Das ist was anderes," rief er, „ich bitte Sie um Entschuldigung, Señor, ich war zu voreilig in meinem Urteil und habe Sie vielleicht gekränkt. Freilich haben Sie recht; eine Frau allein zurücklassen müssen — ich weiss wie das thut . . . Aber Sie dürfen doch Ihre Gemahlin beruhigen; Sie dürfen ihr schreiben, dass es auch in meinem Vaterlande Argentinien Menschen giebt, gute, brave Menschen." „Das sehe ich," sagte ich gerührt, und wir schüttelten uns herzlich die Hände. So wurde ich mit Don Francisco T . . . bekannt. Wir plauderten bis in die späte Nacht miteinander; er interessierte mich so sehr, dass ich mich um die übrigen Mitreisenden kaum kümmerte. Er hatte einen überaus reinen Humor, Kenntnisse, Scharfsinn und originelle Ideen. In dem einen Augenblick liess er das Gespräch in leichtem Flug zu den Dingen des alltäglichen Lebens niedergleiten, in dem nächsten schwang er sich zu einer Höhe der Betrachtung, zu einem Ernst empor, der mich ergriff und hinriss. Wenn mir jemand in diesen Momenten gesagt hätte: Kehre um, denn das Land des Manuel Rosas ist ein barbarisches Land — ich hätte jetzt schon, die Augen auf Don Francisco gerichtet, zur Antwort gegeben: Das ist nicht wahr — dieser

Mann da straft euch Lügen; es ist nicht die Art der Natur, solche Geister in der Wildnis der Barbarei wachsen zu lassen.

Zur Tafel begaben wir uns gemeinsam in den grossen Salon des Schiffes hinunter. Der Salon war vortrefflich eingerichtet, sowie denn unser Dampfer überhaupt eines jener herrlich gebauten und mit musterhafter Eleganz ausgestatteten Fahrzeuge war, an denen Italiens Handelsmarine so reich ist. Die Schiffsbemannung hatte ebenfalls nichts von jener lässigen Ungebundenheit, die den Italienern sonst eigen ist; alles zeigte stramme Disziplin, und ich will es gleich hier erwähnen, dass Kapitän und Offiziere ihrerseits stets auf der Kommandobrücke als Männer voller Energie, im Salon als Männer von liebenswürdigen Umgangsformen und vollendetem Takt erschienen. Im Salon gewannen wir auch den ersten flüchtigen Überblick über unsere engeren Reisegefährten aus der ersten Klasse. Nichts macht die Menschen so rasch mit einander bekannt und schliesst sie so fest zusammen, als der gemeinsame Aufenthalt auf einem Schiffe. Viele Duelle sind daraus entstanden, dass man jemanden hartnäckig fixiert; auf dem Steamer aber noch mehr als im Eisenbahnwaggon ist der Reisende dankbar für diese Aufmerksamkeit, er nimmt sie vorurteilslos, wofür sie Hugo Grotius genommen hätte: als Zeichen des appetitus socialis, des gesellschaftlichen Triebes, und kommt dem Bedürfnis des andern mit dem gleichen Bedürfnis entgegen. Das Schiff ist eine Art Börse für den Austausch von ersten Händedrüeken, höflichen Verbeugungen, Namensnennungen und neugierigen Fragen; es werden im Laufe der ersten Tage mehr Bekanntschaften geschlossen, als je ein Mensch Schlüsse auf der Effektenbörse in sein Notizbuch eingetragen hat. So gerieten wir denn im Laufe des Abends noch mit zwanzig, dreissig Menschen ins Gespräch, die wir nie zuvor gesehen. Wir fanden nichts von dem lästigen aristokratischen Zwange, den man so oft an den sogenannten vornehmen Reisenden Europas beobachtet. So ziemlich alle bürgerlichen Berufsstände waren in der ersten Klasse vertreten, Ärzte, Ingenieure, ausgediente Offiziere, sowie ein paar Herren, welche von ihrem früheren Beruf keine rechte Vorstellung gaben. Einige junge Argentiner, von einer Studien- oder Vergnügungsreise in die Heimat zurückkehrend, machten sich sofort durch ihr liebenswürdiges, gentiles Wesen bemerkbar. Am meisten fiel mir anfangs

eine Gruppe von Herren auf, welche sehr plebejische Gesichter hatten, und deren Finger nicht mit Ringen, sondern förmlich mit Goldklumpen bedeckt waren. Einer von ihnen hatte sein Söhnchen bei sich, einen ungezogenen Bengel, der an der Table d'hôte an jeder Schüssel roch und einmal gar mit den fünf Fingern in den Bratenteller hineingriff; das herausgeholte Stück liess er in der gleichen Weise wie der Lazzarone Maccaroni isst von oben herab in den Mund fallen. Der Vater des anmutigen Kindes sagte aber in demselben Augenblicke zu seinem Tischnachbarn: „Ein lebhaftes Kind, Signor! Heilige Madonna, was mich der Bursch kostet — ich hab' ihn von Buenos Ayres nach Genua geschickt; er war in einer noblen Schule, Signor, und er ist gut erzogen.“ Wie um dieser guten Erziehung den Zoll der gebührenden Achtung zu beweisen, erhoben sich im nämlichen Moment einige Damen mit blassen Gesichtern und eilten aus dem Saale. Bei Tisch noch eröffneten der Vater des Jungen und einige andere Herren mit dröhnenden Stimmen ein Gespräch, aus dessen Abgründen sehr häufig wie fliegende Fische aus dem Meere die Worte: Käse, Salami u. s. w. emporschnellten. Es war eben eine Gesellschaft von Wursthändlern, lauter reichgewordene argentinische Italiener, die nach einem Besuch in der Heimat wieder an den La Plata zurückkehrten.

Ich habe von Damen gesprochen, und da muss ich auch von dem Interessantesten und Liebenswürdigsten, was der „Nordamerika“ beherbergte, etwas sagen. Ich hatte in den Damen dieselben erkannt, deren Heiterkeit mich vor der Abfahrt so sehr choquiert hatte; doch nun müsste ich ihnen Abbitte leisten. Die Heiterkeit lag in ihrem Temperament oder in ihrem Beruf: es waren, wie ich jetzt erfuhr, Sängerinnen vom Mailänder Teatro della Scala, die sich zu ihrer alljährlichen künstlerischen Tournée nach Südamerika begaben. Don Francisco war über diese Entdeckung sehr vergnügt. „Eine dreiwöchentliche Seefahrt,“ sagte er, „ist ein schreckliches Ding, das reine Laudanum; es versenkt Sie in einen langen, schweren, bleiernen Schlaf, und dieser Schlaf heisst Langeweile. Oder man macht alle jene Stadien durch, welche Polonius beim Prinzen Hamlet konstatiert hat: man verfällt in Traurigkeit, dann in ein Fasten, dann in ein Wachen, darauf in Schwäche, Zerstreuung und Verrücktheit. Ja es ist so,“ fuhr er fort, als

ich über diese drastische Schilderung zu lachen begann. „Es ist so, ich kenne die Schrecken des Meeres, und tagelang Schachspielen oder beim Whisttisch sitzen macht das Übel noch ärger. Darum danken wir dem Himmel, dass er uns seine Musen zu Reisegefährtinnen gegeben hat. In ihrer Nähe giebt es keine Langeweile. Sie sind Kinder des Scheins, ich weiss es; aber was wollen Sie, mit der Portion Sorglosigkeit, die ihrem Charakter beigemischt ist, verwandeln diese phantastischen Bühnenmenschen selbst das ödeste Leben in einen tollen und malerischen Schnickschnack. Wir werden Gesang haben und ungeniertes Plaudern, heimliche Liebschaften, Intriguen, Eifersucht — kurz, wir werden uns nicht langweilen."

Während er mir dies zuflüsterte, liess die uns zunächst sitzende Künstlerin ihren Fächer zu Boden fallen. Es war eine reizende Erscheinung, die Erscheinung einer wahren Primadonna der Liebe; ihre Blicke waren förmlich ein hinreissendes Pianissimo weiblicher Galanterie. Don Francisco bückte sich rasch und überreichte ihr mit einer stummen Verbeugung den Fächer. Sie dankte mit einem Kopfnicken. Während wir nun weiter miteinander plauderten, bemerkte ich bereits reges Augenspiel. „Der Feldzug eröffnet?" fragte ich. „Mein Gott", antwortete er, „auf hoher See ist selten ein Mann stärker als Cäsar, und eine Künstlerin selten stärker als Kleopatra." Noch im Laufe des Abends waren wir den Damen vorgestellt, und wussten wir auch noch nichts über den Umfang und die Schulung ihrer Stimmen, so wussten wir doch soviel, dass die Damen wirklich hübsch waren. Auch ein junger, schöner Abbate wandelte unter uns herum, mit ruhigem Lächeln und welterfahrenen, klugen Augen ebenfalls bei dem Köstlichsten verweilend, was unser Steamer an Bord hatte. Er hörte mit vornehmer Geduld einem jungen Mann zu, dessen neue Kleider noch allzusehr nach dem Bügeleisen rochen. Sein frecher Blick und die verletzende Plumpheit seines Witzes schlossen ihn sofort von dem Rechte aus, eine vertraulichere Berührung beanspruchen zu dürfen. Er strömte einen Duft aus, den auf hundert Schritte Entfernung die Polizei riechen musste. Francesco definierte den Eindruck, den die Physiognomie und das Benehmen dieses Europamüden machte, kurz und drastisch mit den Worten: „furtum, der Diebstahl, furti, des Diebstahls, furto, dem Diebstahl, furtum, den Diebstahl." Wir

werden sehen, dass diese steckbriefliche Ahnung wirklich ihre Bestätigung fand. Im ganzen war unsere Reisegesellschaft etwas gemischt, und insbesondere war an Bord des „Nordamerika“ nicht jenes Blaublut anzutreffen, wie es auf fast sämtlichen englischen Steamern, die beispielsweise die grosse afrikanische oder indische Tour machen, zu Hause ist. Lords und Ladies reisen eben selten nach Argentinien; ich für meine Person aber tröstete mich damit, dass es amusanter ist, mit mitteilsamen, liebenswürdigen Menschen zusammen zu sein, als mit hochmütig-unnahbaren Göttern, die ihren albernen Ahnenstolz auch vor Haifischen und Walfischen nicht ablegen möchten. Aber freilich ist bei jedem Ding ein Haken, und es gehört viel Fassung und Verstand dazu, sich mit manchem Vorkommnis unter einer demokratischen Reisegesellschaft zu befreunden, das unter aristokratischen Passagieren vielleicht doch nicht möglich wäre. Demokratie ist schon gut, nur hässlich und unappetitlich muss sie nicht sein; unsere italienischen Wursthändler benahmen sich aber so hässlich und roh, dass ich einmal meinem Unmut offen Ausdruck gab: Wie kommen solche Leute her? Was haben die in der ersten Klasse zu thun? worauf mir aber mein Argentiner lächelnd eine Lektion in demokratischer Denkungsweise gab:

„Wie sie herkommen? Weil sie Geld haben, sehr viel Geld. Sie haben es durch Arbeit und Sparsamkeit, durch eine schier unbegreifliche Bedürfnislosigkeit zusammengescharrt; jeder von ihnen kommt arm wie eine Kirchenmaus an den La Plata und schwingt sich durch unmenschlichen Fleiss zu Besitz und Reichtum auf. Ihr Schmutz und ihre Unarten sind skandalös, ich fühle es so gut wie Sie; aber was wollen Sie, mit Salonsitten, Tanzmeistern und Glacéhandschuhen lässt sich nun einmal ein ungeheures Gebiet nicht kultivieren, Mille fleurs und Kölnisches Wasser riechen sehr angenehm, und doch werden Sie nicht mit den wohlriechenden Parfüms, sondern mit kräftigem, nützlichem Dünger den jungfräulichen Boden urbar machen. Lieber Freund, über die Italiener lasse ich nichts kommen; sie sind unsere besten Freunde, sie schicken uns die meisten Kolonisten, zehnmal soviel als England, Deutschland und Frankreich zusammengenommen. Gäbe Gott, dass wir ihrer nicht zwei- oder dreimalhunderttausend, sondern zwei und drei Millionen hätten, und dass es ihnen allen sehr,

sehr gut ginge. Wir dürfen die Einwanderer nicht verachten, denn wir können sie nicht entbehren; mit ihnen sind wir ein Kapital, das einst durch Zinsenzuwachs zu einem unermesslichen Kapital werden wird, ohne sie sind wir Sterbende mitten in einem Paradiese."

„Glauben Sie mir", fuhr er fort, „ich kenne die Aristokratien Europas; ich habe den Zauber gekostet, der von den uralten Geschlechtern ausstrahlt, die mit Gottfried von Bouillon zum heiligen Grabe zogen und deren Blut sich mit Klorindens Blut vermischte. Nun, meinen Sie, dass die tapferen Begründer dieser Geschlechter, dass die Tancreds und Balduins etwa die höfische Sitte ihrer heutigen Enkel hatten? Nein, mein Freund, diese romantischen Kreuzfahrer waren in Wirklichkeit eine Bande von ganz verzweifelt wilden Barbaren, barbarischer als diese armen Wursthändler, die mit den Fingern in die Schüssel greifen. Und die heutigen Aristokraten wieder, warum sollen sie mehr wert sein, als diese Arbeiter da? Etwa weil sie hochmütiger und unthätiger sind? So ein Wursthändler — es mag paradox klingen, ist aber doch so — vielleicht legt er mit seinem Würstemachen den Grund zu einem goldenen Zeitalter . . . Denn wir sind Republikaner, lieber Freund, und wir sind Arbeiter."

Während er dies sagte, hatte sich eine kleine Gruppe von aufmerksamen Zuhörern um uns gebildet. Nun hielt ihm ein Herr, ein wortkarger Deutscher, schweigend das Glas zum Anstossen hin, und die Primadonna flüsterte mit halbverschleierten Augen: Dottore, siete prezioso! Einer von den Herren aber, von denen ich gesagt, dass sie uns nur unbestimmte Vorstellungen von ihrem früheren Berufe gaben, ergriff Don Franciscos Hand und rief mit Emphase: „Sie haben mich begeistert, ich sehe, Sie sind ein Liberaler — ja, Sie haben recht: alle Menschen sind Brüder, und Arbeit schändet nicht." Die dick aufgetragene Schmeichelei und das spitzbübische Gesicht des begeisterten Herrn liessen mich ahnen, dass er in seinem Leben nichts gearbeitet haben müsste. Und richtig — ich fand ihn später in Buenos Ayres als Börsianer wieder. Ich für meine Person fühlte mich noch immer nicht veranlasst, einen der italienischen Wursthändler oder den kleinen in Genua erzogenen Schmutzfinken an meine Brust zu ziehen; aber ich darf wohl sagen, dass ich Franciscos Worte tief ins Herz schloss, und dass sie mich lehrten, wie vorurteilsvoll und ungerecht das euro-

päisch geschulte Urteil manchmal in Dingen ist, die wirklich die Welt bedeuten.

Ich muss noch einer Reisegefährtin erwähnen, die uns in Marseille zuwuchs. Seitdem diese bewegliche junge Dame an Bord gekommen war, vollzog sich eine kleine gesellschaftliche Revolution. Ihre Anwesenheit wirkte ähnlich wie des Dr. Ox Sauerstofffabrikation auf die träge Atmosphäre des holländischen Städtchens. Die Künstlerinnen sahen zur Seite, wenn sie sich näherte, die Wursthändler und der liberale Börsianer aber liessen ihre gemeinen Stimmen und schwerfälligen Witze noch einmal so laut erschallen. Sie fand sich sehr gerne darein, und ihr helles, klingendes Lachen schwebte auf dem Untergrund der begleitenden italienischen Bässe, wie die ausgelassene Gesangsstimme in einem Offenbachschen Cancan über dem prickelndtollen Wirbel der Instrumentierung. „Das sind die Präsente," sagte mir Don Francisco, „die uns Offenbachs Muse macht; Frankreich schickt uns leider viele solcher Kolonisten." Es gelang nur einem Einzigen, die berufsmässig emanzipierte Persönlichkeit dieser Dame im Zügel zu halten, und das war der Kapitän; wenn sie ihn näher sah, machte sie sich eiligst aus dem Staube. Fern von ihm aber gestattete sie sich wiederholt die skurrilsten Streiche. So z. B. machte es ihr ein besonderes Vergnügen, den Abbate schweigsam zwar, aber darum nicht minder hartnäckig und feurig zu belästigen. Es ist nicht nötig zu versichern, dass der junge Priester niemals weder die Würde seines Standes noch die Lebensart des hochgebildeten Mannes verleugnete; aber wieviel Kaltblütigkeit er auch besass, so litt er doch sichtlich unter den Blicken, mit welchen die Pariserin ihn verfolgte. Ihr frechster war aber auch ihr letzter Streich. Sie hatte mit einigen freigebigen Herrn tüchtig champagnisiert, und es war darüber die Nacht hereingesunken, als sich plötzlich die Saalthüre öffnete und die Gestalt des Abbate im Thürrahmen erschien. Mademoiselle Fanchonette setzte darauf den Champagnerkelch auf den Tisch, eilte auf den Eintretenden zu und bat ihn komödiantenhaft demütig in kummervoller Haltung, er möge ihr die Beichte abnehmen, sie sehne sich so sehr nach den Tröstungen der Religion. Es wurde bei dieser unerhörten Lästerung plötzlich so still im Saal, dass man eine Stecknadel fallen hören konnte. Der junge Priester machte sonst nicht den Eindruck allzustrenger Askese,

aber diesmal stand er einen Augenblick lang sprachlos da vor Zorn. Er ballte die Faust und schrie laut auf, mit einem Schrei solchen Schmerzes, solcher Wut, dass die elende Komödiantin erblasste, in Thränen ausbrach und verschwand. Der Kapitän, der Tags darauf von dem Vorfall erfuhr, wollte seine Polizeigewalt ausüben; es wurden alle verhört, die bei der Scene anwesend gewesen waren, und Mademoiselle Fanchonette hätte ihren unverschämten Übermut wohl mit ein paar Tagen Schiffskarzer gebüsst, wenn nicht der Abbate selbst vor den versammelten Zeugen allen mit wirklich edlen, menschlichen Worten sich ihrer angenommen hätte. Die Unglückliche war wie vom Blitz getroffen, als sie ihn zu ihren Gunsten sprechen hörte; sie versicherte laut weinend, dass sie berauscht gewesen sei, dass der Abbate recht habe, sie nicht für so schlecht und verderbt zu halten; sie schäme sich ihrer Frechheit und wolle gewiss keinen Skandal mehr machen. Nach einer tüchtigen Strafpredigt wurde sie dann mit heiler Haut entlassen. Und wirklich muss ich gestehen, dass seit der Zeit Fanchonette sich bescheiden und anständig, und zumindest nicht allzu auffällig benahm.

Aber ich darf, wenn ich von dem Auswandererschiff rede, der ungeheuren Mehrzahl der Auswanderer, unserer Zwischendeckspassagiere, nicht vergessen. Ich lernte hier das glückliche Temperament der Italiener besser kennen, als in zehn Jahren in ihrer Heimat. Es ist ein anderes, müssig herumzulungern auf dem neapolitanischen Posilipp oder auf den Kirchenstufen in Rom, und ein anderes, in geduldiger Heiterkeit die müssige Leere einer Seefahrt ertragen. Dort giebt es noch immer etwas, was den Blick beschäftigt oder den träumerischen Geist beim Spinnen und Weben im Gang erhält; hier auf der weiten See ist es eine Kunst, mit dem geringen Nährstoff auszukommen, der unserem Thätigkeitsdrange gegeben ist. Und nun, wie bedürfnislos sind die Italiener auch hier! In aller Frühe schon strömen sie in dichten Rudeln wie die Kaninchen aufs Deck, in Toiletten, wie sie niemand ausser einem Italiener zustande bringen kann. Was für Kopfbedeckungen! Was für Mäntel, Hosen und Röcke! Aus hundertfärbigen Lappen, die auf hundert Kehrichthaufen zusammengeklaubt sind, flickt sich der Italiener einen Mantel, den er mit königlichem Anstand trägt. Da sind Überreste eines Sackes, in welchem gedörrte Pflaumen

oder halbverfaulte Orangen verladen wurden, Reste eines Teppichs, der in einer Osteria die Tische, dann in einem Hotel den Fussboden bedeckte; da sind Fetzen von einer spitzenbesetzten Brokatrobe, von einem Kaschmirshawl, den einst eine Brillantenagraffe zusammenhielt, von einem Atlasmieder, hinter welchem sich ein schwellender Busen verbarg. Dieses Sammelsurium von Stoffen und Farben ist unbeschreiblich schmutzig und auch unbeschreiblich komisch, und doch bewegt sich darin der Italiener so frei, so leicht, mit solcher Anmut, wie ein Fürst, der des Spasses halber ein Bettlergewand angelegt und nun selbst über die lustige Vermummung lacht. Ein Märchen erzählt von dem holden Fräulein Aschenbrödel, wie ihre Schönheit zu Tage trat, trotzdem sie in einen Sack gesteckt wurde und im Aschenhaufen herumwühlen musste. So springt aus der schmutzigen, lächerlichen, bedenklichen Hülle auch dein unvergleichlicher Schönheitsgehalt hervor, du glücklicher Italiener! Wer weiss, vielleicht ist es auch deine Bestimmung, das Kunstideal Europas, das in deiner äusseren Erscheinung ausgedrückt ist, in die Welt deines Landsmanns Christoforo Colombo zu tragen und es dort einzupflanzen . . .

Lauter Individuen und Gruppen, die hundert Gallerien mit den köstlichsten Gemälden füllen könnten. Die einen liegen träge auf dem Rücken, blinzeln mit den Augen und treiben mit philosophischer Ruhe ein wichtiges Handwerk. Die Hand greift in den Busen, zieht etwas hervor, und der Gefangene wird zur Strafe des Todes durch Erdrücken zwischen zwei Nägeln verurteilt. Andere liegen auch und haben sich ebenfalls als Hinrichtungskommissionen in Permanenz erklärt, aber die Justifizierung erfolgt hier nicht schweigend, sondern unter Gesang. Das ganze Repertoire der italienischen Oper wird in täglich zwölf- bis sechzehnstündigen Proben durchgemacht. Delphine sind das Publikum, fliegende Fische die Rezensenten, und die Bühne ist das Meer; und da die Zuhörer unermüdlich lauschen und die Kritiker ewig schweigen, so sind auch die Sänger unermüdlich, und der Wind trägt rastlos in den grenzenlosen Weltenraum hinaus die Arien von Verdi und Donizetti, von Bellini, Cherubini und Rossini. Von Zeit zu Zeit wird aber mit dem Repertoire gewechselt, und die Oper weicht dem Volkslied, und wir hören dreissigmal die neapolitanische Canzona „Santa Lucia,“ fünfzigmal die „Mandolinata,“ hundertmal die

melodiöse „La Paloma." Oder es wird Mora gespielt, jenes merkwürdige Spiel, bei welchem die ganze Gestalt des Italieners Bewegung, Thätigkeit, gesättigtestes Leben ausdrückt. Oder die Wursthändler wollen einen allzuschmutzigen Talonkarton ins Meer werfen. Sofort steht ein Mann mit einem Imperatorenkopf vor ihnen und bittet, ihn mit den Karten zu beglücken. „Aber es fehlen fünf Karten." „Schadet nichts, Signor, schadet nichts, wir brauchen keine vierundfünfzig, neunundvierzig sind für uns genug." Wir sehen, wie man mit zehn Karten spielen kann. Allmählich erfahren wir, dass die menschliche Glückseligkeit überhaupt nicht an einen kompletten Talon gebunden ist. A propos Spielen — wenn das Meer irgendwo in der weiten Welt eine Spielkarte an das Land treiben sollte, die recht schmutzig ist, so stammt sie vom „Nordamerika." Die Herren brachten die meiste Zeit beim Dominospiel und bei den Karten zu und empfanden keine Langeweile.

Das Schönste waren unsere herrlichen Nächte. Hunderte von Italienern bevölkerten das Verdeck, Männer und Frauen durcheinander. Auf ihren Mänteln ausgestreckt, irgend ein Bündel unter den Kopf geschoben, lagen sie da, an ihre lärmende Beweglichkeit vergessend. Halblautes Geplauder überall; nur da und dort weint eine winzige Kinderstimme auf und wird durch Flüsterworte wieder besänftigt; da und dort die getragenen Rhythmen eines jener melancholischen Lieder, in denen die ganze Glut des Südens schlummert. Über uns die schweigende Pracht des Himmels, um uns das Meer — zwei Unendlichkeiten, die irgendwo in weiter, weiter Ferne ineinander verschwimmen. Oben die Sterne, und zu unseren Füssen der lange leuchtende Strom silberner Tropfen, die unter dem Kiel unseres Schiffes hervorquellen. Nichts ringsum zu sehen, als unser einsames Schiff und Wind und Wellen, Wellen und Wind fliessen zusammen zu einer süssen, grossen, schauerlich schönen Musik. Ich weiss nicht, wie man kalt bleiben kann gegenüber der Glorie des Meeres. Unsere Primadonna sagte schon am zweiten oder dritten Tag unserer Reise, das Meer sehe doch nur aus wie eine riesige Schüssel Wasser mit Seifenschaum; der Börsianer gar betrachtete es von allem Anfang an mit kalten, verächtlichen Blicken wie einen Stoss entwerteter Aktien. Für mich aber und meinen Argentiner war es ein Gegenstand immer neuer Bewunderung.

Namentlich eines Augenblicks erinnere ich mich, in welchem sich mir Franciscos Geist ebenso merkwürdig zeigte, als der Anlass gross und schön war, der seine Äusserung hervorrief. Es war die herrlichste Nacht, an die ich mich entsinnen kann, eine mondbeglänzte Zaubernacht, wie sie der Dichter besingt. Wir sahen den ewigen Wogentanz. Die Wellen hoben sich und fielen; wie sie sich aufbäumten, trugen sie Schaumkronen aus flüssigem Silber, und wie jede dann in den Schoss hinabglitt, den eine andere ihr geöffnet, schienen im Mondlicht aus der Tiefe vielfarbige Juwelen in feurigen Strahlen zu glühen. Einmal begegnete ein Dampfer unserem Lauf; nach einer Stunde wieder tauchte ein Schiff mit weissen Segeln aus der Flut auf und flog, wie von Lohengrins Schwänen gezogen, an uns vorüber. Eine unsagbare Stimmung bemächtigte sich meiner, ein weiches, unbestimmtes, romantisches Gefühl, dem ich nicht hätte Worte leihen können. Auch Don Francisco war ernst und nachdenklich gestimmt; aber statt in schwankende Empfindungen zu zerfliessen, wuchs er an Kraft des Gefühls und an Klarheit des energischen Denkens und Wollens. Er begann mit leiser Stimme über die unendliche Glorie zu sprechen, durch die wir uns bewegten, endlich sagte er, mit der ausgestreckten Hand einen Zug führend über den ganzen Horizont:

„Das Meer — wer es beherrscht, ist mächtig und unbesiegbar. Mein Vaterland Argentinien hat es auf Hunderte von Meilen zur Grenze; unser Küstenland ist ausgedehnter als die Küste Spaniens, Frankreichs und Englands zusammengenommen. Und doch — der Nordamerikaner ist bereits König in den nordischen Meeren, und wir sind es noch nicht im Süden. Warum? Weil wir Barbaren sind? Nicht doch, mein Freund, glauben Sie das nicht; wir sind noch jung, aber die Jugend ist ja zur Reife bestimmt, und so wird auch unsere Republik zu einem grossen und mächtigen Staat erstarken. Wir können uns heute noch nicht mit einem Liede schmeicheln, wie die Engländer mit ihrem Rule the waves, aber gewiss, dieses Rule the waves wird einst auch für unsere Politik zum kategorischen Imperativ werden.“

In Cadix wurden wir jenen zudringlichen Gentleman los, von dem ich früher gesprochen habe. Er wurde von einem Polizeikommissär abgeholt, um nach Italien zurückbefördert zu werden, denn er gehörte zu der modernsten Sorte der Europamüden, zur

weitverbreiteten Familie der Defraudanten. Eine der mitfahrenden Choristinnen war ausserordentlich empört darüber, dass der freche Gauner es gewagt hatte, sich in anständige Gesellschaft einzuschleichen, und machte einer jungen Kollegin bittere Vorwürfe, dass sie es gewesen sei, die sich zuerst mit dem lumpigen Kavaliere in ein Gespräch eingelassen hatte. Die Angegriffene überging darauf ihrerseits zur Offensive und behauptete, dass ihre erbitterte Kollegin „in diesen schmutzigen Briganten, diesen Bagnosträfling“ u. s. w. verliebt gewesen sei. Des Abends hörten wir aus der Kajüte zweiter Klasse, die die beiden Damen bewohnten, Hilferufe, so dass wir glaubten, sie hätten die Seekrankheit. Tags darauf aber präsentierten sich die beiden Choristinnen mit mässig zerschundenen Gesichtern, und die Primadonna bemühte sich, uns zu beweisen, dass die Seekrankheit auf einem Gesichte niemals solche Spuren zurücklasse, wie wohlgepflegte Fingernägel.

Endlich hatten wir die Säulen des Herkules passiert. Ein Gefühl der Bangigkeit überkam mich, als sich hinter uns die Linien, die das europäische Festland einrahmen, weit und immer weiter zurückzogen, und endlich die letzte Spur der gewohnten Erde entschwand. Don Francesco hob mit lächelnder Drohung den Finger, mir zu sagen: „Sind Sie schon jetzt amerikamüde?“ In der That, ich war es einen Augenblick. Ich war ja zuvor in Spanien ebensowenig gewesen als in Argentinien, aber so sehr hängen wir an eingelernten Begriffen, dass mir sogar der spanische Boden nicht fremd schien in dem Augenblicke, da unser Dampfer die Wendung nach dem amerikanischen Süden nahm. Oder welch' andere geheimnisvolle Macht war es, die mich in leiser Sehnsucht erzittern liess, als ob meine Wiege an den Ufern des Quadalquivir gestanden hätte? Würde man Spanien nicht zu Europa rechnen, sondern etwa mit dem Titel eines eigenen Weltteils beehren, so bin ich überzeugt, dass die Sehnsucht nach Europa schon an den Pforten Barcelonas und Valencias ihr quälerisches Spiel beginnen würde. So sehr hängen wir an Einbildungen und Schulbegriffen.

Übrigens begannen wir, je weiter wir uns in den Schlund des Ozeans stürzten, desto mehr die Einförmigkeit der Fahrt zu empfinden. Kein fester Punkt mehr, an dem wir den Fortgang unseres Schiffes hätte messen können; wie man bewegungslos festzustehen scheint, obgleich man den Lauf mitmacht, in dem der Erdball um

die Sonne sich schwingt, so sahen wir den ewigen Wogentanz, und es schien uns, dass wir gar nicht weiter kamen. Man wird müde und kleinmütig bei diesem wandellosen Anschauen der ewig gleichen Natur; man flüchtet sich, von ihrem Anblick nervös geworden, unter einem plötzlichen Antriebe zu den Menschen zurück, hört ihnen eine Weile zu, und wendet sich — eine unbestimmte heisse Unruhe im Herzen — missmutig wieder von ihnen ab. Man hat keine Freude am Buch, am Gespräch oder Spiel. Man sehnt sich nach etwas — aber wonach? Ich wusste und weiss es nicht, ich weiss nur, was ich empfunden habe.

Doch muss man nicht glauben, dass eine Seereise darum absolut in melancholischer Langeweile verlaufen muss. Wir verfielen z. B. einmal auf einen recht artigen Zeitvertreib, indem wir ein Pfänderspiel proponierten. Die Damen stimmten jubelnd zu. Als sie aber in die Stipulation willigen mussten, dass dem Abbate niemals die Strafe, eine Dame zu küssen, auferlegt werden solle, betrachteten sie ihre zierlichen Fussspitzen und waren sehr — zufrieden. Wir Männer standen auf dem Standpunkt des strengen Rechtes, mit welchem alle Privilegien unverträglich sind; wir wollten höchstens konzedieren, dass der Strafvollzug an dem Abbate nicht öffentlich, sondern geheim erfolgen sollte — aber da die Damen sowohl wie der Abbate entschieden dagegen waren, so verloren wir die Redeschlacht. Volenti non fit injuria.

So verging im Nichtsthun, Spielen, Schauen und Meditieren allmählich die Zeit. Doch muss ich einiger Momente noch erwähnen, bei denen die Einförmigkeit unserer Fahrt in lebhafter Weise unterbrochen wurde.

Das einemal geschah dies, als wir nach achttägiger Reise an der afrikanischen Insel San Vincente anlegten, um Kohlen zu fassen.

Als das Land wie ein zarter Nebelstreif am Horizont sichtbar wurde und dann immer massiger in kräftigen Kontouren hervortrat, begab sich an Bord ein förmliches Wunder heiterster Art. Das süsse Bewusstsein, dass es in der fliessenden Welt, in der wir uns befanden, doch noch etwas Festes gebe und dass wir gerade diesem festen Punkte zusteuerten, wirkte auf die vielen Seekranken, die wir an Bord hatten, mehr als alle Medikamente. Plötzlich waren alle gesund, drängten sich aufs Verdeck und verschlangen schier

mit ihren Blicken die sich nähernde teure Mutter Erde. Kolumbus war, als er das berühmte: „Land! Land!" rufen hörte, sicherlich nicht freudiger bewegt, als unsere Seekranken in dem Augenblick, da die Felsen von San Vincente aus dem Meer sich hoben. San Vincente, eine der Kaplandschen Inseln an der Westküste Afrikas, ist eine bedeutende Kohlenstation. Sie ist eine portugiesische Besitzung, und die behördlichen Organe tragen portugiesische Amtsmützen, das kolossale Geld aber, das von den Dampfern hier zurückgelassen wird, fliesst in englische Taschen, denn die Kohle wird von zwei englischen Gesellschaften geliefert. Portugal versieht also auch hier gleichsam nur Lakaiendienste. Wir machten uns in recht zahlreicher Gesellschaft auf, dem afrikanischen Weltteil einen Besuch abzustatten; die Wursthändler freilich rührten sich nicht von Bord weg. Ihnen war das Geld, das die Überfuhr kostet, lieber als die ganze Poesie. Übrigens ist St. Vincent das Land der Palmen nicht. Es besteht aus kahlen, trostlos öden Felsen. Aber die Insel hat etwas, wodurch die von sengender Sonnenglut überströmte Einsamkeit ihrer Felsen gewaltiger auf die Phantasie wirkt, als es alle tropische Pracht vermöchte. Denn die Natur hat diese im Weltmeer aufragende Steinmasse in einer ihrer seltsamen Launen zum steinernen Abbild Napoleons I. geformt. Aus der Entfernung betrachtet zeigen diese Felsrücken der bewegten Phantasie Napoleons Gestalt: er liegt da, die Arme über der breiten Brust gekreuzt, die Augen halb geschlossen, den Hut auf dem Haupte, den Degen an der Seite, rechts und links flattern die Enden seines Mantels, wie wir sie flattern sahen auf den Bildern des Helden von Marengo, des kleinen Korporals, des grossen Cäsars Napoleons. So hat die Natur, als wollte sie ihre Treue mit der menschlichen Treulosigkeit vergleichen, die Züge ihres grössten Helden einem einsamen Eiland im Weltozean schier unauslöschlich aufgeprägt.

In kleinen, von halbnackten Negern geführten Canoes gelangten wir ans Land. Ein paar europäisch gebaute Häuser, die Magazine der Engländer und die Esswaren- und die Käsehandlungen der modernen Ahasvere aus Genua, die durch die ganze Welt ziehen (um Geschäfte, nicht um den Tod zu suchen) — das waren die Repräsentanten der abendländischen Zivilisation. Zum erstenmal sahen wir auch halbnackte Negerinnen; sie sind nicht sehr appe-

titlich. Wir sahen auch Negerkinder — mit blonden Haaren; vielleicht hat da ebenfalls die englisch-europäische Zivilisation schöpferisch mitgewirkt. Nachdem wir schliesslich bei einem Genueser für ein Mittagsmahl, das keine fünf Sous wert war, zwanzig Francs bezahlt hatten, machten wir auf St. Vincent noch die grosse Entdeckung, dass unser Börsianer schwimmen könne. Wir badeten nämlich in einer kleinen schattigen Bucht und Herr W . . . stürzte sich unter solch' enthusiastischen Ausrufungen ins Wasser, dass ich fast glaubte, diese Freude sei ihm nicht allzuoft im Leben beschieden gewesen. Doch er hatte sich kaum auf Manneslänge vom Ufer entfernt, als ein freundlicher Portugiese, der uns zur Bucht geführt hatte, auf eine Frage die laute Antwort gab:

„O, bei St. Vincent giebt es schon Haifische, und sie nähern sich sogar sehr häufig in dichten Rudeln bis ans Land heran.“

Da stiess W. einen furchtbaren Schrei aus, der uns zusammenfahren machte, denn wir dachten schon, er sei verloren. Er aber jammerte: „O Gott, o Gott, hier sind Haifische?“ und lief schleunigst wieder aus dem Wasser. Wir übrigen nahmen aber trotzdem unser Bad und kehrten endlich in den Hafen zurück.

Unvermutet sollten wir auch auf St. Vincent Zeugen eines ausserordentlichen Ereignisses werden. Wir kannten — wenigstens vom Hörensagen — viele Arten der Fischerei, vom gemeinen Härings- oder Kabeljaufang bis zu der gefährlichen Jagd auf den Walfisch und dem mühsamen Suchen nach dem edlen Kleinod des Meeres, nach der Perle. Zum erstenmal aber sahen wir, alle wie wir waren, eine — Kohlenfischerei; ja, vor unsern Augen wurde aus der Meerestiefe, auf deren Boden man so vieles, nur keine Kohle sucht, echt englische Kohle in ganz respektablen Massen gehoben. Und das kam so: eine Lancia, ein grosses eisernes Boot, in dem die Kohle auf die Dampfer befördert wird, hatte bei einer Carambolage mit einer andern ein ungeheures Leck bekommen und war mit ihrer ganzen Kohlenfracht von 190 Sack gesunken. Die Bemannung nun hatte, bevor sie das sinkende Schiff verliess, an dasselbe mittels eines starken Seiles ein hölzernes Fass befestigt; so war durch das Fass die Stelle bezeichnet, an welcher das untergegangene Fahrzeug lag. Nun kamen auf ihren Canoes die Negerburschen herangeschossen mit lautem gellenden Geschrei

und einer leidenschaftlichen Verve, als ob es in einen heiligen Krieg ginge, um für den Preis von einem Frank per Sack die gesunkene Ladung wieder herauszufischen. Einer führte in jedem Canoë die Ruder, ein zweiter führte kauernd, über den Rand des Bootes vornübergeneigt, die vierflügelige Harpune, die an ihrem Griff an einem langen Seile befestigt war. Nun wirbelt das Eisen herunter und durchbohrt die Oberfläche des Meeres, und der Harpunier dreht jetzt das Seil, das er rasch ergriffen, so wie früher das Eisen mit höchster Anspannung der Kraft so lange und so geschickt, bis die Widerhaken in einen Sack geschlagen haben. Es ist nicht möglich, die fabelhafte Geschicklichkeit zu schildern, mit der die Neger ihre Arbeit verrichteten; in zwei Stunden waren 180 Säcke herausgefischt; ungeheurer Jubel begleitete die Hebung jedes einzelnen. Uns Europamüden schien es, als ob die braven schwarzen Jungen für ihre Leistung mehr als 180 Francs verdienen würden, schon wegen des Amusements, das sie unsern Augen verschafften, die nach der tödlichlangen Seefahrt gierig alles verschlangen, was Leben und Bewegung war, und so halfen wir denn mit Trinkgeldern nach. Am enthusiastischsten beteiligte sich unsere Pariserin, die ebenfalls ans Land gestiegen war, an der Kollekte, ja es schien, als hätte sie gerne noch mehr gegeben. Nur Herr W . . . schloss sich von der Kollekte aus — er zahlte immer nur mit liberalen und humanen Ideen.

Wir kehrten endlich auf unsere schwimmende Burg zurück, reichbeladen mit Geschenken, die wir in St. Vincent für unsere Lieblinge auf dem Zwischendeck eingekauft hatten. Einige wurden mit Käsestücken bedacht, die unter der afrikanischen Sonne zu Quellen fabelhafter Gerüche geworden waren, ein paar leidenschaftliche Tenöre erhielten Zigarren, von denen wir den gründlichen Ruin ihrer Stimmen erhofften — die Kerle waren aber an Cavourzigarren gewöhnt, und so brüllten sie uns denn mit ungeschwächter Kraft aus Rührung und Dankbarkeit ihre Opernarien vor. Das Hübscheste aber hatten wir für unser kleines Käthchen erstanden: ein hübsches Kleidchen und ein blaues Seidenband zum Schmuck für das gold'ne Haar, einen winzigen Sonnenschirm mit schöner Quaste und einen stolzen afrikanischen Fächer aus Kokosfasern und farbenglühenden Federn, dass sie sich damit fächeln konnte, ordentlich wie eine kleine Königin.

Bevor die Anker gelichtet wurden, sollten wir aber doch noch Haifische zu Gesichte bekommen. Sie umkreisten unsern Dampfer, und die Negerjungen trieben mit ihnen ein eigenes, furchtbares Spiel. Ein Haifisch taucht auf, und wie er sichtbar wird, schleudert jemand eine kleine Silbermünze in die Tiefe. Der Neger aber stürzt sich, um das elende Fünfsousstück zu erjagen, zehn Schritte vom Haifisch ins Meer, taucht unter und kommt als Triumphator mit der armseligen Beute wieder ans Licht. Schleuderst du hundert Münzen in die Flut — der Neger wagt sich hundertmal hinunter und wird dich obendrein noch einen generösen Herrn nennen, der den Nebenmenschen leben lässt. Mir ist dieses ganze Schauspiel unerträglich dumm, grausig und abscheulich vorgekommen. Die Leute sagen, der Haifisch rühre nicht an schwarzes Fleisch. Möglich. Möglich, dass ihn die Natur als Gourmand erschaffen hat, der nur dann gut gespeist hat, wenn ihm unter den Zähnen die Knochen und Knorpeln eines Nachkommen Sems oder Japhets knirschen. Wenn die Menschen Tiere sind, die an Gladiatorenkämpfen, Stiergefechten und diesen Haifischspielen Gefallen finden, warum sollte der Haifisch nicht auch einmal andere als animalische Regungen haben, warum nicht wählerisch sein in der Wahl der dummen Menschen, die er verzehrt? Das ist aber das Mass des ungeheuren Elends, in welchem der Neger sich befindet, dass er — ein Gladiator des Meeres, ein Toreador der Haifische — sein armes schwarzes Leben lachend riskiert — und um welchen Preis? Mit diesem letzten, traurigen Eindruck schied ich von St. Vincent. Das Gesicht zurückwendend sah ich wieder die Felsenmassen Napoleons Gestalt bilden, und nun flossen die Vorstellungen und Reflexionen ungesucht zusammen. Auch er hatte gespielt, auch er war ein Gladiator gewesen, und sein Ende war — die afrikanische Insel im Weltmeer, an deren Küste vielleicht ebenfalls die Negerjungen ihr Leben riskieren um ein Fünfsousstück. Ich atmete hoch auf, als endlich der letzte Strich von San Vincent von der Flut verschlungen war.

Ein sehr wichtiges Ereignis war auf unserer ferneren Fahrt das Passieren des Äquators. Der bedeutende Augenblick wurde mit grosser Spannung erwartet. Alles schaute in die Richtung hinaus, wo der Äquator liegen sollte; sogar das kleine Käthchen nahm herzlichen Anteil an der Sensation des Tages und bat, die

Mutter möchte ihr doch das neue Kleidchen anziehen, weil ja Feiertag sei. Die Mutter liess sich denn auch zu dieser Konzession an die berechtigten Ansprüche des Äquators bewegen. Die Pariserin wieder war, offenbar um dem Äquator ihre besondere Hochachtung zu bezeigen, in eine Robe gekleidet, die noch dekolletierter und durchsichtiger und noch mehr in die Höhe geschürzt war, als ihre bisherigen Toiletten. „Unter dem Äquator ist es am heissesten“ — erklärte sie mit weisem Ernst — „und da kann man kein geschlossenes Kleid tragen.“ Ihre frühere Gewandung nannte sie geschlossen. Für einige unserer Reisegefährten bedeutete aber das Herannahen der Mittagslinie geradezu den Bruch eines bösen Zaubers. Ein gewesener preussischer Offizier, der, ich weiss nicht warum, quittiert hatte, und ein deutscher Schulmeister wurden plötzlich zu ausserordentlich wichtigen Persönlichkeiten. Die Primadonna fragte sie: „Ich bitte Sie, Signori, was ist's denn eigentlich mit dem Äquator?“ und von diesem Augenblick kam über das Schiff ein unbeschreiblicher Wissensdrang, eine Art mathematisch-geographischen Wahnsinns. Es war plötzlich zu jenem idealen Lande geworden, in welchem sich die Frauen nicht mehr in die schmucken Uniformen und blitzenden Degen der Offiziere, sondern in die gebeugten Rücken, bebrillten Augen und pergamentenen Gesichter der Universitätsprofessoren verlieben. Man hielt Vorträge über Kopernikus und die Kant-Laplacesche Weltentheorie, dass den Rednern der Schweiss von der Stirne tropfte; man zog Quadratwurzeln und operierte mit sin α und cos β; unsere Künstlerinnen machten die drolligsten Bemühungen, das alles mit ihren hübschen, artigen Köpfchen zu begreifen. Aber umsonst — das bescheidenste Loxodrom, die unschuldigste Trajektorie blieb unverstanden, und wie vergeblich es ist, eine Künstlerin vom Teatro della Scala mit den geheimnisvollen Reizen des Äquators bekannt machen zu wollen, erwies sich vollends in dem Augenblick, als die Sextanten des Kapitäns nun wirklich die nächste Nähe der Linie anzeigten. In der letzten Stunde wurden mit derselben Pünktlichkeit, mit welcher man in Europa über das Befinden einer hohen Wöchnerin berichtet, Bulletins über den Sonnenstand und die Schwankungen der Magnetnadel ausgegeben, und unser schelmischer Schiffslieutenant versicherte den Damen, dass das Schiff nicht direkt die Linie durchschneide, sondern einen

Sprung machen müsse, um hinüberzukommen. Im entscheidenden Moment reichte er ihnen endlich, damit sie nach dem Äquator schauen, ein Fernrohr, zwischen dessen Objektivgläser ein feines Haar gelegt war. Die Damen blickten hinein, hielten das Haar für den Äquator und konnten sich von dem merkwürdigen Anblick nicht trennen. Das Haar, welches bei diesem Schelmenstreich dienen musste, war von Käthchens Goldkopf, und so, kleines Käthchen, trägst du eigentlich die Schuld, dass es im neunzehnten Jahrhundert einen blonden Äquator gegeben hat. Überhaupt ist nichts komischer, als der tiefe, abergläubische Ernst, der die Italienerinnen nach echter Frauenart in gewissen Augenblicken beherrscht; am liebsten hätten sie den Äquator zu einem Heiligen gemacht, wie denn auch richtig eine brave Piemontesin fragte, wer sein Schutzpatron sei. So war denn dieser Tag ebenso lehrreich, als reich bewegt, und er erhielt auch einen festlichen Anstrich, indem der Kapitän im Namen der Eigentümer des „Nordamerika“ der Reisegesellschaft ein hübsches Diner gab, bei welchem natürlich auch mit Champagner der fröhliche Toast ausgebracht wurde: Der Äquator soll leben. Da aber dieser in seiner bekannten Schweigsamkeit die schmeichelhafte Ovation wortlos hinnahm, so schilderte Don Francesco in einer witzigen Rede die Gefühle des Äquators, wenn reizende Künstlerinnen in seine Nähe kommen und er sie nicht sehen kann (weil er blind ist) und nicht küssen kann (weil er keinen Mund hat); worauf die Primadonna dem Redner um den Hals fiel und ihm stürmische Küsse mitgab — vermutlich zur Weiterbeförderung an den Äquator. Ich glaube aber, dass Don Francesco schon seit längerer Zeit diese Botendienste verrichtete. Als wir endlich über die Linie hinausgekommen waren und nach ihr zurückblickten, gab es mehrere, die den Äquator doppelt sahen . .

Aber nun folgte wiederum tagelang das wandellose Einerlei der Meeresöde, und in uns sprunghafte Stimmungen, eine nervöse Reizbarkeit, eine hartnäckig nagende Unruhe. Wie der Wind das dürre Laub erfasst und es nach Lust hin- und herträgt, so spielten die kleinen alltäglichen Vorfälle auf unserem Schiffe mit unseren Gefühlen. Ein Kind erblickte an Bord des „Nordamerika“ die Welt, und die ganze erste Klasse legte ihre Wiegengeschenke in die Windeln; ein Mann starb, einer unserer heitersten und gutmütigsten Sänger, und wurde in Leinwand gehüllt und mit Ge-

wichten beschwert ins Meer hinabgesenkt. Da kam ein ergreifendes Ereignis, das niemals meinem Gedächtnis entschwinden wird.

Wir befanden uns in der ruhigsten Region des Ozeans, es regte sich kaum ein Wind, die Luft war lind und lau. Der Sonnenball, zum Untergang geneigt, schwebte am Himmel in entzückender Pracht. Wie goldene Haarsträhne flossen seine Strahlen durch einen Kranz von herrlichen, tausendgestaltigen Wolkengebilden, die gleich Opalen in unsäglich zarten Farben erglühten. Das Meer leuchtete in purpurenen Flammen. Da stieg mitten im Purpur am Rande des Horizonts ein dunkler Punkt auf, er wurde immer grösser — ein Schiff kam uns entgegen. Auf der „Nordamerika“ wurde zum Flaggengruss Italiens Banner aufgezogen; doch wer beschreibt die Aufregung auf unserem Verdeck, als auch der Fremde Italiens Farben hisste! Die Windstille hatte uns nichts angethan, kein Sturm hatte uns gefährdet, wir hatten nicht Schiffbruch gelitten und wurden von keinem Piraten verfolgt — und doch, ein Taumel erfasste alle bei diesem Anblick. Es war das erste Fahrzeug, das wir seit St. Vincent sahen, und dieses Schiff fuhr dahin, woher wir kamen — nach Genua zurück.

Ein Zufall wollte es, dass die Schraube der „Europa“ (so hiess der uns begegnende Steamer) reparaturbedürftig wurde, sie signalisierte es uns, und nach zwei Stunden war die Havarie mit Hilfe unserer Ingenieure repariert.

Die beiden Dampfer hielten auf 100 Meter Entfernung von einander an, und die „Europa“ war bereit, unsere Briefe in die Heimat mitzunehmen. In kurzer Zeit war ein ganzer Stoss von Episteln fertig. Mancher Brief war an acht, zehn Familien zugleich gerichtet, denn ihrer acht, zehn aus derselben Gemeinde thaten sich zu einem Kollektivschreiben zusammen. Nur sehr wenige konnten schreiben, so dass vor den Schreibkundigen förmlich Queue gebildet wurde, die dann, die einen umsonst, die andern für ein kleines Entgelt, den armen Zurückgebliebenen in irgend einem italienischen Neste meldeten, dass die armen Auswanderer noch am Leben seien. Mitten in diesem rührenden Tumult sah ich Käthchens Mutter sorgenvoll in einem Winkel sitzen. „Nun, Sie schreiben nicht nach Hause?“ fragte ich. Sie senkte errötend die Blicke zu Boden. „Ich kann nicht schreiben.“ „Aber Ihr

Karl?“ Da brach sie in Thränen aus: „Karl ist mir seit drei Tagen sehr krank.“ Sie hatten eine vereinsamte alte Grossmutter, die irgendwo im bayrischen Hochgebirge von der Gnade ihrer Dorfgemeinde lebte; sie selbst zogen dem Vater an die Ufer des La Plata nach, wo es ihm, nachdem er früher in Brasilien zu Grunde gegangen, jetzt wieder gut ging. Ich schrieb ihnen nun ihren Brief an die Grossmutter, und ich schrieb auch getreulich Käthchens Worte hinein: „Liebe Grossmutter, ich bete zu Gott und habe ein schönes blaues Kleidchen, ich bitte Dich, komm zu uns und ich lasse Dich grüssen.“

Und wieder Abschied nehmen . . . Die „Europa“ geriet in Gang, und fröhliche Stimmen sandten uns von ihrem Bord Grüsse zu. Auch wir rollten nun unsern Weg dahin, westwärts mit der Strömung, der Sonne nach, die in ewig gleicher Bahn von dem einen zum andern sich wendet, die die einen verlässt, um den andern zu leuchten. Sei gegrüsst, entschwundene Sonne Europas — Amerikas Sonne, wir folgen deinem Zug . . . Mehrere Augenblicke war es bei uns so still, dass man den Fall einer Feder hätte hören können. Die zurückgehaltene Bewegung löste sich aber mit einemmale in einem mächtigen Ausbruch. Ein Italiener begann zu singen, und tausend Stimmen, junge und alte, schöne und hässliche Stimmen folgten ihm nach und schlugen plötzlich wild und ungeregelt, zu einem einzigen machtvollen Chor zusammen, der weithin in die Öde des Ozeans durchbrauste.

Ai nostri monti
Noi torneremo,
L'antica pace
Noi goderemo . . .

Sie sangen es nicht wie es in der Partitur steht, nicht sanft, träumerisch, klagend, wie ich es von tausend wahnsinnigen Azucenen gehört — nein, hier war kein gekünstelter Vortrag! Mit wilder, leidenschaftlicher Innigkeit kam dieses alte Stück, das alle Leierkästen spielen, aus den ungeschulten Kehlen, ein natürlicher Ausdruck der Heimatsliebe, die der Italiener mit sich nimmt, wohin immer er zieht. Wie ein alter Scherben geadelt wird, wenn Königslippen aus ihm köstlichen Wein trinken, so wurde jene Arie aus dem Troubadour durch den seelischen Aufschwung der Sänger zu einem grossen Hymnus an das Vaterland. Die Sonne

war bereits gesunken, die bläulichen Schatten des Abends kamen herangeschwebt, und mitten in dem unermesslichen Glitzern der Sterne leuchtete die Gloria auf des südlichen Kreuzes — doch die enthusiastische Stimmung auf der „Nordamerika“ dauerte noch immer an. Wie unser Schiff nach dem Süden jagte, so zog es Herz und Gefühl mit magnetischer Gewalt zu umgekehrtem Lauf in die Heimat zurück, und unter dem Kreuze des Südens erbrausten noch einmal die glorreichen italienischen Gesänge:

Si scuopran le tombe,
Si levan i morti —

Als die Sonne wieder aufging, sahen wir bereits Brasiliens Küste als feine Nebellinie herüberwinken, und sie blieb nun die übrigen Tage die stetige Begleiterin unserer weiteren Fahrt. Wir sahen nicht näher ins Land, aber was braucht es mehr, um den Träumer anzuregen, als einen freundlichen Schatten? So träumten wir denn, Don Francisco und ich, von dem was wir nicht sahen: von gewaltigen Strömen und weiten Paradiesen, von Schachten, in denen man nach Diamanten gräbt, von Urwäldern, in deren Herzen die Natur gigantische Bildungen schafft und zerstört, von Riesenbäumen, die in ein Netz von Lianen eingesponnen sind, von Baumriesen, die dichte Laubkronen zum Himmel emportragen, und deren Gezweige gleich dichtem Haar zur Erde niederfliesst, um wieder Wurzel zu schlagen. Wir träumten von buntfärbigen Papageien und dem fliegenden Juwel des Waldes, dem kleinen Kolibri, von diesem unendlich reichen, phantastischen, farbengesättigten Leben des brasilianischen Urwaldes. Ja, müde des heimatlosen Herumtreibens auf dem Ozean rettete sich die Phantasie zu dem Landstrich hinüber, der dort in der Ferne dunkelte, und verband Bekanntes und Unbekanntes, Selbstgesehenes und Geträumtes zu Vorstellungen von beglückender Schönheit. Grosses Amerika! so hebt schon dein erster, ferner Anblick den Mut und die gesunkenen Hoffnungen wieder, und der arme Auswanderer träumt gerne davon, dass sich auch an ihm der Zauber des Riesen Artäus erfüllen werde, dem die Berührung der Erde neue Kräfte gab.

Eines Tages sagte man uns endlich: „Morgen früh werden wir in Buenos Ayres sein.“

II. Am Ziele.

Die Nomaden des Meeres hatten wir jetzt die Zelte abzubrechen, die wir auf der „Nordamerika“ aufgeschlagen. Auf dem Schiff begann ein Auflösungsprozess, indem sich das Unterste zu oberst kehrte. Die Geschichte begann mit einer intensiven Reinigung des Schiffes, dessen Zwischendeck und Verdeck insbesondere während der nun zwanzigtägigen Reise zu einer Hölle an Schmutz und Gerüchen geworden waren. Ich weiss nicht, wieviel Eimer Meerwasser zu diesem Zweck verpumpt wurden, aber wenn unser „Nordamerika“ gleich einer schwimmenden Insel aus dem Meer hervorragte, so glichen die Wassermassen, die man heute über sein Deck ergoss, hübsch grossen Binnenseen auf dieser Insel. Wir Passagiere fluchten nicht wenig über diese reinigende Sündflut, denn sie jagte uns von Ort zu Ort, und überdies erfüllte sie die Luft mit dem schwammigen Geruch von ätzender Seife, feuchten Fetzen, Lauge und verduftendem Salzwasser. Nur die Pariserin schwebte auf hochgestöckelten Schuhen zwischen den schmutzigen Wasserlachen umher, gleich einem Amphib oder gleich jenen schimmernden Libellen, denen man an dunkeln Sumpftümpeln begegnet.

Für uns Passagiere war es vollends ein aufgeregter, arbeitsvoller Tag. Man hat seine Sachen in Ordnung zu bringen, und soviel man sich auch nach dem Lande gesehnt hat, so erfüllen einen die letzten Vorbereitungen zum Landen doch mit Wehmut und Bangen. Es ist eben dem Menschenherzen ein natürlicher Zug gegeben, sich nach dem Unbekannten zu sehnen, solange es fern ist, und zitternd zurückzuschauen in dem Augenblicke, da die Schwelle überschritten werden soll, die ins Unbekannte führt. Es ist kein Ding so alltäglich und gemein, dass sich nicht in der Wirklichkeit des Lebens Momente von tieferer Bedeutung daran knüpfen

würden. Das Kofferpacken ist ein herzlich gemeines Geschäft, aber ich schäme mich nicht zu sagen, dass mir schwer ums Herz wurde, als ich daran ging, und ich glaube sogar, dass weichere Gemüter in solchen Augenblicken heimliche Thränen vergiessen können. Denn alles gemahnt daran, dass wir uns der Pforte nähern, hinter welcher ein neues Leben für die meisten von uns beginnen soll. Nach dreiwöchentlicher Fahrt wieder hervorgeschleppt erfüllen die Koffer den Kajütenraum mit einem dumpfen, modrigen Geruch. Bei jedem Schritt stolpert man über irgend einen Gegenstand. Es will kein Gespräch in Fluss kommen, selbst der Ruhige wird von der Unruhe der andern angesteckt. Es giebt Augenblicke an diesem Tag, in welchen wirklich die vielen Gruppen, die das Deck bevölkern, wie Fische so stumm sind; andere Augenblicke, in welchen sich alle zu einem plötzlichen haarsträubenden Lärm vereinigen, worin du Bitten, Zurufe, Flüche, Thränen, Schimpfworte und spasmatisches Gelächter unterscheiden kannst. Ja, anders packt man Koffer zwischen Posemuckel und Schilda, und anders fünftausend Meilen von der Heimat entfernt, angesichts der Kontouren der amerikanischen Küste, wo du bereits die rauschenden Wellen zu fragen beginnst, ob sie nicht erzählen können von dem Schicksal, das den Fremdling an den fremden Gestaden erwartet . . .

In später Nacht langten wir in Montevideo an. Wir konnten nichts einzelnes mehr wahrnehmen. Wir sahen nur den Hügel, auf welchem die Stadt terrassenförmig aufgebaut ist, wie mit Leuchtkäfern ohne Zahl übersäet. Das waren die Lichter, die aus den Häusern und Strassenzügen herüberschimmerten. Noch in derselben Nacht dampften wir weiter, nachdem ein Lotse die Führung unserer „Nordamerika“ übernommen hatte. Denn die Strecke von Montevideo bis Buenos Ayres ist lästiger und gefahrvoller, als der Ozean in seinem Wüten.

Das ungeheure Mündungsgebiet — erklärte mir Don Francisco — ist von Sandbänken durchzogen, die mit gelben Zungen über das Flussbett hinausragen oder in zahlreichen Krümmungen unter der Oberfläche verlaufen. Selbst wenn man von einem guten Piloten geführt wird, ist man in diesem Gebiet der Wirbel und Flussengen noch immer grossen Fährlichkeiten ausgesetzt. Die argentinische Phantasie, die sich gerne zu den gigantischesten Projekten ver-

steigt, war doch nicht so kühn, eine Regulierung dieses ungeheuren Stromgebietes zu planen, und es wird auch noch mancher Tropfen ins Meer rinnen, bevor man daran ernstlich denken kann.

Als die Sonne wieder aufging — das einundzwanzigste Mal seit unserer Einschiffung — fand sie uns endlich auf dem silbernen Strome. Mir versagte der Atem, als ich die ungeheure Fläche übersah. Mir schien, wir seien noch auf dem Meere; aber in kleinerem Bogen stiegen die Wellen empor, sie glitten in trägerem Fall zurück, und ihre Brust hob und senkte sich in schwächeren Atemzügen. Das tiefe, satte Grün des Ozeans war entschwunden und mit ihm das duftige Blau, das uns bisher das Entfernte so schön verhüllt hatte. Das Wasser war über Nacht lichtgrau geworden; soweit das Auge blickte, schimmerte alles in seltsamem, bleichem Glanz, und wo in der Ferne der Morgennebel wallte, schien es, wie wenn ein Flug Tauben sein grauliches Gefieder zeigte, wie wenn ein Strom matten Silbers hier ausgegossen wäre, um ein Rahmen zu sein für das dunkle Grün, das hinter uns noch aus weiter Ferne winkte. Aber die Sonne stieg am Himmel und enthüllte mir schier endlose Weiten. Zu meiner Rechten sah ich eine dunkle Linie immer mehr und mehr verblassen — es war die Küste von Uruguay. Zu meiner Linken hob sich eine scharfe, gelbliche Linie vom Himmel ab, und über ihr lag etwas wie ein feiner, graubrauner Schleier, wie leichter Rauch. Bald sah ich sie genau, bald entschwand sie mir für Augenblicke — vielleicht täuschten mich meine getrübten Augen . . . Aber Don Francisco wies hinüber und sagte:

„Ja, dort liegt **Buenos Ayres.**“

Ich will nicht von der Aufregung sprechen, die sich meiner und meiner Reisegefährten bemächtigte, nicht von den Gefühlen, die mich durchströmten, nicht von der Welt von Hoffnungen und bangen Zweifeln, die sich in unsern Blicken malten. Wir standen an der Pforte eines neuen Lebens, das uns jetzt die aufgehende Sonne zum erstenmal zeigte — wer einen solchen Augenblick nicht in seinem eigenen Leben erfahren hat, der wird die Wallungen des fremden Gemütes nicht nachzuempfinden vermögen.

Endlich ein Schuss, ein Signal, und Fermi! — die Seefahrt war zu Ende, wir hielten auf der Rhede von Buenos Ayres. Wir waren aber noch fünfzehn bis achtzehn Seemeilen vom Lande

entfernt, denn der La Plata ist so seicht, dass Schiffe von grösserem Tiefgang sich nicht weiter ans Ufer heranwagen dürfen. Zuvörderst legte nun ein kleiner Dampfer an unserem Backbord an, dem die Beamten der Hafen-Sanitätskommission entstiegen, um das Patent des „Nordamerika“ zu prüfen. Ich starrte sie neugierig an, weniger wegen ihrer behördlichen Stellung, als wegen ihrer menschlichen Gesichter — denn immer erschienen mir in einem fremden Lande, wohin die Wogen des Lebens mich verschlugen, die ersten Menschen, denen ich begegnete, als das grösste Wunder, und immer war ich dann erstaunt, keine Fabelwesen zu finden, sondern Menschen, die uns Europäer nicht beschämten. Nun sah ich, dass auch argentinische Hafenbeamte nicht ausserhalb der Gesetze der Natur stehen; sie haben Hände und Füsse wie die Europäer, sind von Gesicht, Kleidung und Manieren vollendete Gentlemen, und sie bewegten sich mit solch' höflichem, freiem Anstand, wie guterzogene Edelleute in einem Salon. Aber freilich, das eben ist ja das Wunder, das in Europa so selten ist, dass Hafenbeamte weder militärisch steif, noch mürrisch und grob sind, und dass sie bei einem Frühstück, zu welchem der Kapitän sie lud, den Wein als Feinschmecker tranken, und nicht als — Professionstrinker. Nun begann aber die höchst lästige Prozedur einer doppelten Überladung von Passagieren und Frachten. Zuerst mussten wir unter unbeschreiblichem Lärm auf kleine Dampfer oder Segelboote, deren jedes 100—200 Menschen fasste, und zwei Meilen vom Lande hiess es wieder, in kleine Kähne umsteigen. Abgesehen von der Verteuerung der Fahrt kommt es hiebei bei stärkerem Wellengang, oder wenn zwei Fahrzeuge karambolieren, zu höchst verdriesslichen Scenen. Der La Plata ist zwar ein schöner Strom, aber wenn man beim Umsteigen von der schmalen Schiffsbrücke ins Wasser stürzt und vielleicht gar in Lebensgefahr gerät, so ist dies auch auf dem La Plata nicht angenehm.

Ungefähr zwei Meilen vom Lande entfernt wird endlich Buenos Ayres voll und ganz dem Auge sichtbar. Das Auge, an den flüssigen Wogenzug gewöhnt, schweift frei über eine ungeheure, nur hie und da leicht gewellte Ebene, und sie ist, soweit der Blick reicht, mit einem Meer von Häusern bedeckt, aus dem nur hie und da die höhere Türmung einer Kirche aufragt. In dieser Ausdehnung der Stadt liegt etwas Gewaltiges; und doch, wenn

der Blick ins Einzelne zu gehen anfängt, vermisst er die Mannigfaltigkeit, die individuellen Gestaltungen, die eigenartigen, grossen Gruppierungen. Alles scheint auf das Gleichmass der Dinge gerichtet zu sein, die Strassen und Gassen liegen vor uns nicht wie Schöpfungen des freien Lebens, sondern wie fabriksmässige, geometrisch abgezirkelte Linienzüge. Alles schnurgerade, alles in rechten Winkeln sich schneidend, als ob die Stadt nach dem Plan eines Schachbretts gedacht wäre, als ob man in ihr einen steinernen Dythirambus auf die Uniform oder auf das Kerkerzellensystem hätte dichten wollen. Übrigens wird dieser Eindruck rasch von anderen Eindrücken verdrängt. Wir nähern uns dem Lande. Längs des Quais steigen hübsche Gebäude vor uns auf. Das ganze Gelände ist von einer vieltausendköpfigen Menschenmenge überflutet. Ein unbeschreiblicher Lärm tönt vor, neben und hinter uns. Es ist eine Massenwirkung von ausserordentlichem Effekt; alles sagt uns, dass eine grosse Handelsmetropole es ist, die wir betreten.

Unser Kahn rudert der Landungsbrücke zu, die wie ein ungeheurer Arm weit in den Fluss hinausreicht, und endlich, endlich nach langen einundzwanzig Tagen kann der Fuss wieder auf festen Boden treten. Aber die ersten Schritte schon, die man auf der Brücke macht, müssen wieder die verdriesslichste Stimmung und alle kritischen Geister wachrufen. Denn die Brücke ist zu eng für den gewaltigen Verkehr, dem sie dienen soll, so dass man von allen Seiten gepufft und gestossen wird, und sie ist nicht aus Stein oder Eisen errichtet, sondern aus elendem Balkenwerk, so dass man bei jedem Schritt stolpert, durch hundert Ritzen und Sparren in die zähmende Tiefe hinabblickt, mit dem Fuss zwischen zwei auseinanderklaffende Balken gerät, und stellenweise mehr auf einer schwingenden Basssaite, denn auf einer festen Unterlage sich zu befinden glaubt. Muss sich denn der Fremde den Eintritt nach Buenos Ayres mit tausend Schmerzen und Ängsten erkaufen? Diese hölzerne Landungsbrücke ist ein Skandal und überdies ein gefährlicher Skandal, denn sie wird sicherlich einmal der Schauplatz eines grossen Unglücksfalls sein. Man sagte mir, dass ihre Reparaturen bereits eine unendliche Menge Geldes verschlungen hätten, ferner, dass zahllose Projekte für einen entsprechenden Hafenbau und insbesondere für den Neubau einer grossartigen,

zweckdienlichen Brücke bestehen. Das ist sehr schön, aber Projekte sind bekanntlich das gefrässigste Element, und Argentinien gerade ist so recht das Land, in welchem die Projektenmacher von der Nichtausführung ihrer Ideen grösseren Vorteil haben, als von deren schleunigster Realisierung. Was also ist mit den verschleuderten Geldern geschehen? so frägt der Ankömmling. Der Einheimische antwortet darauf mit schlauem Augenzwinkern: „Sie müssen nicht allzu neugierig sein — amerikanische Zustände!“ Doch um zur Hauptsache zurückzukommen: mitten unter den ärgerlichen Gefahren findet sich der Fremde beim Landen auch von Gefahren heiterer Natur umringt: es sind dies die Changadores, Dienstmänner, die sich zu zwanzig und dreissig auf ihn werfen und französisch, spanisch und italienisch bunt durcheinander sich bemühen, ihn abzufangen. Ich fand einen braven, geschwätzigen Italiener, der unter der Last der Gepäckstücke keuchend, doch nicht in seinem Redeflusse innehielt, und während er mich zum Zollamt führte, alles daransetzte, um mir die möglichst rasche Orientierung zu verschaffen. Was ich nun auf dem kurzen Wege von der Landungsbrücke zum Zollhaus sah, darüber werde ich noch an besonderer Stelle sprechen müssen; hier darf ich nur die kleinen Striche zusammentragen, wie sie sich mir zu dem ersten Eindruck zusammenfügten. Es ging zur Zollrevision, und diese ist nun einmal kein angenehmes Geschäft. Mit Ausnahme weniger Artikel — Kleider und Wäsche — wird alles mit Zöllen, die bis zu einem Viertel des Wertes reichen, belegt, was einerseits zum Schmuggelhandel zwingt und andererseits die Beamten zu einer höchst peinlichen Schmuggel-Riecherei veranlasst. Insbesondere auf Schmuck und Juwelen wird rastlos Jagd gemacht, und es giebt infolge dessen keinen Winkel des Koffers, der nicht aufgedeckt, kein noch so diskretes Herren- oder Damengewand, das nicht vor dem misstrauischen Revisionsbeamten ausgebreitet werden müsste; denn in der That, man hat schon in ganz unglaublichen Verstecken Juwelen gefunden. Kein Wunder, dass sich die Weltanschauung des Douaniers in den Worten zusammenfassen lässt: „Alle Menschen sind Schmuggler, nur sind noch nicht alle erwischt worden.“ Indessen sind die argentinischen Zollbeamten wenigstens in der höflichen Ausführung ihres Amtes andern, z. B. den italienischen unendlich weit überlegen. Sie sind nicht hochnäsig und flegelhaft,

und der Reisende muss nicht, wie es beispielsweise in Genua so oft geschieht, stundenlang in der grössten Sonnenglut auf die Erledigung warten. Freilich, Verdruss sieht man im Zollhaus von Buenos Ayres trotzdem genug; denn was verheimlicht wird, verfällt dem Staate, und der unerfahrene Einwanderer verheimlicht leider allzuviel. Ist aber das Zoll-Martyrium überstanden, so ändert sich für den unbemittelten Immigranten die Situation in freundlicher Weise. Ein Beamter der Regierung geleitet ihn in ein gesundes, grosses Gebäude, in dem früher die italienische Kolonie ihre Ausstellungen veranstaltete, und das jetzt die Einwandererherberge bildet. Hier ist er durch volle fünf Tage Gast der Einwanderungsbehörde; er geniesst vollkommen unentgeltlich ein reinliches und bequemes Logis, gute und ausreichende Beköstigung, inbegriffen Getränke, und wird dann nach Ablauf der fünf Tage ebenfalls kostenfrei nach jedem beliebigen Punkte des Landes befördert, den er sich zur Ansiedelung auserwählt hat. Ich war nicht in der Lage, von den Benefizien des Einwanderungsgesetzes Gebrauch machen zu müssen, und so liess ich mich von meinem Changador, nachdem ich gottlob endlich zollbehördlich vidimiert und freier Herr meiner Handlungen war, in ein Hotel führen, das mir Don Francisco beim Abschied rekommandiert hatte. Mein Changador gefiel mir, und so engagierte ich ihn, nachdem er meine Sachen abgegeben hatte, sofort auch als Cicerone für den Spaziergang nach dem Essen.

Unterdessen sah ich mich im Hotel um — europäisch. Mein Zimmer europäisch, die Restauration europäisch, der Marqueur zwar nicht im Frack wie in Wien aber streng europäisch. Das Haus selbst eine luxuriös überfirnisste Zinskaserne mit kühler, steifer Talmi-Eleganz im Innern, gerade so als ob man sich in Paris, Wien oder Berlin befände. Als man mir aber zu servieren begann, merkte ich sofort den Unterschied. Nach dem dritten kam ein vierter, nach diesem ein sechster und achter Gang, alles in Portionen, die für den Appetit eines vorsündflutlichen Lebewesens berechnet zu sein schienen, das ist Sitte in Buenos Ayres, und darnach wäre Argentinien der rechte Aufenthalt gewesen für jenen berühmten brandenburgischen Ritter Schweinichen, der einst eine um eine hohe Säule gewundene Wurst verzehrte; er begann beim Säulensockel, und dem Laufe der Wurst folgend war er

nach drei Tagen in kühnen Spiralen beim jonischen Kapital angelangt, wofür ihm sein erlauchter Landesherr seine ganz besondere Anerkennung aussprach. Die Restaurateure von Buenos Ayres lassen sich für ein solches Kraftessen nicht einmal viel zahlen; man rechnete mir für Zimmer und ganze Station alles in allem täglich 10 Frs. Selbstverständlich schied ich von dieser ersten Mahlzeit an den Ufern des La Plata mit der tiefen Überzeugung, dass in Buenos Ayres entweder alle Menschen oder kein einziger an Magenkrankheiten sterben.

Nach der Mahlzeit stürzte ich mich, geführt von meinem Changador, in das Getümmel der Strassen und Gassen, doch der Leser wird verzeihen, wenn ich nun nicht bloss erste Eindrücke aufzeichne, sondern hie und da der Zeit vorauseilend auch meine nun langjährige Kenntnis von Buenos Ayres sprechen lasse.

Hier nehme ich auch Abschied von dem edlen Argentiner, der mich die ersten Einblicke in das Wesen und den Charakter seiner Heimat thun liess. Don Francisco T . . . spielte in meinem späteren Leben keine geringe Rolle, er blieb der treue Freund, wie er mir in den Tagen unserer Seefahrt erschienen war, und ohne dass ich seinen Namen nenne, wird der Leser in den folgenden Blättern noch oft Don Francisco's Geist und seine charakteristische Rede zu erkennen vermögen. Doch nun schliesse ich mit dem persönlichen Erlebnis ab und wende mich zum Allgemeinen.

Zuvor einige orientierende Ziffern.

Buenos Ayres mit seinen 380,000 Einwohnern bedeckt einen Flächenraum von fast 5000 Hektaren Landes. Als Metropole der südamerikanischen Union ist Buenos Ayres der Sitz der Nationalregierung, des Nationalkongresses, des obersten Gerichtshofs, sowie der bei den argentinischen Staaten accreditierten fremdländischen Diplomaten. Ferner ist die Stadt auch die Residenz eines Erzbischofs. Sie besitzt eine der beiden Nationaluniversitäten (die andere befindet sich in Cordova), die in drei Fakultäten gegliedert ist, und zwar in die rechts- und staatswissenschaftliche, medizinische und mathematisch-physikalische Fakultät; ein herrliches naturhistorisches Museum, welches namentlich durch seine Sammlung der südamerikanischen Fauna berühmt ist; ein Museum für Anthropologie und Archäologie; ein hydrographisches und ein spezifisch nautisches Institut, eine geographische Anstalt, ferner viele private

Vereinigungen wissenschaftlichen Charakters. Die schöne Nationalbibliothek umfasst an 70,000 Bände, neben derselben existieren an den behördlichen Stellen sowie insbesondere reicher Privatleute Bibliotheken, die sich ebenso durch Bücherzahl wie durch wissenschaftlichen Charakter auszeichnen. Ferner seien erwähnt die 8 Theater von Buenos Ayres, sowie von hervorragenden Wohlthätigkeits- und anderen teils öffentlichen, teils privaten Instituten: 11 Hospitäler, 2 Irrenhäuser, 1 Waisen-, 1 Taubstummenasyl, 1 Invalidenhaus, eine Gebäranstalt, ein sehr bedeutendes Strafhaus, sowie ein Korrektionshaus für Frauen. Von der Einwandererherberge haben wir bereits gesprochen und ebenso von dem grossartigen Zollhaus; man nehme noch 7 Banken und unzählige Warenhäuser, in deren Diensten circa 1000 Paketdampfer verkehren, dann 5 Bahnhöfe, eine grossartige Waren- und Effektenbörse, Telegraphen und Telephongesellschaften, drei Gasgesellschaften, Wasserleitung, Tramway, 45 Druckereien, in denen beispielsweise 98 Tagesjournale erscheinen, u. s. w. u. s. w.

Wir befinden uns also in einer grossen, aber was noch mehr ist, in einer in grossartigstem Maasse emporblühenden Stadt. Jede Minute, die man ihrem Studium widmet, trägt uns neue Bilder, neue Erfahrungen zu; man findet sich in dieser fremdartigen Welt wie vor ein Kaleidoskop gestellt, und ins Ungemessene wächst unsere Verwunderung, wenn mitten im bunten Wechsel des Unbekannten doch wieder bekannte und wohl vertraute Züge uns anlächeln. Wir wenden uns wieder dem Quai zu und haben wieder das überwältigende Massenbild vor Augen, das uns beim Landen aufgefallen ist. Das ganze Ufergelände hat den Charakter einer grossartigen Handelsstätte. Vor uns auf dem Fluss die ungezählten Schiffe, die Waren trugen oder aufnahmen; die Krane ächzen unter der Last, tausende von Händen sind beschäftigt, um die Schätze des Bodens oder der Industrie, die hier von und nach allen Weltteilen verstreut werden, aufzunehmen. Inmitten alles dessen das Zollhaus. Ein gewaltiger Bau, der in Formen und Dimensionen an die römischen Arenen erinnert. Zwischen den beiden langgestreckten Seitenflügeln springt der Mittelbau in mächtigem Halbrund gegen den Fluss hervor, wie eine riesenhafte Bastion gegen den anstürmenden Feind, eine Schutzwehr gegen die Brandung. Der blosse Anblick dieses Gebäudes sagt, dass es nicht zu ge-

wöhnlichem Zwecke dient; wem sich aber sein Inneres öffnet, dem erschliesst sich ein Einblick in den Weltverkehr. In diesen Räumen gehen alljährlich Waren im Werte von 5—600 Millionen Pesos fuertes = über eine Milliarde österreichischer Gulden, aus und ein. Man fühlt sich hier von jenem Geiste umweht, der in London und Liverpool oder auf dem Broad-Way von New-York waltet, von jenem kühnen Geiste, vor dem die Entfernungen schwinden und der die Welten einigt. Rechts von der Landungsbrücke zieht sich längs des Quais eine reizende Parkanlage hin, welche ein merkwürdiges, für Buenos Ayres doppelt charakteristisches Denkmal trägt: es ist die einzige gute Skulptur, die am La Plata zu finden ist, und zwar ist es das Mazzini-Monument, das Denkmal also nicht eines Argentiners, sondern des grossen italienischen Patrioten, und ausgeführt nicht von einem Argentiner, sondern von dem Italiener Monteverde.

Verlassen wir nun die Landungsbrücke und wenden uns gegen links dem eigentlichen Zentral- und Knotenpunkte der Stadt zu, so gelangen wir an einen Bau, über dessen Charakter sich der Europäer nicht klar wird. Vor dem Gebäude herrscht ein beträchtlicher Menschen- und Wagenverkehr; aber wie passt dies zum anmutigen Villenstil, welcher Europäer wird den Schweizerstil mit seinen zierlichen Holzgiebeln, der eigenartigen Balkenfügung und dem reichen Schnitzwerk mit einer Verkehrsanstalt ersten Ranges vereinbaren können? Aber es hilft nichts, dieses Gebäude ist der Zentralbahnhof. Übrigens hat mich kein anderer als mein schlauer Changador bei meinem ersten Rundgang auf diesen Widerspruch aufmerksam gemacht, indem er mir mit pfiffigem Lächeln sagte: „Als ich vor einigen Jahren herüberkam, Signore, glaubte ich, das wäre ein Theater: Madonna santissima, wie erstaunte ich aber, als ich hörte, das sei der Zentralbahnhof! Die Leute bauen hier sehr kurios; kennen Sie, Signore, unseren Bahnhof in Genua? Dort habe ich gedient, er ist eine Festung, ein schweres Gebäude, hier aber baut man einen Bahnhof so leicht; übrigens, auf einem Bahnhof bleibt ja niemand lange, man kommt, kauft eine Karte und fährt weg, wozu also schwere Mauern aufführen?“ Nun, kann man sich ein schärferes und ungekünsteltere Urteil über die Raison eines solchen Baustiles zu hören wünschen, als es mir mein braver Dienstmann in dem Privatissimum, das er mir

hielt, vortrug? Und ich muss sagen, dass ich auch in der Folge von dem Scharfblicke meines Naturarchitekten ebenso profitierte, als mir sein unermüdlich heiterer Humor zum Amusement gereichte.

In derselben Richtung weiter marschierend kommen wir nun an Bauwerken vorüber, die in der That einer Grossstadt zur Ehre gereichen. Es sind dies kunstvolle Renaissancebauten, schön gegliedert und in ihren einzelnen Teilen ebenso anmutig geführt, als sie in ihrer Massenwirkung ungewöhnlich bedeutend sind. Dies sind zumeist öffentliche Gebäude, das Regierungshaus, das Post- und Telegraphenamt, das Kongressgebäude, das Rathaus, die grosse Oper, der Dom, der an die Madeleinekirche in Paris erinnert. Sie alle konzentrieren sich in einer Gruppe, die einerseits am Flussufer liegt, andrerseits den grossartigen und imponierenden Victoria- und 25 De Mayo-Platz bildet. Kein schönerer architektonischer Gedanke, als diese stolzen Bauwerke an die Ufer des La Plata zu stellen. Es liegt darin eine gewisse Symbolik, von der wir uns gerne gefangen nehmen lassen. Der Doge von Venedig schleuderte alljährlich einen Ring ins Meer, um die Republik von San Marco mit dem Ozean zu vermählen; Argentiniens Paläste blicken in heiterer Schönheit auf den Strom hinab, der die Grossmacht der südlichen Konföderation bedeutet.

Vom Victoriaplatze uns nach rechts wendend durchschneiden wir kreuz und quer mehrere langgestreckte Zeilen, in welchen sich Lagerhäuser, Depots und Warenmagazine schier endlos aneinanderreihen. Hier sind die eigentlichen Niederlassungen des Handels, die Heimstätten der Arbeit; hier herrscht der kräftige Pulsschlag einer Handelsmetropole. Für den Laien ist es gefährlich, sich in diese Bezirke zu verirren; in dem hastigen, schnell dahineilenden Menschenstrom wird er rücksichtslos geschoben, bei Seite gestossen und mitgerissen, bis er endlich fühlt, dass er im Wege steht. Es ist immer bezeichnend für den Geist einer Bevölkerung, in welchem Tempo sie sich durch die Gassen bewegt. In einer schläfrigen, friedhofähnlichen Pensionsstadt kann man auf der Strasse höfliche, abgemessene Begrüssungen austauschen; in den Handelszentren von Buenos Ayres aber giebt es Rippenstösse für den Langsamen, oder er läuft Gefahr, von einem der berghoch bepackten Lastwagen und Packträger niedergestossen zu werden. Selbstverständlich ordnet sich hier mehr als irgendwo anders der Baustil

der Häuser dem Zwecke, dem sie dienen, unter. Nichts von Palästen, kein Firnis, kein äusserliches Schmuckwerk. Die Häuser blicken mit einfachen Fassaden, die dem Tone eines kaufmännischen Buchauszuges gleichen, auf die Gasse hinab, und in ihrem Innern herrscht kein anderer Komfort als der, den die tote Ware verlangt. Hier sieht man tiefe Hofräume, in welchen Tausende von Kisten und Ballen aufgeschichtet werden, weitläufige Hallen, die von unten bis zur Decke vollgestopft sind. Eines aber wird dem Beobachter des Handelsviertels angenehm auffallen: trotz des hastigen, geschäftigen Verkehrs findet man hier nicht jenen mephitischen Dunst und die kohlenschwangere Stickluft wie in Lyon, Marseille und dem Pariser Mairais und speziell nicht jenes schmutzige, baufällige Sparren- und Balkenwerk, das die Häuser der Londoner City und des Themseufers zum Aufenthalt für Verdammte qualifiziert.

Die Haupt-Arterie von Buenos Ayres, eine Strasse, welche die Stadt in unabsehbarer Länge durchschneidet und gleichsam in zwei Hälften teilt, und überhaupt eine der gewaltigsten Zeilen, die man sich denken kann, ist die Calle Rivadavia, die ihren Namen nach dem ersten Präsidenten der südlichen Konföderation führt. Biegt man von ihr aus in Kreuz- und Querzügen ab, so lernt man sehr bald den Charakter dieses merkwürdigen Strassen-Schachbretts kennen, das sich Buenos Ayres nennt, und das mit der geometrischen Regelmässigkeit seiner geraden Linien und ihrer Schneidungswinkel, seiner symmetrisch abgezirkelten viereckigen Häuserblöcke so seltsam gegen den Verkehr kontrastiert, der diese langweiligen Strassenzüge früh und spät belebt; diese Strassenanlagen gemahnen an das quäkerhaft methodische Angesicht Philadelphias, nicht aber an die pikante Regellosigkeit jener Städte, die wir im europäischen Süden gesehen haben. Auf unserem Streifzug passieren wir auch ausser den bereits genannten wirklich grossartigen Plätzen noch viele andere. Die meisten sind mit Parkanlagen ausgestattet, die, wenn der Ausdruck gestattet ist, als Not-Kinderparks dienen; hortikolarisch sind sie aber eigentlich herzlich vernachlässigt. Kurios ist es, wie verschieden Strassen und Plätze bei Zumessung des Raumes behandelt worden sind; so generös man bei den letzteren in der Raumverschwendung war, so engherzig und fast karg bezüglich der Strassen. Nun erst,

da die Stadt an Leben und Bewegung von Tag zu Tag gewinnt, zeigen sich die üblen Folgen dieses verkehrten Systems. Heute erscheint der riesenhafte Menschen- und Wagenverkehr in die engen, nur zehn bis zwölf Meter breiten Strassen wie in unendlich lange und unendlich schmale Schläuche eingepresst, und dazu kommt noch ein Pflaster von preiswürdiger Holprigkeit (das gegenwärtig durch ein Holzstöckelpflaster ersetzt werden soll), sowie ein geradezu einziges Trottoir. Ich glaube nicht, dass dieses Trottoire seinesgleichen in der Welt hat; es ist wirklich eine Spezialität von Buenos Ayres. Es liegt nämlich 20 Centimeter bis 2 Meter hoch über dem Fahrweg, und nun bitte ich, sich die Folgen davon vorzustellen; da der Fahrweg wie gesagt durch seine Holprigkeit in vielen Strassen unwegsam ist und überdies bei schlechtem Wetter einem Kotmeer gleicht, und da dies ferner seit unvordenklichen Zeiten so war, so weicht hier unten der Fussgänger schon mechänisch dem Strassengrund aus, alles, was geht, drängt sich auf dem Trottoir zusammen, und so schwebt man in stark frequentierten Verkehrsadern permanent in Gefahr, bis zwei Meter tief abzustürzen. Ein gutes hat diese genialste aller Trottoiranlagen, nämlich dass sie ein ganz vorzügliches Korrektionsmittel für Trunkenbolde abgiebt; solch ein Säufer muss nur ein bisschen ausrutschen, und ein Arm- oder Beinbruch belehrt ihn über das Lasterhafte seiner Leidenschaft. Wenn die Strasseningenieure aber nicht diesen erhabenen Zweck im Auge hatten, so ist es uns unerfindlich, was sie sich sonst bei Entwerfung ihrer Pläne dachten.

Wenden wir uns nun aber zur Rivadavia zurück und verfolgen sie abermals gegen den Strom zu, so befinden wir uns endlich, die fünfte Strasse von der Landungsbrücke an gerechnet, im vornehmen Viertel, das in der Calle Florida seinen Brennpunkt hat. Die Florida, dann ihre nächste Parallele, die Calle San Martin und die sie durchschneidende Calle Victoria sind es, die man füglich die Herzkammern der Stadt nennen kann. Und zwar ist die Calle San Martin recht eigentlich die City von Buenos Ayres, das Bankviertel der Metropole, ihre grosse und imposante Geldstrasse. In ihr reihen sich die prächtigsten Profanbauten aneinander, die hier unten zu finden sind, und diese Paläste haben auch eine entsprechende Inwohnerschaft: sterbliche Millionäre mitsamt ihren

unsterblichen Millionen. In diesem Rayon zwischen der San Martin und der Florida, Reconquista und Piedad ist namentlich das Hauptquartier der Banken; da sitzen sie in dichtem Rudel beisammen, die Provinzial- National- und Hypothekenbank, die London und River Plate, Carabassa- Englische und Italienische Bank, und last not least, die Börse. Und hat die Geschäftswelt einmal ihren guten Tag, so giebt es dann in diesem Bezirk ein Menschengewoge, das wirklich jeder Beschreibung spottet.

Der Mittelpunkt aber ist und bleibt, wie gesagt, die Calle Florida. Es ist schwer zu sagen, worin eigentlich das Parfum des eleganten Quartiers besteht, das in dieser Strasse seinen höchsten Triumph feiert. Die äussere Schönheit thut es nicht, denn schön nach Pariser oder Berliner Begriffen ist nun einmal die Florida nicht; und doch hat sie etwas vom Boulevard des Italiens, etwas vom römischen Corso und überdies noch recht viel, was mit nichts anderem in der Welt verglichen werden kann. Alles was Buenos Ayres an Reichtum, Schönheit und Bewegung besitzt, flutet hier zusammen und wogt den ganzen Tag über bis in die Nacht durcheinander. Einem eigentümlichen Gesetz folgend, das man das Gesetz der sozialen Gravitation nennen könnte, drängt alles auf diesen bevorzugten Punkt hin. Der Kaufmann, der Arzt, der Advokat, den sein Missgeschick in einen entfernteren Rayon verbannt hat, blickt mit sehnsuchtsvollem Neid herüber; der Parvenu erachtet seine Schätze für eine leblose Masse, solange er nicht die Florida oder die Victoria seine Residenz nennen kann. Die Mietzinse, sonst schon theuer steigen in diesen Strassen zu bedeutender Höhe. Der Luxus hat hier seine kostbarsten Tempel. Von den 4000 Industriewarenläden der Stadt finden sich in diesem Bezirk die elegantesten, nämlich die Moden- Galanterie- und Juweliergeschäfte, deren jedes ungeheuren Wert repräsentiert. Weiter befinden sich hier Restaurants, die mit überschwänglichem Luxus ausgestattet sind und — Konditoreien. Weiss der Europäer auch, was eine Konditorei ist, welche Summen man auf ihre Einrichtung verschwenden, zu welchem Bijou man sie gestalten kann? Ich bin viel in der Welt herumgekommen, aber nirgends sah ich in diesem Genre etwas, was sich den Konditoreien am La Plata an die Seite setzen liesse. Der Grund aber, warum man mit ihnen solchen Kultus treibt, ist ein sehr einfacher; die

Huldigung gilt nicht dem Zuckerwerk, sondern den Näscherinnen, die in das Zuckerwerk verliebt sind, mit einem Worte: den Damen. Es gilt nämlich nicht für fashionable, dass das zarte Geschlecht Restaurants oder Kaffeehäuser besucht, und so wird für die Damenwelt in den Konditoreien ein Ersatz geschaffen, und nun muss es nicht erst gesagt werden, dass wo eine Konditorei, auch junge Herren in der Nähe zu finden sind. Wo ein Frauenkopf am Fenster winkt, halten auch draussen auf dem Trottoir unsere Dandies Cercle.

Das Leben und Treiben in der Florida bietet demnach ein überaus interessantes Bild, und wenn man das Kleine im Grossen zu beachten versteht, zugleich eine Fülle eigenster und fesselndster Reize. Hier ist der grosse Corso der eleganten Welt, die prachtvolle Ausstellung der Frauenschönheit, das Parkett, auf welchem Juwelen und Toiletten in lebendig gewordener Pracht rastlos durcheinander blitzen, durcheinander rauschen, durcheinander flimmern. Auf dem Fahrweg rollen die Equipagen mit sinnverwirrendem Getöse hin und her. Vor den Kaufläden werden Riesenkisten auf- und abgeladen; mitten auf der Strasse lagert ein wahrer Kongress von Pariser Roben, Lyoner Seide und Brüssler Spitzen, und hart daneben machen sich mit echt demokratischer Ungeniertheit kleine Hausierer breit und teilen es mit brüllender Stimme dem staunenden Jahrhundert mit, dass bei ihnen die besten und billigsten Zündhölzchen, Orangen und Bratkartoffeln zu kaufen sind. Denn hier ist's nicht so wie im exklusiv aristokratischen Londoner Hyde-Park, sondern *wirklich* das ganze, das arme sowohl wie das reiche Buenos Ayres giebt sich Rendez-vous in der Florida. Und so irrt das Auge des Fremden fortwährend zwischen Bildern des glanzvollsten Prunkes und der harten Arbeit umher, und das Ohr wird von dem lärmenden Zanken, Lachen und Schreien der ärmeren Bevölkerungsklassen, die hier ihrem Broderwerb nachgehen, ganz ebenso getroffen, wie von dem Gepolter des niederfallenden Warenballens, dem Wagengerassel oder dem Trompetengeschrei acht- oder zehnjähriger schulstürzender ....buben, die sich wie Kletten an einen hängen und mit unqualifizierbaren Stimmen die Lotteriescheine der unzähligen Wohlthätigkeits- und Schwindellotto-Unternehmungen ausrufen. Kurz, das Getöse in einer Grossstadt ist niemals ein anmutiges Konzert,

aber nirgends musiziert der Verkehr so lebhaft und auffallend wie in dem Zentrum von Buenos Ayres. Allein dieser unbarmherzige Spielmann hat sich überdies noch ein besonderes, frevelhaftes Instrument ausgesucht: die Hornpfeife des Tramwaykutschers. Wie der Kardinal an seinem roten Hut, so ist der spezifische Strassenlärm unserer Stadt an den Tönen dieser verruchten Pfeife zu erkennen, an deren grässliche Schwingungen man sich erst nach Wochen gewöhnt. Dazu brüllt der verwahrlost aussehende Kerl auf dem Kutschbock aus Leibeskräften, schlägt unbarmherzig auf die Pferde und treibt sie zum wahnwitzigsten Tempo an, so dass die Erde unter dem dahinsausenden Wagen erbebt und die Schienen heiss werden. Die armen Tiere werden hier überhaupt mit einer Herzlosigkeit ohne gleichen misshandelt; jeden Augenblick sieht man Pferde im Geschirr zusammenstürzen. Die einheimischen Pferde, trotzdem sie klein und mager sind, scheinen doch schon an die verrückten Peitschenhiebe, die rastlos auf sie niederregnen, gewöhnt zu sein (vielleicht haben sie sich die Tugend solcher Zähigkeit in ihrer Not angeeignet), die importierten Rassenpferde aber werden nicht viel besser behandelt und die edlen Tiere gehen unter diesen jammervollen Misshandlungen sehr rasch zu Grunde. Was ihre Eigentümer dazu sagen? Je nun, die Herren und Damen, die in den weichen Polstern der Karosse zurückgelehnt sitzen, sehen gleichgültig zu, wie der Kutscher seine Peitsche auf dem Rücken des gequälten Tiers wahre Orgien feiern lässt, und sie finden kein Wort des Tadels. So ragt hier immer und überall in das zivilisierte Leben irgend ein trauriger Überrest der Verwilderung herein; diesmal ist's die Tierquälerei, ein andermal etwas anderes. Les extrêmes se touchent.

Da ich gerade von der Tramway spreche, will ich übrigens nicht die Bemerkung schuldig bleiben, dass die Tramwaygesellschaften bis jetzt ihre Pflicht gegen die Öffentlichkeit in anerkennenswerter Weise erfüllt haben. Sie haben ihr Schienennetz rasch und gut ausgebaut und führen einen bedeutenden Wagenpark, so dass sie dem Verkehr in vollkommener Weise genügen. Das will nicht wenig sagen, wenn man die ungeheure Ausdehnung der Stadt und die miserable Pflasterung in Betracht zieht, und die Leistung wächst noch an Wert, wenn man sich vor Augen hält, dass die Eisenlinien buchstäblich alle Strassen der Stadt

durchziehen. Das giebt ein Bahnnetz, welches dasjenige der grössten europäischen Städte in Schatten stellt, und für Buenos Ayres speziell gewinnt es den Charakter einer wahren Wohlthat. In neuerer Zeit baut man übrigens auch alle Droschken mit der Spurweite der Tramwaylinien; bei dem jammervollen Zustand der Strassen wäre nämlich das Fahren in den Droschken eine Tortur, wenn der praktische Argentiner nicht auf jenen einfachen Kniff verfallen wäre, wodurch es möglich ist, den Wagen in schönster Bequemlichkeit auf dem Schienengeleise der Tramway laufen zu lassen. In Europa und speziell in Wien, das täglich seinen Tramwaykrieg hat, würde ein solches Manöver vielleicht Tausende von Prozessen heraufbeschwören — in Buenos Ayres drücken die Tramwaymänner lieber beide Augen zu. Sie würden sich ja mit einem etwaigen Krakehl doch nur lächerlich machen und die Droschkeninhaber würden raten, die Schienen weiter oder enger, oder — gar nicht legen zu lassen. A propos Tramway noch eine flüchtige Beobachtung, die nicht ohne Interesse ist. In Europa, und namentlich in Wien, ist es mir nicht wenig aufgefallen, als ich im Tramwaywaggon Damen stehen sah, während junge Leute sich's auf ihren Plätzen bequem machten; in Buenos Ayres wäre dies wohl keinem Mann zu raten, wenn er sich nicht einer derben Lektion durch die Mitfahrenden aussetzen will. Denn galant wie ein Troubadour vergisst es der Porteño nirgends, es den Damen so bequem als möglich zu machen; so lässt er die Begleiterin auch nicht zu seiner Rechten gehen, sondern überlässt ihr rücksichtsvoll die Wandseite, wodurch sie vor dem lästigen Ausweichen und besonders vor dem Abstürzen vom erhöhten Trottoir geschützt ist.

Doch kehren wir von diesen Exkursen zurück, und wenden wir uns wieder der Hauptsache, dem eleganten Viertel zu. Da begegnen wir der in allem und jedem Betracht so interessanten und anregenden Frage, ob dieses merkwürdige Quartier denn auch wirklich schön ist.

Die Antwort lautet: Nein; die Stadt ist nicht nur in ihrer Anlage, sondern auch im architektonischen Ausbau nicht das, was man schön nennen kann. Es ist merkwürdig, dass Buenos Ayres, das die ersten Elemente seiner Kultur von den Spaniern übernahm, in seinem Gefüge so gar nichts von dem romantischen und kapriziösen Wirrwarr der spanisch-arabischen Eigenart besitzt,

sondern sich in jener öden Schachbrett-Symmetrie entwickelt, die vielleicht einem Baupolier zusagen kann — nimmermehr aber dem kunstgewohnten Auge. Und so trocken wie das Ganze blickt uns meist auch das Einzelne an. Das autochthone argentinische Haus ist ebenerdig, höchstens stockhoch, mit einer kleinen, schmalen Front, in welcher in der Regel nur für drei Durchbrüche, das Portal und zwei Fenster, Platz ist. So dürftig, engbrüstig und arm blickt uns diese unentwickelte Fronte entgegen, dass man sich manchmal in einen ländlichen Vorort versetzt glaubt. Wie kommt es nun, dass der lebhafte, sinnlich heitere Argentiner gleich einem exzentrischen Quäker an solcher Bauart sich genügen kann? Ich glaube, es sind die Gründe dafür in der Geschichte zu suchen. Buenos Ayres ist in seiner Schönheit zurückgeblieben, weil in dem Jahrhundert seiner Kämpfe keine Zeit war, an Glanz und Prachtentfaltung zu denken. Der Bürger verbarg alles, was ihm teuer und heilig war, in dem Innern seines Hauses, und dahin rettete er auch seinen Schönheitssinn; was da drinnen lebte und webte, schloss er ängstlich vor der Aussenwelt ab, und ihr zeigte er, wie um sie zu täuschen, nur eine blinde Fronte. So entstand das argentinische Familienhaus. Jede bessere Familie hat ihren eigenen Familiensitz, den sie mit keinem Fremden teilt, mit dem sie es verschmäht lukrative Mietsgeschäfte zu treiben. So kärglich aber das Haus nach der Strassenseite ausgestattet ist, so luxuriös und verschwenderisch ausgebaut erscheint es in seinem Innern. Da geht es ausserordentlich weit in die Tiefe, umfasst bequeme und weitläufige Gemächer und dehnt sich zu drei, ja vier laubumsponnenen, marmorgepflasterten oder mit Gärten geschmückten Hofräumen, die ihm einen reizenden, villenartigen Charakter verleihen. Daraus nun erklärt sich die immense Ausdehnung der Stadt, es eröffnet aber auch die besten Aussichten für die Zukunft. Heute steht Buenos Ayres im ersten Stadium seiner Entwickelung — und wie oft war nicht ein Mädchen, das uns heute durch das Ebenmass seiner Glieder entzückt, vor einem Jahre noch formlos, mager und eckig? Vielleicht wird also auch Buenos Ayres, da heute der Genuss und die nützliche Anwendung des Vermögens durch weise Gesetze verbürgt ist, über Nacht seine Jugendhülle abstreifen und auch architektonisch zu dem Range einer Weltstadt emporblühen. Ein guter Anfang ist mit den grossen Nationalpalästen und mit

den Bankbauten, die wir oben erwähnten, gemacht, Bauwerken, die endlich eine Rückkehr vom Bauhandwerk zu einer wirklichen Baukunst bedeuten, und die neuestens vom Lord Mayor Alvear in Angriff genommene Anlegung eines grossen Boulevard wird in ihren Nachwirkungen wohl ebenfalls Konzessionen an den ästhetischen Sinn erzwingen. Früher oder später muss sich aber eine allgemeine, durchgreifende Neuschöpfung der Stadt vollziehen, denn das Wachstum der Bevölkerung, das ja schliesslich das ausschlaggebendste Moment ist, ist ein so echt amerikanisch ungeheures, dass man bald mit dem Familienhäusersystem absolut kein Auskommen mehr finden wird. Beweis dafür die rapide Zunahme der Häuserspekulation innerhalb des letzten Lustrums, Beweis ferner, dass sich schon heute mitten im Zentrum der Stadt grosse, vielstöckige Häuser auf Stellen erheben, wo wir vor kurzem noch die alten, schmalen, traulichen Familienhäuser sahen. Aber die Spekulanten machen es leider in Buenos Ayres wie in aller Welt, ihnen handelt sich's um Profit, nicht um Schönheit, und sie stellen Massenherbergen her, die in den schablonenhaft nüchternen Verhältnissen einer konventionellen Renaissance gehalten und mit recht viel plumpem Schmuck überladen sind. So nun denken wir uns die Verschönerung der Stadt wahrhaftig nicht. Ist denn nicht diesen schauerlichen Kolossen, welche weder charakteristisch noch schön, und in welchen die Menschen schockweise zusammengepfercht sind, noch immer das kleine unschätzbare Haus vorzuziehen? Garantiert es doch wenigstens die notwendige Lebensluft, während man schon beim blossen Anblick der Zinskaserne ordentlich von Atemnot überfallen wird.

Die vielen und luftigen Höfe des argentinischen Hauses spielen aber noch in anderer als in sanitärer Beziehung eine wichtige Rolle. Sie sind ähnlich dem altrömischen Atrium der Lieblingsaufenthalt der Familie zur Mussestunde; hier empfängt man auch zur Abenddämmerungszeit die vertrauten Freunde und Bekannten des Hauses und sitzt mit ihnen plaudernd im Dunkeln bis in die Nacht hinein, während die Prunkgemächer des Hauses, die Salons mit den brennend roten Draperien, den kostbaren französischen Möbeln und den über alle Wände verschwenderisch ausgestreuten Ahnenporträten und Öldruckbildern glücklicherweise nur an den grossen Empfangsabenden sich öffnen. Was in dem Patio, dem

Hofraum, während dieser traulichen Dämmerzeit alles gesprochen wird, und was daneben sonst noch vorgehen mag, gehört nicht zu den öffentlichen Angelegenheiten der argentinischen Republik, und um kurz mit Shakespeare zu sprechen:

> In solcher Nacht
> Verleumdete die feine Jessica
> Wie eine kleine Schelmin ihren Liebsten,
> Doch er vergass es augenblicklich ihr.

Nicht aus Sentimentalität — auch Jessica, Lorenzo und die Argentinerinnen sind nicht sentimental, selbst wenn sie lieben — sondern weil es nicht minder charakteristisch ist für den Porteño, muss ich noch separat der Gärtchen gedenken, deren eines fast jedes Haus besitzt. Man muss nicht gleich an hortikolare Wunderschöpfungen denken, aber das Blühen und Gedeihen in dem beschränkten Raume ist gerade ein solches, dass es das Innere des Hauses aufs schönste schmückt und es in ästhetischer Beziehung sicherlich weit mehr hebt, als etwa die entsetzlichen Licht- und Luftschläuche in den modernen Zinskasernen. Dank der milden Luft, die der Stadt ihren Namen gegeben, gedeihen hier Orange und Feige, Pfirsich und Granatapfel fast ohne Wartung und mit nicht mehr Pflege, als etwa in Deutschland einem Kirschbaum zu teil wird; man hat Beispiele, dass von der Einsaat des Pfirsichkerns bis zum Genuss der reifen Frucht kaum zwei Jahre verstrichen sind, so rasch und mächtig treibt die Natur unter diesem Himmelsstrich die Keime zur Vollendung. Stärker duften hier die Blumen; vor ihren brennenden Farben verblassen die Blumenkelche milderer Zonen. Die Rose, welche von der nordischen Empfindsamkeit zur Königin gemacht wurde, ist hier unten nicht die königliche, sondern eine bescheidene, alltägliche Blume, die oft das ganze Jahr hindurch blüht. Doppelt schade ist es nun, dass das äussere Ansehen der Stadt von diesem verborgenen Blumenzauber so gar keinen Nutzen hat. Wie würden sich diese mageren, griesgrämigen Häuserfronten verjüngen, und die schmale Calle Florida oder Viktoria zu einer der herrlichsten Strassen der Welt werden, wenn die Blütenpracht, die jetzt gleich Dornröschen im Verborgenen schlummert, sich nach aussen hin entfalten könnte!

Die öffentlichen Gartenanlagen hingegen tragen mit zwei Ausnahmen zu der Verschönerung der Stadt nicht viel bei, denn sie sind ebenso dürftig angelegt als schlecht gewartet und in stand gehalten. Die beiden Ausnahmen aber, die ich eben genannt habe, sind die Recoleta, eine reizende Promenade im Nordwesten der Stadt in der Nähe des Friedhofs, und der Parque 3. de Febrero, dieser letztere vielleicht eine der grossartigsten Parkanlagen, die überhaupt in den letzten 50 Jahren geschaffen wurden, und sicherlich eines der schönsten Geschenke, die Domingo Faustino Sarmiento während seiner Präsidentschaft der Metropole gemacht hat. Der Parque Febrero ist recht eigentlich ein blühendes Denkmal an einen der wichtigsten Momente der argentinischen Geschichte: er wurde nämlich zur Erinnerung an jenen 3. Feber 1852 geschaffen, an welchem die Nation den Tyrannen Manuel Rosas bei Monte Caseros endgültig aufs Haupt schlug und sich Freiheit zurückgewann. Heute ist der Parque de Febrero dasselbe, was dem Pariser das Bois de Boulogne oder dem Wiener sein Prater. An schönen Tagen sind die dahin führenden Strassen mit einer tausendköpfigen Fussgängerschar übersäet, der ganze Wagenpark der Tramway wird aufgeboten, und dicht gereiht schliessen sich in schier unabsehbarem Zuge Karossen an Karossen, in welchen die reichen Estancieros, die Fürsten vom Handelsbuch und vom Zahltisch, die Löwen aus der eleganten Welt, die Generalität der Gesetzesparagraphen und der Medizinflaschen angefahren kommen. Dazu Frauenschönheit, Toilettenpracht, blitzende Juwelen, herrliche Pferde, auf denen die Jugend (nach der Landessitte in sehr saloppter Haltung) einhergaloppiert; ein Wirrwarr von Wagen, Tieren und Menschen; ein Durcheinander von italienisch, französisch, spanisch und englisch, aus welchem die Sprachbrocken nur so ans Ohr fliegen — es ist ein wundervoll belebtes Bild, und der Fremde, der es zum ersten male sieht, fühlt sich davon wie von einem seltsamen Traume angemutet. Mag er auch zuvor schon die ganze Stadt durchwandert und gleich wie Zebulon in alle Häuser geguckt haben, so sieht er doch erst hier, im Parque de Febrero, das ganze Buenos Ayres offen vor sich. Überall sonst sieht man die Stadt nur als Torso, in Splittern und kleinen Stücken — hier erst ist sie zur Genüge belebt und zu farbenheiterer, schönheitsvoller Pracht vereinigt. Und der Porteño weiss, was er

an diesem Park besitzt. Er wacht eifersüchtig über seiner Wartung. Wenn ein Sturm über Buenos Ayres dahinbraust, wird in den Zeitungen zur allgemeinen Beruhigung mitgeteilt, dass wenigstens im Parque de Febrero kein Schaden angerichtet wurde; umgekehrt wird es voller Trauer notiert, wenn eine der herrlichen Palmen vom Orkan gebrochen wurde, und die Leser werden sorgfältig über alle Stadien bis zur endgültigen Fortschaffung des geliebten Toten auf dem Laufenden gehalten. Nun, man kann von diesen Übertreibungen mit heiterer Ironie sprechen, aber wohlgemerkt, es ist eine unschuldige Übertreibung, und es ist zu wünschen, dass das Mass der Zärtlichkeit, welches der Porteño seinem Parque de Febrero entgegenbringt, ihm auch bleiben möge, wenn es sich um die andern, idealeren Schöpfungen Sarmientos handelt.

Nun habe ich den Leser durch die vornehmsten Punkte der Stadt geleitet, und ich glaube, er hat auf halbtropischem Boden doch auch manchen bekannten europäischen Zug wiedergefunden. Zum Schlusse will ich noch zwei Bemerkungen hinzufügen, die in ihrer Gegenüberstellung eine drastische Illustration dafür sind, wie die Stadt einerseits mit ungeheurer Rapidität fortschreitet, anderseits aber doch noch im altererbten Schlamm steckt. Während man sich also in Europa noch heute über die verschiedenen Beleuchtungsmethoden in den Haaren liegt, hat Buenos Ayres nicht nur das Gaslicht, das drei Gasgesellschaften liefern, sondern bereits auch eine Unzahl von elektrischen Installationen. Es hat über 2000 Telephonabonnenten, während beispielsweise Wien es mit Mühe und Not über 1000 brachte. Endlich werden die Kaufläden bis 9 und 10 Uhr abends taghell erleuchtet offen gehalten, während so viele Grossstädte Europas nach echter Krähwinkelmanier bereits um 7 oder 8 Uhr Feierabend machen und den Verkehr zu Bett schicken. Die Postämter in der alten Welt werden ja ebenfalls schon mit dem ersten Abenddunkel schläfrig und legen sich behäbig aufs Ohr — in Buenos Ayres aber trägt der Briefträger noch um 11 und 12 Uhr abends Briefe aus.

Leider fehlt es aber auch nicht an Gegenbildern traurigster Art. So ist die Kanalisation eine elende. In einer Länge von nicht mehr als 63000 Metern durchgeführt rechtfertigt sie die schlimmsten Besorgnisse für den Fall einer Epidemie, und rechtfertigt auch den Ausspruch, dass ganz Buenos Ayres auf Kot

erbaut ist. Millionen werden für allerlei Firlefanz verausgabt, öffentliche Plätze und Spaziergänge werden über alles Bedürfnis verschwenderisch angelegt, um dann greulich vernachlässigt zu werden; für die Kanalisation aber, diese eigentlichste Lebensfrage der Stadt, geschieht nur wenig. Was will man mehr — als ich in der ersten Nacht nach meiner Landung zu Bett gehen wollte, taumelte ich entsetzt von dem Lager zurück, denn ich erblickte darin — eine Ratte. Mein Zimmer lag aber im zweiten Stock, nicht im Parterre.

Und noch etwas aus der Geschichte dieser ersten Nacht in Buenos Ayres. Um fünf Uhr früh wurde ich durch heftiges Pochen aus dem Schlafe geweckt. Ich öffnete bestürzt die Thüre — vor derselben stand ein zehnjähriger Junge, der mir ein Lotterielos zum Kauf anbot. Dazu weckt man einen Hotelgast um fünf Uhr früh...

III. Der Porteño *).

Man sollte glauben, dass ein halbes Jahrhundert, in Revolutionen und unter Waffen zugebracht, den Porteño hart, rauh und kriegerisch gemacht habe. Nichts von alledem ist der Fall. Es scheint, dass man durch Übung allein noch nicht zum Römer wird; Gott vermag alles, nur aus der Tante einen Onkel zu machen vermag er nicht, und die martialischeste Erziehung bleibt unfruchtbar, wo nicht die Natur selbst Mark, Knochen und jenen eigenen Geist ausgegeben hat, der sich zu Stahl härten lässt. Die Männer von Argentinien erinnern nicht mehr an das schwertumgürtete heldische Spaniertum, das einst Buenos Ayres begründete; Juan Diaz de Solis Enkel, die Epigonen der Cortez' und der Pizzaros würden kaum noch die schweren Panzerrüstungen ihrer Vorfahren ertragen, und sie fuchteln auch nicht mehr tollkühn mit Toledanerklingen herum, sondern mit dünnen Spazierstöckchen, die in Splitter gehen, wenn man sie stärker auf den Boden aufstossen lässt. Nicht etwa, als ob es ihnen an persönlichem Mut fehlte; es giebt im Gegenteil brave Soldaten, tapfere Offiziere und Generäle, und in der Gesellschaft ist jeder unmöglich, der nicht für seine Ehre den Degen führt oder der Mündung einer Pistole gegenübertritt. Indessen fallen die meisten Duelle sehr unblutig aus, was eben kein Unglück ist, und im Grunde genommen giebt es auch keinen sanfteren Blutdurst, als den des heutigen Argentiners; ein wenig Kriegslärm und heroische Pose, ein wenig Rederevolution genügt vollkommen, um seine liebenswürdige Phantasie zu täuschen und zu — befriedigen. Mit Napoleon ist ihm freilich etwas gemein, nämlich die kleine, schwächliche Gestalt — in allem übrigen jedoch und namentlich in seinen Neigungen und Leidenschaften ist er kein Soldat, keine Eroberernatur. Eher zeigt sein Wesen etwas von der diplomatischen Schule, und der

*) Die in Buenos Ayres Geborenen nennen sich Porteños, was von Porto, Hafen herkommt, also Hafenbewohner.

beste Diplomat ist ja bekanntlich auch immer der vollendetste Salonmann. Besonders den Fremden, der zum erstenmal mit einem Porteño in Berührung kommt, wird das leicht auffallen, vorausgesetzt, dass er nicht wie ich das Glück hat, einem exzeptionellen Charakter wie Don Francisco zu begegnen, der sich von allem Anfang unbedenklich mit grösster Freiheit und Offenheit giebt. Die Zurückhaltung des Argentiners gegenüber dem Neueingewanderten hat übrigens einen guten Grund. Der Welle ist es alles eins, was sie ans Ufer spült, und so sind mit dem ungeheuren Fremdenstrome der letzten zwanzig Jahre auch Elemente ans Land gekommen, welche die ihnen gewährte Gastfreundschaft arg belohnten. Früher wurde jeder Fremde mit einer Art Enthusiasmus begrüsst, verhätschelt und auf den Händen getragen; jetzt hat sich die Zärtlichkeit abgekühlt, und in weisem Skeptizismus sieht man sich den Menschen sehr genau an, bevor man ihn zur Ehre der Freundschaft zulässt. Man muss wissen, dass Zurückhaltung und Misstrauen recht eigentlich ein Grundzug des argentinischen Charakters ist. Die jahrhundertelange Herrschaft der spanischen Despoten ist es, die ihm diese Züge eingeprägt hat. Der Porteño musste beständig für Leben und Vermögen zittern, beständig gegen versteckte Feinde, Spione und Denunzianten auf der Lauer liegen, beständig heucheln und seine Worte und Handlungen hüten, um nicht in eine jesuitisch-feingelegte Schlinge zu geraten. In der Begeisterung der ersten Freiheitsjahre, wo man glaubte, dass das Glück auf Erden eingekehrt sei, trat der Argentiner aus sich selbst heraus und glaubte auch an allgemeine Güte und Edelmut; doch wie die Wogen sich verliefen, entdeckte er auf dem Boden wieder den alten Schlamm mit neuem gemengt, und autochthone Gauner im Verein mit europäischen Dieben, Defraudanten und gewissenlosen Spekulanten haben das eingeschlummerte Misstrauen aufs neue erweckt. Und mit dem Misstrauen die alte Schlauheit. Alle Intelligenzen des in geheimem Kampfe Verfolgten sind bei ihm zu höchstem Masse gesteigert. Nichts ist der würdevollen Höflichkeit vergleichbar, mit der er dich empfängt; er wird dich in der artigsten, angenehmsten Weise unterhalten, und wenn ihr die geschäftlichen Unterhandlungen eine Weile fortgesponnen habt, wird er sagen: „Aber das wollen wir bei Tische weiter besprechen.“ Du bist damit in sein Haus eingeladen, und er hat dir also frei-

willig ein Terrain eingeräumt, auf welchem du nach den Gesetzen der Höflichkeit und der Gastfreundschaft unüberwindlich bist; denn du bist ja der Gast, er dein Diener. Und doch, mit diesem feinen Schachzug hat sich sein diplomatisches Talent nur einen doppelten Triumph vorbereitet: denn erstens ist es ihm gelungen, dich durch seinen vollkommen weltmännischen Schliff zu bestechen und gefangen zu nehmen, und zweitens hat er dir glücklich das tiefe Misstrauen verborgen, von welchem er gegen dich erfüllt ist. Er ist nicht das, wofür er sich giebt, und er hält dich lange nicht für das, was er dich nennt. Seine Jovialität ist Maske, sein gefälliges, witzig-satirisches Geplauder, das dich so amüsiert, ist ein Schlummerlied, das dich in Ruhe wiegen soll, um dich ihm ganz zu überliefern. Er ist Meister in der Kunst der Verstellung; die Griechen stellten den Tod als schönen Genius mit gesenkter Fackel dar, der moderne Poet könnte List und Schlauheit in ihrer blendendsten Gestaltung in der Erscheinung eines Argentiners verkörpern. Wer nicht sehr auf seiner Hut ist, ist dieser bestrickenden Gewandtheit und Überredungsgabe bald mit Haut und Haaren verfallen und spürt es am — Gelde. Denn man darf eben nicht glauben, dass der Argentiner etwa von Aristides oder Cato abstamme. Seine Philosophie ist biegsamer, dehnbarer, und eine Todfeindin aller skrupulös-moralischer Beengung; es ist jene Philosophie, die sich vielleicht in folgendem Kalkul ausdrücken lässt: in dieser Welt, die aus Betrügern und Betrogenen besteht, will ich lieber Hammer als Ambos sein, will ich lieber dich breitschlagen, als dass ich mich von dir schröpfen liesse. Es ist möglich, dass du mich übervorteilen willst, und dieser hypothetischen Gefahr weiche ich aus, indem ich mir bei dir im Vornhinein einen positiven Profit sichere.

Also auch im Süden der Yankeegeist? wird man fragen, und ich muss darauf antworten: Ja und nein. In der Liebe zum Gelde sowie in der Geschicklichkeit, es zu erwerben, steht der Porteño dem Nordamerikaner in gar nichts nach; eine himmelweite Kluft öffnet sich aber zwischen den Charakteren von Nord und Süd dadurch, dass der Argentiner bei aller Versiertheit in den geschäftlichen Kniffen doch nicht die nackte Räubermoral zur Moral des Handels macht. Ich kenne nicht viele Südländer, denen das Wort „Profit“ misstönig in den Ohren klingen würde, und speziell in

Buenos Ayres giebt es vielleicht nur einen einzigen Mann, der ausser sich gerät, wenn man seine schöne Ruhe durch das profane Wort „Geschäft“ trübt — und dieser Eine ist kein geborener Argentiner, sondern der deutsche Gelehrte Burmeister. Aber dennoch fällt es dem Porteño nicht ein, etwa das nordische Raub- und Betrugssystem zum Prinzip des öffentlichen Verkehrs zu machen. Er hat nicht mehr Tugenden, aber sicherlich auch nicht mehr Laster, als wie sie das Leben in einer grossen Handelsstadt erzeugen muss. In Monarchien, Militärstaaten und aristokratischen Oligarchien kann sich freilich ein Patriziertum entwickeln, das von dem ererbten Namen lebt und stolz auf die aufgehäuften Familienschätze die Jagd nach dem Erwerbe verachtet; gehet aber in die Handelsviertel von London, Marseille, von Paris, Frankfurt und Leipzig — in ihnen zeigt es sich überall, dass wo der bürgerliche Beruf Ehre und Stellung bringt, es unmöglich ist, dem Erwerbstrieb ein ‚bis hieher und nicht weiter‘ zuzurufen. Hier eben ist es gelegen, was auch dem Argentiner zur Entschuldigung dienen mag: er ist Bürger, er lebt von seinem bürgerlichen Beruf, der ihn auf Erwerb anweist, und wenn freilich seine gesellschaftliche Moral noch strammer werden und sich veredeln könnte, so ist sie doch auch heute schon von adeligeren Gesinnungen durchweht und getragen, als der Kodex der nordischen Sittengesetze. Es hat jemand den New-Yorker Spekulanten den unersättlichen Tiger unter den menschlichen Raubtieren genannt; findet man diese Charakteristik zutreffend, so wird man dem Argentiner, wo er am raubgierigsten ist, noch immer den Titel eines Menschen zugestehen müssen — wenn aus keinem andern, so doch zumindest aus dem Grunde, weil der Porteño an und für sich weniger unternehmend ist als sein nördlicher Bruder, und weil die grössere Jugend Argentiniens bis zu diesem Augenblicke auch weniger Berufszweige herausgebildet hat, in denen man die Kunst des Skalpierens üben kann. Der Eingeborene bevorzugt in ganz auffallender Weise einige wenige Berufsklassen, während er die andern ebenso auffallend vernachlässigt. Den eigentlichen Handel überlässt er dem fremden Einwanderer und begnügt sich damit, ihm gleichsam Lieutenantsdienste im Lande selbst zu leisten; er ist Übersetzer, Makler, Auktionator u. s. w. und wird für die Hilfeleistung in diesen Stellungen manchmal überreich bezahlt. Zuhöchst auf der sozialen

Leiter steht der Estanciero, der grosse Viehzüchter, von dessen ungeheurer Macht man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man erfährt, dass einer dieser Landlords sich den nachstehenden patriotischen Spass erlauben konnte: es wurde die Eisenbahn von Buenos Ayres nach Bahia Blanca eröffnet und dem Betriebe übergeben, und als der erste blumengeschmückte Festzug durch die endlose Ebene rollte und der Estancia des genannten Grandseigneurs sich näherte, bildeten zu beiden Seiten des Schienenweges nicht weniger als 60 000 Pferde Spalier. Im Rang neben dem Estanciero steht der geistige Adel, Advokatur, Medizin, Journalistik und das hochgestellte, aus dem Volksvertrauen hervorgegangene Beamtentum; dann kommt um mehrere Stufen tiefer gestellt die Beamtenschaft, die auf ihren Sold angewiesen ist, dann kommt lange nichts, und dann endlich der — Procurator, der Winkelschreiber. Alles andere ist gutmütiges armes Volk, das sich ernährt wie der Vogel in der Luft und wie die Lilien auf dem Felde, und das durch seine Gutartigkeit vollständig den Widerwillen vergessen lässt, mit dem uns der europäische Pöbel überall und an allen Orten erfüllt hat.

So hat denn eigentlich der Argentiner kein so ausgedehntes Feld der Thätigkeit, als wie es sich der Yankee sucht, wodurch allein schon die geschäftliche Gefahr für den Fremden lokalisiert erscheint. Aber auch abgesehen davon ist es um den Charakter des Porteño ganz anders, und zwar besser und anmutender bestellt, als um jenen des Nordländers. Im Grunde genommen geht es ihm wie dem Soldaten, der in Kugelregen und Pulverdampf blind darauflos tötet und nach dem Kampfe wieder die gutmütigste Haut von der Welt ist, der man ungestraft auf der Nase herumtanzen darf. Ich will gar nicht von dem grossartigen Wohlthätigkeitssinn sprechen, der den Porteño auszeichnet. Er streut mit verschwenderischer Hand seine Gaben überallhin, wo es Not und Elend zu mildern giebt; auch die Einwanderer wissen davon genug zu erzählen, auch Europa hat es empfunden, als in Murcia, in Ischia und bei dem Ringtheaterbrande in Wien die Menschlichkeit das Menschenunglück lindern musste. Ich spreche hier nur von dem geschäftlichen Verkehr, und da sei es gestattet, zur Illustration einige persönliche Erlebnisse mitzuteilen. In den ersten Wochen meines Aufenthaltes in Buenos Ayres musste ich ebenfalls tüchtig

bluten, ich war, um mich eines deutschen Provinzialismus zu bedienen, „die Wurzen". Nachdem ich mich aber ein wenig eingebürgert hatte, gestand es mir ein Porteño selber mit echt argentinischer Jovialität, dass ich ihm und andern gute Beute gewesen. „Wir sind gefährlich," sagte er mir, „solange wir misstrauen; hat man aber einmal unser Misstrauen ausgerottet, so sind wir die ehrlichsten und gutmütigsten Jungen von der Welt. Dies ist Ihnen gelungen, Señor, Sie sind ein reeller Mann, und wer auf der Liste unserer Geschäftsfreunde steht, hat nichts mehr zu fürchten." Und der Mann sprach die Wahrheit; seit jener Zeit habe ich nie auch nur zu der geringsten Klage Anlass gehabt. Oder: ein mir befreundeter Kaufmann mietet im Zentrum der Stadt ein Geschäftslokal; nach der mündlichen Vereinbarung der Mietbedingungen bittet er den Hausherrn um schriftliche Ausfertigung des Vertrages; dieser aber sagt ruhig: „Mein Name ist Don Fulan, und mein Wort ist ein Kontrakt." Ein Herr, der Zeuge dieser Besprechung gewesen, bietet dem Hausherrn zwei Tage später um mehrere tausend Francs mehr für dasselbe Lokal. Don Fulan, aber sagt erstaunt: „Sie wissen, Señor, dass ich mein Wort gegeben habe, und wagen es, mich zum Wortbruch zu verleiten?" Und von diesem Augenblick an bricht er alle Beziehungen mit ihm ab.

Allerdings aber muss ich bemerken, dass solch grossartige Gesinnung nicht Gemeingut der ganzen Nation ist. Sie ist vornehmlich ein Erbteil jener uralten Familien, die ihren Ursprung von den Entdeckern Amerikas herleiten, und deren Wesen noch heute wie ein Abglanz jener schönen sittlichen Grösse erscheint, die den spanischen Hidalgo einst auszeichnete. Diese Familien sind Argentiniens kostbarster Schmuck; wenn irgend etwas, so sind sie es, die die Hoffnung rechtfertigen, dass der Porteño mit der Zeit alle Krankheiten einer jugendlichen Kultur überstehen und sich zu strengem, innerlich gefestigtem Bürgersinn hindurchringen wird. Die blosse Existenz dieser Familien für sich ist noch kein Beweis für diese Hoffnung; einen Beweis für ihre Berechtigung giebt aber der Argentiner selbst durch die Liebe und Pietät, mit welcher er an diesen ehrwürdigen Geschlechtern hängt. Welche Stellung im Staat und in der Gesellschaft er auch bekleiden mag, niemals wird seine Überhebung soweit gehen, dass er es wagen

würde, diese Familias decentes, diese anständigen Familien zu verletzen. Er räumt ihnen neidlos die leuchtendste Stelle in dem bürgerlichen Gemeinwesen ein; sie sind seine Geburtsaristokratie, aber eine Aristokratie, die einer Republik nur zu Ruhm und Nutzen gereichen kann, denn alle Vorteile der Geburt sucht sie durch alle Tugenden des Bürgers zu verdunkeln. Der ungeheure Reichtum, der sich in ihren Schreinen angesammelt hat, imponiert weniger, als der grossmütige Gebrauch, den sie von ihm machen; ihre klangvollen Namen haben an ihnen edle, würdevolle Träger; man weiss nicht, was grösser ist, die Macht, die sie jeden Augenblick ausüben könnten, oder die Bescheidenheit, mit welcher sie sich von dem Getümmel politischen Lebens zurückziehen, um andern die kurulischen Stühle und die Liktorenbündel zu überlassen. In Argentinien politisiert alles, vom bürgerlichen Greisler bis zum Deputierten hinauf; die natürliche Intelligenz des Porteño, sein südliches Blut, das leicht Feuer fängt, seine Phantasie und der sonore Klang der Sprache, die die Sprache eines Cervantes und Calderon ist, das alles giebt ihm eine ungesuchte Beredsamkeit, ein freies Pathos, das einem Volksredner nicht übel ansteht; und nimmt man dazu einige seit langem eingebürgerte und allgemein verständliche Schlagworte, die die Zeit der nationalen Begeisterung geboren hat — die Worte: Freiheit, Nation, Patriotismus — nimmt man ferner dazu eine freie Verfassung, die jedem zu reden gestattet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, so wird man es begreifen, dass hier nichts so allgemein und mit solcher Leidenschaft betrieben wird, wie die Politik. Sie ist das Hauptinteresse und das Hauptgeschäft des Argentiners; man sucht eine Staatsanstellung in der geheimen Hoffnung, ans Ruder gelangen zu können; man wird Journalist in der geheimen Hoffnung, dass sich eines Tages die Feder in den politischen Marschallstab verwandeln könnte; man wird Advokat, und träumt in demselben Moment, wo man eine horrende Expensnote ausfertigt, von der nächsten Wahl, infolge welcher man die Advokatenkanzlei mit dem Deputiertensitz vertauschen wird, um dann der Nation gepfefferte Rechnungen zu überreichen — was sich mehr rentiert. Nun denn, inmitten dieses unendlichen, politischen Getöses, inmitten dieses allgemeinen Wettlaufs um politische Macht und Ehren, inmitten des unästhetischen, wenn auch zuweilen nützlichen schmutzigen Staubes, der in dieser Arena aufgewirbelt

wird, fehlen die Familias decentes zumeist, und vielleicht ist ihr Schweigen manchmal das herbste Urteil, das noch je über die öffentlichen Schäden und die allgemeinen Leidenschaften der Nation gefällt wurde. Ist aber das Vaterland wirklich in Not, bedarf es der Unterstützung seiner guten Kinder, der Aufopferung und des Mutes seiner Söhne — dann, dann treten die Männer aus den Familias decentes aus ihren Häusern heraus und thun mit demselben grossartigen Schweigen, was der Augenblick erfordert. Glückliches Land, glücklich inmitten aller seiner Schmerzen, das eine Aristokratie von solchem Bürgersinn sein eigen nennt! Im Verkehr mit dieser Gesellschaftsschichte begriff ich es endlich, dass Männer wie mein Don Francisco nicht gleich Meteoren plötzlich vom Himmel herabgefallen kommen; sie haben Vorbilder im eigenen Lande, bei deren stätiger Betrachtung und Nachahmung sich notwendig ein Geschlecht von Republikanern im edelsten Sinne des Wortes entwickeln muss.

Ich darf hier vielleicht ein Gespräch mitteilen, welches ich einmal mit einem Mann aus diesen Kreisen hatte, um seinen tiefen sittlichen Ernst in der Beurteilung weltgeschichtlicher Ereignisse zu charakterisieren. Ich erzählte ihm — ich weiss nicht mehr, wie es kam — von Deutschland und Spanien. Mir wenigstens, sagte ich, und gleich mir wohl der gesamten deutschen Jugend ging es so, dass Spanien das Land unserer romantischen Träume war. Bei den Deutschen sind die Lieder „Fern im Süd das schöne Spanien“ und „Nach Sevilla, nach Sevilla“ Volkslieder geworden. Bulwers „Letzter Abencerage“ hat bei uns einen ungeheuren Eindruck zurückgelassen. Alles träumte von den schlanken Alabastersäulen, dem durchbrochenen Spitzenbau und den schwebenden Kuppeln der Alhambra. Wir wandelten als Schulbuben unter lichtumflossenen Bäumen, und seltsame Geheimnisse woben durch die Mondnacht ihren Zauber. Wenn unser Blick sich in das Dunkel des Dickichts vertiefte, und das Laub im Winde rauschte, glaubten wir eine fremde, heisse, klagende Musik zu hören, und die junge Phantasie malte sich das Bild aus, wie es wäre, wenn plötzlich Stein an Stein sich fügen und aus dem Dunkel des Waldes Boabdils herrlicher Palast entspriessen würde, einer edlen Blume gleich, und aus seinem Innern der letzte Maurenkönig hervorträte, jung, schön, stolz wie ein Gott, aufrecht, schweigend

und düster wie das furchtbare Schicksal, das über ihn selbst gekommen...

Der Argentiner hörte mir mit tiefem Interesse zu, bat mich, ihm die erwähnten Gedichte zu übersetzen und notierte sie sorgfältig, und erkundigte sich sehr eingehend nach allem, was in Deutschland über Spanien gesprochen und geschrieben wird. Nun fragte ich ihn, ob in Argentinien die Erinnerung an das Mutterland noch lebendig sei. Er sann schweigend nach, dann sagte er: „Alte Völker können ruhen, können träumen, denn sie haben ihr Tagewerk gethan. Für uns Argentiner aber ist der Tag erst angebrochen. Zuweilen lauschen auch wir den alten Tagen, aber was hilft es, wir dürfen uns nicht romantischen Stimmungen überlassen, wir dürfen nicht sentimental sein. Ein junges Volk muss sich immer seiner Entstehung bewusst sein, und so müssen wir uns leider immer daran erinnern, dass wir die Freiheit mit dem Schwert in der Hand von denselben Spaniern erobert haben, die ihr Deutsche besinget.“

„Ob wir an Spanien uns erinnern?“ fuhr er fort. „Leider thun es nicht alle. Wir müssen uns konsolidieren, und dazu ist es nötig, dass wir immer wieder auf den Ursprung unserer Unabhängigkeit zurückgehen. Wofür haben wir gekämpft? Für Freiheit, Bildung und Recht. Folglich gebt uns Freiheit, Bildung und Recht, folglich macht alles so, wie es die Despoten im Eskurial nicht gemacht haben... Aber leider werden bei uns viele Worte gemacht und Phrasen gewunden, die Erinnerung aber wirkt nur in wenigen lebendig fort.“

Seine Stimme steigerte sich allmählich zu ungesuchtem, ergreifendem Pathos. „Und ob wir Spanien lieben, fragen Sie? Gewiss, wir sind ja ein Stamm, und wir trauern beim Anblick seines Missgeschicks, seines tiefen Verfalls. Wir danken Gott, dass er unsern Vätern den Mut und die Einsicht gegeben hat, den Kampf gegen Ferdinand aufzunehmen. Warum haben die Spanier es nicht so wie wir gemacht? Wir, die jüngeren Söhne, die Enterbten, sind dem Missbrauch der väterlichen Gewalt entronnen, und das frühere Verhältnis hat sich umgekehrt: heute haben nicht wir von den Spaniern — sie haben von uns zu lernen.“

Wenn man diese edlen Geschlechter kennen gelernt hat und sich dann zu dem übrigen eingebornen Patriziertum wendet, so

hat man das Gefühl, als ob man von der Spitze eines Berges wieder zur Niederung hinabstiege. Wie enge und beschränkt wird die Aussicht, und wohin ist jene herbkräftige, reine Luft entschwunden, die die ragenden Höhen umweht! Die Geld- und Standesaristokratie versteht es bereits, sich ein bisschen lächerlich zu machen; sie sucht für das Bewusstsein ihrer praepotenten Stellung keinen tieferen und innigeren mehr, sondern nur noch einen rein äusserlichen, ephemeren Ausdruck. Diese Oberflächlichkeit beginnt bei der Kindererziehung und durchzieht als bestimmendes Moment alle privaten und öffentlichen Verrichtungen, und wenn man den ganzen Lebensprozess des Porteño auf einen einzigen knappen Ausdruck reduzieren will, so heisst dieser Ausdruck: die Jagd nach dem Scheine. Vielleicht nirgends in der Welt wird ein junges Leben mit solch ekstatischer Zärtlichkeit umgeben, wie in Argentinien; vielleicht ist aber auch nirgends die Liebe zu dem Kinde so gedankenlos, so entnervend, so verderblich, vielleicht ist sie nirgends so echte Affenliebe wie hier. Die Kinder sind überaus schön; manchmal, wenn man die Fratzen in recht grosser Anzahl beisammen sieht, fühlt man sich an einen Schwarm wunderhübscher Kolibris erinnert, wie sie mit ihren juwelenartigen Flügelchen die Luft durchschwirren und mit ihren dünnen Stimmchen zwitschern. Nun wird es aber einem alten weisen Kolibri gewiss nicht einfallen, seiner Nachkommenschaft die Erziehung etwa von Käfern zu geben. Die Mehrzahl der argentinischen Väter und Mütter jedoch füllen die Köpfchen ihrer Kinder mit Dingen an, die mehr für ein Vogelhirn, als für den menschlichen Verstand zu passen scheinen.

Das Kapitel von der Kindererziehung gehört hier überhaupt zu jenen, die einen betrübenden Eindruck zurücklassen, wie scherzhaft man auch von dem Gegenstand sprechen mag. In der ersten Jugend ist das Kind eine Puppe für seine Eltern, später avanciert es zu einer Puppe für den Salon. Alles ist darauf angelegt, es des Reizes kindlicher Naivetät zu entkleiden. Mit überschwenglichem Luxus aufgeputzt versteht es sich im Alter von acht oder zehn Jahren auf die Mode, bewegt es sich mit den Manieren der grossen Welt, führt es altkluge Gespräche über Verlobung und Hochzeit, und kümmert es sich, sei es offen oder im Geheimen, weniger um seine Schulhefte als um jene gepfefferten litterarischen

Artikel, deren Import aus Frankreich ein so grosser ist. Frühreifes Wesen, Coquetterie und Indolenz, das sind die traurigen Früchte dieser Erziehung, die in sorgloser Trägheit alle geistige Disziplin verschmäht, die die Kinder wild emporwuchern lässt, als wären sie das liebe Unkraut. Je älter das Kind wird, desto mehr ist es von einer ernsten, strengen Denkarbeit entwöhnt, desto zerstreuter, ungeduldiger und unlustiger wird es bei der Arbeit überhaupt, und desto leichtfertiger richtet es seinen jungen Geist dann auf die wichtigsten Dinge.

Und die letzten Resultate davon? Sie werden leider nicht selten und nur allzugrell in Gesellschaft und Staat sichtbar. Überall wird Klavier geklimpert, und doch giebt es in Buenos Ayres nur blutwenige Virtuosen, ja kaum einen erträglichen Dilettantismus; alles was jung ist, widmet sich der Advokatur, um sich zum geistigen Adel emporzuschwingen, und doch sind die wirklich wissenschaftlich gebildeten Juristen in der verschwindenden Minderzahl; wir haben einige Hohepriester der Salonphilosophie, viele Causeurs und viele pathetische Redner, aber nicht einen einzigen irgendwie bedeutenden Physiker oder Mathematiker. Und warum dies alles? Ist es etwa weil die Natur dem Porteño einen inferioren Geist zugemessen hat? Keineswegs; aber es fehlt der Ernst, die anhaltende strenge Übung, die ernste Gewöhnung der Arbeit. In Europa giebt es vielleicht kein Land, das im Verhältnisse zur Einwohnerzahl so reich wäre an halbreifen Menschen und verpfuschten Existenzen wie Argentinien. Aus den besten und verdientesten Familien gehen ungeratene junge Leute hervor, die mit der nationalen Krankheit des Leichtsinns und der Unbeständigkeit behaftet sind. Das stürzt sich der Reihe nach in zehn verschiedene Laufbahnen und steht schliesslich nach zehn misslungenen Versuchen vor dem äussersten Verderben. Es ist ein Beweis für die angeborene Herzensgüte des Argentiners, dass er seinen unglücklichen Verwandten nicht zu Grunde gehen lässt; immer wieder wird die Kraft und der Einfluss der Familie aufgeboten, um dem Ruinierten auf die Beine zu helfen. Man rangiert ihn, zahlt seine Schulden und sucht ihn auf eine Bahn zu lenken, auf welcher er wieder als distinguierte Persönlichkeit in tadellosem Frack und weisser Kravatte an den Freuden des Lebens teilnehmen kann. Aber hier beginnt auch leider die Gefahr für die Allgemeinheit.

Denn alles klopft zuletzt an die Pforten des Staates — der Staat ist die grosse Versorgungsanstalt, von welcher der Porteño, wenn er durch eigene Schuld überall Schiffbruch gelitten, die letzte Rettung verlangt, von der er Amt, Sold und soziale Ehre fordert. Erzogen für leichte Konversation und angenehme Unterhaltung, unkundig sowohl der Pflichten eines Beamten, wie der Aufgabe des Staates, betrachtet er die Verwaltung des allgemeinen Wesens gleichwohl als sein natürliches Erbteil, zu dessen Antretung nichts weiter nötig ist, als möglichst luxuriös zu leben. In der Nachgiebigkeit gegen diese merkwürdigen Anschauungen ist nun aber die republikanische Verwaltung von Argentinien vollständig den alten Despotien und Adelsrepubliken Europas nachgeraten. So wie in Europa mitunter verschwenderische Kavaliere, wenn sie sich in Monaco, Paris und Baden-Baden ruiniert haben, zur Erholung in einträglichen Hofämtern untergebracht werden, so findet sich in Argentinien für den zu Grunde gerichteten Roué noch immer ein warmes Nest, eine Staatsstelle, deren Erträgnis ihn aus seinen Nöten reissen soll. Protektionswesen und Nepotismus ebnen alle Wege; Verwandtschaft ist ein stärkerer Titel als alles persönliche Verdienst. Nach der persönlichen Würdigkeit wird wenig gefragt; auch ist die Erlangung einer Staatsanstellung durchaus nicht von strengen Vorprüfungen, von dem genauen Nachweis der notwendigen Eignung zum Amte abhängig. So werden z. B. Menschen ins Steueramt gesteckt, die nichts wissen, als wie man einer Schauspielerin Bouquets zuwirft; so werden manchmal Polizeikommissäre, Ministerialsekretäre u. s. w. ernannt, die nach ihrem Bildungsgange viel besser in den Kaufmannsladen, in die Statistengarderobe der Oper oder zu der Croupierschaufel beim Rouge et Noir passen würden. Kurz, zum Beamtentum drängt sich alles, was nicht die erste Geige spielen kann, und andererseits sich schämt, von der ehrlichen Arbeit seiner Hände zu leben. Es ist keine Indiskretion, dies vor einem fremden Publikum offen herauszusagen, denn im Lande selbst pfeifen es die Spatzen vom Dach, dass es für die brennendste Satire keinen so dankbaren Gegenstand giebt, als den Beamtenstand. Welche Tugenden einzelne seiner Mitglieder auch haben mögen, im Durchschnitt ist er doch die Verkörperung der grellsten Unpünktlichkeit. Er ist derjenige, der — die Advokaten abgerechnet — während der politischen Umtriebe am

meisten Lärm macht, und der nach hergestelltem Frieden am raschesten wieder die flammende Moral seiner eigenen Rede vergisst. Niemand kommt ihm im bürgerlichen Verkehr an Unzuverlässigkeiten gleich. Die ganze Welt wird von ihm um kleine Beträge angepumpt; grössere Summen leiht ihm niemand. Es ist nichts so leicht, als in Buenos Ayres eine passende Wohnung gegen mässigen Mietzins zu bekommen; aber nur dem Beamten wird ungern vermietet, nur ihm wird die redliche Absicht zu zahlen nicht zugetraut. Er muss einen Bürgen stellen, muss sich der Forderung eines höheren Zinses fügen, muss es dulden, dass sich der Hausherr mit einem Schutzwall von Kautelen und Sicherheiten umgiebt. In Mehrzahl der Fälle wird ihm die Wohnung gar nur von Monat zu Monat vermietet. Denn andere Bedingungen wären für den Vermieter um so gefährlicher, als das Mietrecht in Argentinien förmlich Prämien auswirft für den Leichtsinn und den bösen Willen der Wohnungspartei, und andererseits für den Hausherrn unerhörte Geisseln schafft. Dieser ist an eine dreimonatliche Kündigungsfrist gebunden, der Mieter nicht — er kann ausziehen wann er will, an jedem Tag, zu jeder Stunde, mit und ohne Angabe von Gründen. Ist ihm aber aufgesagt worden, so genügt ein lächerliches Manöver, um den Hausherrn ohnmächtig zu machen; man behauptet, dass man noch keine neue Wohnung gefunden, und man behält die alte, und so sitzt der Mieter dem Hausherrn abermals eine Zeit lang auf dem Nacken. Und wenn dieser endlich, um zu seinem Geld zu kommen, Ernst machen wollte, welch' eine juristische Farce würde er sich selbst bereiten! Denn ein Pfandrecht wird ihm nur auf Luxussachen gegeben, deren der Beamte nicht allzuviele hat, Schuldarrest giebt es nicht, und der Prozessweg ist bei dieser Sachlage so aussichtslos und verschlingt überdies so ungeheure Kosten, dass es schier Wahnsinn wäre, ihn zu betreten. Was bleibt nun übrig, als andere unjuristische, aber sehr praktische Mittel zu suchen, um des lästigen Mieters los zu werden! So kommen denn faktisch Dinge vor, die in einer burlesken Pariser Posse nicht übel am Platze wären. Ein Hausherr bezahlt lieber aus eigener Tasche den Mietwagen, der die Invecta et illata seines Schuldners fortführen soll, als dass er die Hilfe des Gerichtes in Anspruch nehmen würde; ein anderer lässt über dem Haupte des Mieters das Dach aufreissen, und erst wann es

in die Wohnung hineinregnet, entschliesst sich die anmutige Partei, aus der Wohnung zu weichen. Man sieht, das sind echt amerikanische Mittel — aber die Ehre einen Beamten bei sich in Quartier zu haben muss solche Verbesserungen des Verkehrsrechtes erzeugen, denn sie ist oft sehr, sehr . . . kostspielig.

Man kann nach diesen Beispielen auf die Beliebtheit schliessen, deren sich die Angehörigen des Beamtenstandes mit wenigen Ausnahmen als bürgerliche Kompaziszenten erfreuen. Ihre Amtsführung aber ist eine solche, dass sie auch das öffentliche Vertrauen in die Staatsverwaltung vollständig vernichten müsste, wenn sich nicht wenigstens in den oberen und obersten Stellen Männer finden würden, die die Autorität des Staates aufrechterhalten und die Hoffnung belassen, dass es denn doch einmal besser werden müsse. Man muss von sehr guten Eltern sein, um einen dieser subalternen argentinischen Beamten aus seiner Indolenz aufzurütteln und ein rascheres Arbeitstempo zu erzwingen. Nur in dem Postamt und in den öffentlichen Banken herrscht jene Vorsicht in der Auswahl der Arbeitskräfte und daher auch jene Raschheit und Pünktlichkeit in der Erfüllung aller Obliegenheiten, wie wir sie von Europa her gewöhnt sind; selten ist ein Anlass zu einer Beschwerde vorhanden, noch seltener ist es, dass eine Beschwerde zweimal vorgebracht werden muss. In andern Ämtern dagegen alle jene Krankheiten, Gebrechen und Schäden, die das Merkmal einer unentwickelten Verwaltung und Justiz sind, und namentlich jene gefährliche Krankheit der Verschleppung, die überall, wo sie je gehaust, Unglück und Verwirrungen gestiftet hat. In Argentinien nennt man sie: Tramitaciones.

Tramitaciones ist dasselbe System, das der grosse britische Romancier Dickens mit seinem blutigsten Hohne verfolgt hat. Von dem Londoner Kanzleigericht, das ebenfalls seine Tramitaciones hatte, sagte Dickens einmal: „Da sitzen seine Mitglieder, beschäftigt mit einem der zehntausend Stadien eines endlosen Prozesses; sie legen sich Schlingen mit schlüpfrigen Präzedenzien, waten knietief in technischen Spitzfindigkeiten, rennen ihre Köpfe gegen Wälle von Worten und führen gleich Komödianten mit ernsten Gesichtern ein Schauspiel von Gerechtigkeit auf . . . Das ist das Kanzleigericht, das überall seine verfallenen Häuser und seine wüsten Äcker, in jedem Irrenhause seine lebensmüden Wahnsinnigen und auf jedem Kirchhof seine Toten hat; das seine

ruinierten Prozessierenden besitzt, mit niedergetretenen Absätzen und verschabtem Rock . . . das der goldbesitzenden Macht reichliche Mittel giebt, das Recht müde zu hetzen; das Gold, Geduld, Mut, Hoffnung so erschöpft, den Kopf so verwirrt, und das Herz so bricht, dass kein ehrenwerter Mann unter seinen Advokaten anstehen wird, warnend zu rufen:

„**Lieber alles Unrecht leiden, als hierher kommen!**"

Das war das Londoner Kanzleigericht — das sind noch heute die argentinischen Ämter und Gerichte mit ihren Tramitaciones. Es gehört Engelsgeduld dazu, die schreckliche Verzögerung der Geschäfte in diesen Bureaux klaglos zu ertragen; es gehört dazu der fatalistische Gleichmut des Türken, der unbewegt bleibt, wenn man ihm hundert Bambusstreiche auf die Fusssohlen aufzählt. Allein gerade dem Porteño ist am allerwenigsten von solch grossartigem Phlegma gegeben, und niemand frägt mit so zorniger Neugierde, wer an all' dem schuld sei, niemand ist überhaupt so ungestüm in der bittersten Verurteilung der öffentlichen Schäden, als gerade die Argentiner selbst. Die Herren Beamten mögen es nun verzeihen, aber es scheint uns, als ob an ihnen selbst die Hauptschuld läge. Gilt es schon von den Beamten eines jeden europäischen Staates, dass sie sich im allgemeinen nicht zu Tode arbeiten, so erweckt das Gebaren des argentinischen Staatsdieners den Eindruck, als ob er sich das ganze Jahr hindurch auf Urlaub befinde. Man steht spät auf, weil man sich spät schlafen gelegt hat. Um zehn Uhr erscheint man im Bureau und stochert sich zur Vorbereitung die Zähne. Dann müssen — man gehört doch einer politischen Partei an und ist in gesellschaftlicher Beziehung kein Klausner — es müssen von den 32 Zeitungen der Kapitale wenigstens drei oder vier gelesen werden, was ebenfalls hübsch lange dauert, wenn man das ungeheure Format der Journale in Betracht zieht. Wie auf jedem Leintuch ein Pünktchen sich findet, das das empfindliche Auge chokiert, so bringt auch jedes dieser papiernen Leintücher allemale irgend einen politischen, wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen dunklen Punkt, irgend einen Skandal, der Neugierde oder tieferes Interesse erregt — und Beamter her, Beamter hin, man ist als freier Argentiner mit argentinisch redseliger Zunge und einem Geist auf die Welt gekommen, dem es niemals so wohl ist, als wenn er sich in die Wirbel und Untiefen

eines stürmischen Disputs stürzen kann. Dazwischen erscheint ab und zu der „Negro“ und unterbricht die fleissigen Arbeiter, indem er den „Mate“ (Thee aus Paraguay) herumreicht; ferner ist kein Dienstreglement so barbarisch, dass es verbieten würde, um 12 Uhr ein Dejeuner einzunehmen; endlich nach 12 Uhr kann man doch nicht den alten Adam ausziehen und plötzlich ein anderer werden, als man vormittags gewesen ist. Rosten die Federn vormittags, so werden sie auch nachmittags nicht strapaziert; ist das Amtszimmer in den Frühstunden zum Konversationssaal geworden, so behält es auch in den folgenden diesen Charakter. Wer die Zeit gern vertrödelt, der thut es eben unbekümmert um die eilige Flucht, mit der der Zeiger an der Uhr die vorgeschriebene Reise zurücklegt — und ehe man sich's versieht, ist es vier, fünf Uhr geworden — die Bureaustunden sind zu Ende. Der Schah von Persien führte während seiner europäischen Reisen jedesmal ein genaues Tagebuch. Er sah den tausendfachen Zauber, den die Kultur gewirkt, die Schöpfungen menschlichen Genies, die Märchen und Wunder, die die Kunst gedichtet. Aber in seinem Tagebuch findet sich nichts davon erwähnt, sondern Tag für Tag sind darin die Speisen verzeichnet, die Seine Majestät zu sich genommen, und zum Schluss heisst es immer: „Gottlob, es hat mir gut geschmeckt.“ Ähnlich könnte es auch in dem Tagebuch eines argentinischen Beamten Seite für Seite zum Schluss immer heissen: „Gottlob, ich habe mich gut unterhalten.“

Und die Arbeit? Ach ja, soweit das Interesse für den eigenen Magen und für politischen und gesellschaftlichen Stadtklatsch es erlaubt, wurden ab und zu auch ein paar Zeilen geschrieben, und um in diese geschäftliche Tortur wieder einige Abwechslung zu bringen, wurden zwischen der einen Zeile und der andern immer wieder Zigaretten fabriziert und geraucht. Unterdessen können wir in den Vorzimmern und Korridoren studieren, was das heisst, Tramitaciones. Da warten die Parteien stundenlang darauf, dass sie denjenigen, der dafür schwer bezahlt wird, zu Gesicht bekommen. Sie kauen die Nägel, ballen die Fäuste, seufzen zähneknirschend und harren und harren, dass ihnen ihr gutes Recht wird — aber sie harren vergebens. Dann laufen sie wie der ewige Jude von einem Orte zum andern, von einem Amt zum andern — aber sie laufen vergebens. Tage- wochen- und monatelang währt ihr

Bitten und Beschwören — aber alles ist vergebens. Vergebens ist ihr demütiges, wie ihr leidenschaftliches Drängen, vergebens die Schilderungen ihrer Not, die einem Stein Gefühl einhauchen könnten, vergebens der Anblick ihrer wachsenden Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Überall antwortet man ihnen: Mañana! morgen! Der Knabe, der in einen Prozess eintritt, kann oft zum Greise werden, bevor er das Ende erlebt. Die Witwe bittet um Bestellung eines Vormunds für ihr kleines Kind — Mañana! es führt jemand Beschwerde wegen ungesetzlicher Haft — Mañana! wieder einer fordert die Auszahlung des Betrages, den ihm die Staatskasse für Lieferungen, geleistete Dienste u. s. w. schuldig ist, und zum hundertstenmale tönt es ihm entgegen: Mañana! So werden die dringendsten Handelssachen, die ernstesten Angelegenheiten des Rechts und der Verwaltung wie Fräulein Aschenbrödel in den Winkel gestellt, sobald das unselige Gespenst eines Unterhaltungsstoffs an die Thüre des Amtszimmers pocht. In den Einreichungsprotokollen und Registraturen wie auf den Referententischen häufen sich berghoch die unerledigten Geschäftsstücke, und von Zeit zu Zeit gehen sogar die wichtigsten Aktenfascikel verloren . . . Mañana! Tramitaciones!

Ein Fremder, der von diesen Ungeheuerlichkeiten sehr zu leiden hatte, sagte mir einmal voll bitterer Ironie: „Es scheint, dass die Indolenz der argentinischen Beamten unerbittlich ist wie die unwandelbaren Gesetze der Natur. Die Natur verurteilt alles Lebendige zum Tode, und dem Beamten am La Plata wird es schliesslich doch noch gelingen, das Recht und den Verkehr zu ermüden, und sie zu Schlaf und Stillstand zu zwingen. Wozu um Gottes willen würde denn sonst auch die Republik so viele Beamten benötigen?“ Und in der That, wem wäre es zu verübeln, wenn er in seinem Grimm oder in seiner Verzweiflung dieses Urteil vollinhaltlich unterschriebe? Allein wenn man nicht oberflächlich urteilen will, darf man auch nicht die Augen verschliessen vor den tieferen Gründen dieser Übelstände, und dann wird man noch manches finden, was das Heute entschuldigt, so manche Erscheinung der Zeit, die Besserung und Heilung verspricht. Am Ende geschieht ja nichts im Völkerleben zufällig, sondern mit eiserner Notwendigkeit bestimmen die Zustände und Ereignisse einander. Man kann im Fluge Tyrannen verjagen, Schlachtreihen

besiegen und die Grenzen eines eroberten Gebietes abstecken — aber nichts ist so schwer, als einen wohleingerichteten, sicher und genau arbeitenden Verwaltungsapparat zu erringen, ein Beamtentum zu erziehen, das selbstlos und treu seine Kräfte in den Dienst der allgemeinen Wohlfahrt stellt, und das mit Herz und Verstand die Existenzbedingungen des Staatswesens begreift. Wie mussten die europäischen Staaten, die uns heute am besten verwaltet erscheinen, sich in Jahrhunderte langen Kämpfen abmühen, bevor sie zu ihrer heutigen Vollkommenheit gelangten! Und nun bedenke man, dass sich Argentinien noch erst im dritten Menschenalter seiner Unabhängigkeit befindet, und dass in seinen Annalen der weitaus grösste Teil dieser Zeit als die furchtbare Epoche der innern Kämpfe, Revolutionen und Bürgerkriege verzeichnet ist. Betrachtet man die Sache also genetisch, so wird man vielleicht geneigt sein, weniger über das Heute zu klagen, als vielmehr die elementare Kraft zu bewundern, mit der dieses junge Staatswesen sich bereits aus den schlimmsten Verhältnissen herausgearbeitet hat. Niemand erwartet von einem Jüngling, dass ihm die weise Ruhe und Beständigkeit des gereiften Mannes zu eigen sei — was Wunder, wenn eine kaum geborene Nation sozusagen noch das sichere Gehen und Stehen lernen muss? Es handelt sich in einem solchen Falle vorzüglich darum, ob der Lerneifer überhaupt vorhanden ist, und ich glaube, in Argentinien ist er vorhanden. Es bestätigt dies die Zeit. Der gegenwärtige Präsident, General Julio Rocca, ist ein Mann, der mit seiner leidenschaftslosen Ruhe, mit seinem unerschütterlichen Gleichmut und mit merkwürdiger Energie doch so manchen Sitz der Verderbtheit unterminiert und zerstört hat. Unter seiner festen Leitung ist wenigstens in den obersten Ämtern der Republik das Gefühl strenger Verantwortlichkeit, gepaart mit Ernst und Thätigkeit, eingekehrt. Das wichtigste Symptom der Besserung scheint mir aber der allgemeine ungeheure Unwillen gegen die Tramitaciones zu sein, der allerorten den sanglantesten Ausdruck findet. Und glücklicherweise ist Argentinien kein despotisch regierter Staat, sondern eine freie Republik; kein Büttel, kein Polizeikommissär oder Staatsanwalt hat das Recht, sich zwischen die Meinung des Einzelnen und die Öffentlichkeit zu stellen; laut und ungehindert darf jedermann sagen, was er auf dem Herzen hat, und wären seine Worte auch die schneidendste

Satire auf die mächtigste Persönlichkeit des Staates. So wird denn seit Jahren schon in Privatzirkeln wie in öffentlichen Versammlungen, in der Presse wie in den Kammern nach den Ursachen der unseligen Tramitaciones geforscht und über die Mittel gegen dieses schleichende Gift beraten, und da nun einmal die Frage der Beamtenmisère auf der Tagesordnung ist, so wird sie von derselben nicht wieder verschwinden, bis die allgemeine Entrüstung den letzten Rest dieses politischen Sumpffiebers vernichtet haben wird.

Es frägt sich nur, ob das Land schon heute die geeigneten Ärzte besitzt, deren es so dringend bedarf, und ob unter den Kurmethoden, die von rechts und links in Hülle und Fülle vorgeschlagen werden, sich auch die richtige, die einzig nützliche befindet. Ich nun für meine Person darf mir nicht anmassen, an den verschiedenen Parteiprogrammen Kritik zu üben; ich bin nur ein bescheidener Bürger, der sich Mühe giebt, das Gewordene in seiner Entwickelung zu begreifen, und der sehr wohl weiss, dass es ein anderes ist, vorsichtig und gerecht im Urteil zu sein, und ein anderes, als Staatsmann einer Nation neue Ideen und Ziele zu eröffnen und ihr auch die Mittel zur Verfolgung dieser Ziele zu erschliessen — und eines der mächtigsten Hilfswerke in diesem Sinne ist ja die Organisierung der Beamtenmaschine. Einige Thatsachen nur will ich noch berühren, und die Folgerungen festhalten, die aus der Logik der Thatsache selber fliessen. Solange nicht Protektionswesen und Nepotismus ein Ende nehmen, und solange nicht zur Verleihung eines Staatsamtes der Nachweis der notwendigen Eignung gefordert wird, solange kann es in keiner Beziehung besser werden. Der Dienst bannt heute den Beamten in einen Kreis von Thätigkeiten, die ihm oft total fremd sind, an die er nur mit geheimer Scham Hand anlegen kann, die, wenn er sie bemeistern will, seines guten Willens und seiner eifrigen Bemühungen spotten, die ihm ewig das Spiegelbild seiner eigenen Ohnmacht und Unfähigkeit vor Augen halten. Wen darf es dann wundern, dass er jene Pflicht hassen und verachten lernt, statt sie zu lieben, da sie von ihm verlangt, was er nicht leisten kann; wen wundern, dass er sich von ihr in irgend einer Weise loszumachen sucht, und dass er, wenn es nicht anders geht, ihre Erfüllung möglichst lange zu verschieben trachtet? Man darf eben

von niemanden Unmögliches verlangen, und darum ist es notwendig, dass an die öffentlichen Stellen nur solche Männer berufen werden, denen die Erfüllung der Beamtenpflicht nichts Unmögliches ist. Solche Männer zu erziehen, das ist die höchste Aufgabe der Politik; das aber wird wieder nur dann möglich sein, wenn man Argentinien von demjenigen Missbrauch reinigt, der es am schwersten peinigt und aufs grausamste im Zustand ewigen Kränkelns erhält. Dieser Missbrauch ist die grosse Beamtenrevolution, der allgemeine Wechsel in der Besetzung der öffentlichen Ämter, den jeder politische Umschwung nach sich zieht. Diese rastlos wilde, diese verderbliche Art der Blut- und Kräfteerneuerung ist es in letzter Linie, auf welche die Schuld an den geschilderten Verhältnissen zurückfällt; dieses System, das man mit andern politischen Sitten und Gebräuchen als unheilvollstes Geschenk von Nordamerika herübergenommen hat, ist es hauptsächlich, das die staatlichen Ämter zu einer Jahrmarktsware macht, um welche jedermann sich bewerben kann, zu einem Durchgangshaus, in welchem ein fortwährendes Kommen und Gehen herrscht. Unter der Herrschaft dieses Systems, das alles ins Fliessen und Wogen bringt, was seinem Zwecke nach fest und beständig sein sollte, kann es überhaupt keine ruhige Entwickelung des Staatskörpers, und insbesondere keine Heranbildung eines tüchtigen Beamtenkörpers geben. Denn so wie die Dinge heute stehen, ist der Beamte nicht von dem Grundgesetz des Staates, sondern von der Gnade der Parteien abhängig; er ist Parteidiener, nicht Staatsdiener; er muss um die Gunst der Machthaber buhlen und kümmert sich nicht um die öffentlichen Interessen, die ihm anvertraut sind; wie er plötzlich ins Amt hineingeschneit gekommen, so kann er plötzlich von seiner Stelle wieder weggeweht werden — kurz, unter den politischen Spekulanten kann er sich nur dann über Wasser halten, wenn er selbst auch ein politischer Spekulant ist. Niemand verbürgt ihm eine nach Recht und Gesetz geregelte, ruhige Berufskarriere, nichts ist vorhanden, was ihn zur Treue und Selbstlosigkeit ermuntern würde. Es ist nicht anders möglich, als dass sich unter solchen Umständen weder Standesbewusstsein, noch das Gefühl der Standesehre in ihm entwickeln, dass er weder sein Amt, noch seine Arbeit lieben kann. Hier also ist der erste Spatenstich zu thun; in dem Augenblicke, wo die Grundwurzel

aller Übel, die Beamtenrevolution, ausgehoben sein wird, ist auch für alle Folgekrankheiten das Ende gekommen, und es wird andererseits auch der Lockungen genug geben, um auch die edleren Geister der Nation für den Beamtenberuf zu gewinnen. Dann, aber nur dann wird man auch das Tramitaciones und das Mañana aus dem argentinischen Staatswörterbuch streichen können.

Der Charakter einer Nation spielt oft in den grellsten und merkwürdigsten Kontrasten. Bekanntlich ist niemand so vorsichtig als der Deutsche, und doch geht niemand so leicht auf den Leim wie er; der Franzose, dessen Wort und Gebärde meist den Gipfel des Enthusiasmus erklettert, ist im Grunde des Herzens der kühlste Rechner; Spanien ist nicht nur die Heimat der gepfefferten Olla Potrida und der gepfefferten Schimpfwörter, sondern es hat auch die grossartige Würde und Höflichkeit des Hidalgo geboren. Und der Argentiner seinerseits, der alles eher ist, denn ein Pflichtenmensch, beugt sich doch vor einem unverbrüchlich heiligen Gesetz. Dieses Gesetz ist die gesellschaftliche Sitte.

Man erzählt von Imanuel Kant eine drollige Geschichte. Da die Ärzte ihm einmal viel Bewegung angeraten hatten, legte er, wenn er zu Hause war, das Schnupftuch immer auf einen Sessel im Winkel des Zimmers, so dass er Bewegung machen musste, so oft er es brauchte; glücklicherweise litt er, beiläufig bemerkt, an einem hartnäckigen Schnupfen, und so hat vielleicht der chronische Katarrh wesentlich zum Wohlbefinden des grossen Philosophen beigetragen. Nun könnte man den Porteño beinahe den Kant der gesellschaftlichen Regel nennen. Ihre Forderung ist ihm ein kategorischer Imperativ, in ihrer Beobachtung wird er zum pedantischsten aller Pedanten, zum orthodoxesten aller orthodoxen Dogmatiker. Keine ihrer launenhaften Schöpfungen ist so lächerlich, dass sie ihm nicht schön dünken, keine ihrer Vorschriften so abstrus, dass er sich ihr nicht willig unterwerfen würde. Sie diktiert ihm Schnitt und Farbe seiner Kleidung, nennt ihm den fashionabelsten Schneider, Schuster und Friseur, trägt ihm auf, in diesem oder jenem Laden seine Handschuhe zu beziehen, zur bestimmten Stunde in diesem Hause oder auf jener Promenade sich zu zeigen. Ja sie ist auch die allmächtige Regentin seines

Geistes und seines Urteils; er bedarf ihrer Erlaubnis, um eine Oper gut oder schlecht zu finden, er gehorcht ihr, indem er Zola verschlingt und George Sand bespöttelt, er wird ihr auch morgen gehorchen, wenn es ihr gefallen sollte, Zola für einen Stümper und einen andern Enkel des Marquis de Sade zum Propheten zu erklären. Ach, es giebt Dinge, wo der Geist republikanischer Selbständigkeit wie Schnee im Sonnenlicht dahinschmilzt; würde die Mode verlangen, dass er auf einem Schaukelpferd aus der Kinderstube durch die Strassen reite, ich zweifle nicht daran, der Porteño würde auch dann gehorchen und mit naiver Freude von der erfinderischen Mode sprechen, der es nie an Einfällen mangelt, die Eintönigkeit des Daseins zu verhüllen und das Leben zu versüssen. An allen Ecken und Enden Tramitaciones, nur nicht, wenn es sich um das oberste Weltgesetz, um die Mode handelt. Drei oder vier Wochen, nachdem das Cri-cri erfunden war, machte es in Buenos Ayres einen höllischen Spektakel; kurz nachdem der Pariser Argôt das berühmte Chic und Pooutte erzeugt hatte, schwirrten die beiden linguistischen Neugeburten auch an den Ufern des La Plata unablässig durch die Luft. Kurz, wenn sich der gute Ton einmal herbeilassen würde, Dinge wie Pflichttreue im übernommenen Amte, ernste Thätigkeit und dergleichen in den Kreis seiner Herrschaft zu ziehen, so würde Buenos Ayres höchst wahrscheinlich von heut auf morgen die musterhaftesten und energischste Beamtenschaft besitzen. Vermutlich hat aber der gute Ton wichtigere, als diese unbedeutenden Angelegenheiten zu regeln.

Und doch, wenn man tiefer blickt, wird man von dem Modesinn des Porteño nicht einfach in Tönen des Spottes sprechen dürfen. In den Märchen spielen die aus Spinnweb und Sonnenstrahlen gewobenen Brücken eine Rolle; leichtfüssige Elfen und andere gute Geister nehmen über sie ihren Weg, wenn sie zur Erde herabsteigen wollen. Vielleicht ist die Mode für das vor einigen Jahrzehnten noch kulturferne Argentinien zu einer solchen feinen Märchenbrücke geworden, über welche langsam und allmählich, aber unaufhaltsam der Geist und die Gesittung der alten Welt nach Amerika gezogen kommt. Es klingt paradox, und ist doch wahr, dass die Mode mit ihrem sanften Zwang, indem sie die Menschen auf neutrales Gebiet lockte und einander näherte, grössere Dienste geleistet hat bei der Auslöschung der Spuren

spanisch-indianischer Barbarei, und zur Schaffung einer argentinischen Gesellschaft mehr beigetragen hat, als die Weisheit der Gesetzgeber und die Erinnerung an das gemeinsam vergossene Blut. Es mag dies ein beschämendes Zeugnis geben von der Schwäche der menschlichen Natur — aber seien wir doch offen, gestehen wir nur, dass auch Nationen sich oft unbewusst mehr von einer winzigen, still wirkenden Kraft regieren lassen, als von der Einsicht ihrer grossen Patrioten. Ein halbes Jahrhundert lang waren die Parteileidenschaften in Argentinien immer auf dem Siedepunkte; die Gärung schien unstillbar zu sein; der öffentliche Geist war zum Revolutionieren geneigt, und die allgemeine Zerfahrenheit gebar auch jeden Augenblick Revolutionen. Und doch wird man heute in Südamerika mit Ausnahme des chilenischen Freistaats keine Republik finden, in welcher die wilde Kampfbegierde der Friedenssehnsucht und die phrasenreiche Barbarei der Gesittung so rasch den Platz geräumt hätte, als wie in demselben Argentinien, in welchem noch vor drei Jahrzehnten der Bürgerkrieg der stationäre Zustand war. Was ist also in der Zwischenzeit geschehen? Was hat diesen merkwürdigen und segensreichen Umschwung in dem Nationalcharakter veranlasst? Das Blut rollt so heiss und so rasch wie je in den Adern des Porteño, und wenn er von seiner politischen Gesinnung spricht, blitzen noch immer seine Augen und zuckt seine Hand, als ob sie nach dem Schwert greifen wollte. In Europa herrscht denn auch noch, wenn man von einem Argentiner spricht, die dunkle Vorstellung von einem explosiven Hitzkopf, der immer mit dem Dolch bewaffnet ist, sei es um einem Nebenbuhler in der Liebe, oder einem politischen Rivalen das Herz zu durchbohren. Allein nichts ist weiter von der Wahrheit entfernt als dieser Mythos, in welchem der Porteño noch als die Verkörperung einer zügellosen Naturkraft, in welchem er sozusagen noch als ein interessanter Vulkan erscheint. Kölnisches Wasser und mille-fleurs haben die heissen Flammen dieses Vulkans merklich abgedämpft; man sieht noch viel Rauch, aber die Feuerbrände sind erloschen. Wie der Porteño von seinem Schneider äusserlich als Europäer entlassen wird, so giebt ihm auch seine Häuslichkeit, der Verkehr mit Fremden und in oberster Linie der Salon europäische Umgangsformen, Neigungen und Bedürfnisse. Er hat das Theater, das ihn fesselt, seinen Plata- oder Progresso-Klub, in

welchem er sich, sei es auch nur beim Hazardspiel amüsiert, den Corso in der Calle Florida oder die Auffahrt in der Reccoleta, wo er sieht und gesehen wird, die Wohlthätigkeitsakademien, diese Ausstellungen, in welchen er der Öffentlichkeit seine Grossmut vorführt, oder die Wettrennen, in welchen er ausländische Pferde laufen lässt, um als Regenerator der heimischen Zucht gepriesen zu werden und nebenbei acceptable Wettsummen einzustreichen. Er hat also, was er vor drei Jahrzehnten nicht hatte — Zerstreuung. Früher war er arm an allen Genüssen, und mit der Leidenschaft des Geizhalses warf er sich auf den einzigen Schatz, der ihm beschert war, auf die Politik; heute aber, wo sein Genusssinn nicht mehr, wenn man so sagen darf, obdachlos ist, wird viel Leidenschaft, Sturm und Drang der Politik entzogen, und das ist nur von gutem. Es ist die alte Geschichte, dass der Wohlstand niemals so sehr zu gewaltsamen Ausbrüchen neigen wird, als die Armut. Und diese behaglichere Existenz hat auch freundlichere Gewohnheiten und Formen geschaffen. Man darf z. B. ruhig behaupten, dass in keinem Lande Europas die ausgezeichnete Höflichkeit anzutreffen ist, wie sie von dem Porteño geübt wird. Selbst der Gamin hierunten ist höflich; ja er ist, verglichen mit seinem Pariser Bruder, von geradezu chevalereskem Anstand. Sicherlich reicht er in keinem Stück an das phantastisch bizarre, blendend geniale Vagabundentum heran, wie es Victor Hugo in seinem Gavroche geschildert hat, und es scheint mir auch sehr, dass er niemals wie Gavroche als Held auf einer Barrikade sterben wird; aber so wie er ist, ist er noch immer ein dankbarer Gegenstand für den Humoristen, wenn er verlumpt, schmutzig, mit nackten Füssen, aber mit der Artigkeit eines Mannes von Welt auf dich zutritt und dich anspricht: „Erlauben Sie, Señor, dass ich Ihre Aufmerksamkeit für einen Augenblick in Anspruch nehme — darf ich Sie um eine Zigarette bitten?“ „Erlauben Sie, Señor, dass ich Sie einen Moment lang belästige — darf ich Ihnen dieses Los der . . . . Lotterie zum Kauf empfehlen?“

Man findet diese Höflichkeit in allen Ständen wieder, am sublimsten und reinsten natürlich in den oberen Gesellschaftsschichten, und zwar in solchem Grade, dass beispielsweise der Argentiner in den Pariser Salon durchaus nicht als Fremder tritt, sondern dass er die verfeinerte Luft der grossen Welt ganz wie

Heimatsluft atmet, denn nicht nur der äusserliche Anstand ist ihm durch Erziehung und Gewohnheit zur zweiten Natur geworden, er verbindet auch den Esprit und die Lebhaftigkeit des Franzosen mit den freien und doch gefälligen Manieren des Edelmanns. Ja, der Salon ist sein eigentliches Element, und es ist in Wahrheit etwas durchaus Pariserisches in seinem leidenschaftlichen Drang nach dem glanzvollen Getümmel des Salons. Für diese heitere Genussphilosophie sind Arbeit und Zurückgezogenheit der Inbegriff aller Entsagung, ist die menschliche Glückseligkeit nirgends vorhanden, als wo der Esprit seine leuchtenden Schaumperlen wirft, wo die goldenen Ketten einer verfeinerten Verkehrssitte dich umfangen, wo schöne Frauenaugen blitzen, kostbare Roben über den Teppich rauschen und die Luft mit jenem eigentümlichen Dufte erfüllt ist, der dem Mann so oft zum Glück, so oft zum Unglück gerät. Tramitaciones und Mañana an allen Ecken und Enden — nur hier nicht, nur nicht im Ausschlürfen des Heute, im Auskosten des Vergnügens, das es beschert, bis der Trunk zur Neige gegangen ist.

Der Tag war das Präludium,
Der Mond bescheint das Hauptstück . . .

Auf den Spitzen der Kordilleren, weit, weit im Westen, ruht noch lange die Sonne, wenn der Porteño in seiner Sehnsucht nach der funkelnden Pracht des geselligen Lebens bereits Feierabend macht. Um fünf Uhr schleudert der Beamte das wichtigste Staatsstück, der Advokat die ungeheuerlichste Expensnote in den Winkel; der Millionär verlässt seine Handlungsbücher, der Deputierte seinen Sitz in der Kammer, und alles eilt zum Diner, und nach dem Diner zur Tertúlia — denn die Tertúlia ist das Hauptstück des Abends.

Sie ist eine spezifisch argentinische Schöpfung, die in Europa kaum ihresgleichen hat. Im Grunde genommen ist sie nichts, als eine anspruchslose, zwanglose Zusammenkunft in einem befreundeten Hause, ich gehe hin, um der Hausfrau meine Aufwartung zu machen, und bei einer Tasse Thee, Limonade oder Schokolade ein wenig zu plaudern — weiter nichts. Aber der Erfindungsgeist der Gesellschaft hat aus diesen winzigen Elementen bereits eine wirkliche Institution mit reichen Formen und ganz spezifischem Charakter gemacht; im Keime ein gewöhnlicher Abendbesuch, hat

sich die Tertúlia allmählich zu einem vornehmen Besuchsabend entwickelt, dem nichts fehlt, was Auge, Ohr und Geist befriedigen kann. Nach dem zeremoniellen Zuschnitt ist die Tertúlia eine Art Soirée mit stilgerechten Einladungen, Soiréetoilette u. s. w., in allem übrigen aber ist sie eine ebenso zwanglose als gefällige Vereinigung der Genüsse, die der europäische Kastengeist leider zerrissen und in die Kompetenzen der Hausabende, Soiréen, Kränzchen und Bälle verteilt hat. Die argentinische Tertúlia ist alles dieses in Einem, oder je nach der Absicht des Gastgebers nur das eine oder das andere. Ihre Elastizität ist aber eine ungeheure; sie hat hundert Gesichter, wie Proteus. Sie kann mit dem Reichtum aller Schatzkammern des Vergnügens blenden, sie kann in anmutiger Beschränktheit sich mit einem bischen Tanz zu den Klängen einer Mandoline zufrieden geben, ohne darum aufzuhören, Tertúlia zu sein. Auch die höchstgestellten Beamten der Republik, Präsident und Minister, öffnen beispielsweise, um ihrer Repräsentationspflicht zu genügen, der Tertúlia ihre Salons, aber man begreift schon aus dem Charakter der Gastgeber, dass solche Empfangsabende von einem besonderen Nimbus umgeben sind, und dieser Nimbus ist nicht der der Naivität, der jugendfrischen Hingabe an das Vergnügen, das selbstvergessene Untertauchen in den Fluten des Genusses. Zwar, wenn Senatus populusque Argentinus einmal durch die Fensterscheiben in den Saal gucken wollten, würden sie vielleicht einen ihrer Minister tanzen oder einer schönen Frau den Hof machen sehen — aber doch ist und bleibt ein solcher Abend mit dem Merkzeichen einer vorwiegend politischen Soirée versehen. Die Väter des Vaterlandes kommen, um dem verantwortlichen Minister, dem Geschöpf ihrer souveränen Macht, sehr ehrfurchtsvoll die Hand zu drücken; es kommen Beamte mit ideeller Krümmung des Rückens, um Aufmerksamkeit und Huld der hochgebietenden Herren auf sich zu lenken; Advokaten kommen, weil sie nach echter Trabantenart nirgends fehlen, wo es um ein politisches Gestirn zu kreisen und von demselben etwas Licht zu borgen gilt. Diese Gesellschaft steht im Vordergrunde; unter diesen Senatoren, Prätoren und Volkstribunen, deren Toga der Frack und deren Rostra das Fauteuil ist, wird meist in Politik gemacht; in diesem Kreise geben einander zwei Todfeinde mit ehrlichem Händeschütteln die Versicherung, dass sie es gar nicht

so böse gemeint, als sie sich heute vormittag gegenseitig die derbsten Sottisen sagten; in diesem Kreise werden die brennenden Tagesfragen noch einmal in Ruhe durchgesprochen, und alle Missklänge der Parteileidenschaften lösen sich in der gemeinsamen Anerkennung der Liebenswürdigkeit und Genialität des Wirtes, sowie in der gemeinsamen Huldigung, die dem vortrefflichen Buffet dargebracht wird. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit an ein Wortspiel, das ich aus satirischem Munde hörte und das mir recht bezeichnend zu sein scheint. Ein Argentiner selbst sagte mir: „Jeder Zehnte von uns ist Advokat, jeder Advokat ist Politiker, und je zehn Politiker bilden eine Fraktion. Wir sind also das Bild der tiefsten Zerrissenheit. In einem Punkt aber sind wir einig: wir sind alle leidenschaftliche Tertúlianer — das heisst nicht etwa als Schüler des römischen Juristen Tertullian, denn um den kümmern wir uns verteufelt wenig, sondern als Anhänger jeder Tertúlia eines jeden Ministers von einer jeden Partei.“ Das Urteil ist kaustisch; aber besser kaustische Urteile über entschuldbare menschliche Schwächen, als wie die Totenklagen aus jenen trüben Zeiten, da die Politiker sich nicht mit Worten, sondern mit Revolutionen, und nicht im Salon, sondern auf dem Schlachtfeld befehdeten.

Es versteht sich aber von selbst, dass die Tertúlia eines der obersten Repräsentanten des Staates sich nicht auf eine absolut exklusive Gesellschaft beschränken kann; neben dem Hauptstrom giebt es auch Nebenströme. Diese Regierungssalons sind auch die Sammelpunkte der haute finance, wie der Spitzen des Kaufmannsstandes, und manchmal scheinen sie eine Art Académie des beaux arts zu sein; wir haben nämlich in Argentinien keine Kunst, aber Künstler haben wir, die alle jene Auszeichnungen prätendieren, wie sie in Europa dem Genie erwiesen werden; und dem Staatsmann steht es ebenfalls nicht übel, wenn er ein wenig mit artistischen Neigungen kokettiert und die Musen zu sich zu Gaste lädt. Der intimste Reiz der ministeriellen Tertúlia fliesst aber aus dem echt demokratischen Zuge, der ihr aufgeprägt ist, und der uns mit so manchen Schwächen der argentinischen Gesellschaft wieder versöhnt. Man kann darüber lächeln, dass der Porteño, in dessen Republik es weder Adel noch Wappen giebt, sich am liebsten ein Phantasiewappen auf seinen Wagenschlag malen lässt, dass er jener

artistischen Celebrität am meisten Beifall klatscht, die sich mit den meisten Hoftiteln und Orden europäischer Majestäten brüsten kann, und dass er seine Töchter am liebsten an europäische Adelige verheiratet; man kann auch über die strenge Exklusivität lächeln, die er in seinem Hause beobachtet — und doch, wenn er aus seinem Hause tritt, scheint es, als ob ihn das Gefühl, einer Demokratie anzugehören, in stärkster Intensität überströmen würde. Er wird seinen Wagen halten lassen, wenn er einem verarmten Verwandten begegnet; er wird von dem Sänger verlangen, dass seine Kunst sich einmal auch in den Dienst der Wohlthätigkeit begebe, und wie niemand es wagen darf, ohne Einladung seine Schwelle zu überschreiten, so darf andererseits in der Restauration oder Konditorei jedermann zu jedermann sich setzen und ihn in Konversation ziehen. Ein armer Teufel von einem Procurador oder sonst jemand in diesem Range nimmt an dem Tische Platz, an welchem der Präsident der Republik sein Eis verzehrt, und das Staatsoberhaupt unterhält sich mit ihm über Wetter, Wettrennen oder ähnliches, und bietet ihm zum Schluss Zigaretten an. Nun denn, eben dieser demokratische Zug zeichnet auch die Tertúlia der obersten Staatsfunktionäre aus. In dem Augenblick, wo der Porteño ein hohes Amt übernimmt, entäussert er sich auch der Vorrechte des Privatmannes, und sowie seine Kraft nunmehr dem öffentlichen Dienste gehört, so gehört sein Salon nicht mehr blos seinen persönlichen Freunden und Bekannten, sondern jedem Staatsbürger überhaupt. Es ist nichts schwerer, als bei einem Minister zur amtlichen Audienz vorgelassen zu werden, und nichts leichter, denn als Gast in sein Haus Zutritt zu erhalten; es genügt dazu die allereinfachste Ausrüstung aus dem Arsenal des bon ton; man wird durch einen Bekannten eingeführt, und wess Standes und Gewerbes man auch sein mag — in dem Augenblick, wo man die Schwelle überschritten hat, ist man Gast in einem Hause, das keinen grösseren Ehrgeiz kennt, als durch faszinierende Liebenswürdigkeit den Eintretenden daran vergessen zu lassen, dass er unter den Trägern der obersten Staatsgewalten sich befindet. Minister haben manchmal ein kurzes Gedächtnis, und bei politischen Aktionen entfällt es zuweilen ihrer Erinnerung, dass sie nicht Souveräne, sondern Bürger sind; bei der Tertúlia aber im eigenen Hause entlassen sie keinen, und sei es der bescheidenste ihrer Gäste,

mit dem bösen drückenden Gefühl, dass man ihn eine Übermacht habe merken lassen.

Aber ich will von der Tertúlia, und nicht von den argentinischen Ministern sprechen. Es findet sich vielleicht kein Haus in Buenos Ayres, in welchem sie nicht ein paarmal während der Saison veranstaltet würde; sie ist das eigentlich nationale Vergnügen. Vor allem ist für ein vortreffliches Büffet gesorgt. Es giebt keine andere Verpflichtung gegenüber dem Gastgeber und der Gesellschaft, als sich gut zu amusieren; jedermann ist Herr seines freien Willens und findet die Gelegenheit, die Stunden nach Wunsch zu verbringen. Doch giebt es hier keine schwerfälligen Pedanten, die den Fussboden zu frottieren meinen, wenn sie tanzen; es wird viel und leidenschaftlich getanzt. Die Musik wird merkwürdigerweise zumeist von einem Neger besorgt. Es überraschte mich nicht wenig, als ich, das erstemal bei einer Tertúlia zu Gaste, einen Neger am Klavier erblickte, und als ich Zeuge war der wunderbaren Verve, mit der er sein Instrument behandelte. Ich hielt ihn für ein künstlerisches Phänomen und erkundigte mich eifrig nach seinem Namen und ob er sich schon in Europa habe hören lassen. Jetzt freilich begreife ich das Lächeln, mit welchem man meine Frage beantwortete. Was den europäischen Augen ungewohnt ist, ist bei den Porteños etwas Alltägliches; es giebt in Buenos Ayres hunderte von Negern, die vom Klavierspiel leben, gerade wie in Ungarn die Zigeuner von der Violine; sie spielen auch ebenso leidenschaftlich und schön, und ebenso, ohne jemals eine Note gelernt zu haben, wie die Zigeuner. Bei solcher Musik mit einer Argentinerin zu tanzen, ist ein unbeschreibliches Vergnügen, das vielleicht nur noch von dem Vergnügen übertroffen wird, sie tanzen zu sehen. Es ruht ein eigentümlicher Reiz auf ihr, sobald sie mit ihrem Novio zur Habanera, dem berühmten havanistischen Nationaltanz, antritt. Die Musik hiezu könnte dem fremden Ohr mehr wie ein Trauermarsch, denn wie eine Tanzmusik erscheinen, so voll fremdartiger, schwerer Melancholie ist sie. Sie gestattet nur langsame, abgemessene Bewegungen. Allein wie zauberisch ist die schöne Argentinerin, wenn sie diese Bewegungen ausführt! Sie, die so vollkommen der beweglichen, ruhelosen Pariserin gleicht, wie fühlt sie sich plötzlich wieder ganz und gar als Südländerin! Ihr bieg-

samer Leib bringt in die vorgezeichneten Linien wundervolle Modulationen. Aus der Abgemessenheit macht sie Grazie, aus der Langsamkeit ein geheimnisvoll einherschwebendes Gedicht; wenn sie dahinschreitet, scheint sie die schwermütige Glut, das verschlossene heisse Schmachten einer südlichen Träumerin in sich zu verkörpern. Der Walzer artet oft in eine Orgie wilder, hässlicher und ermüdender Bewegungen aus, die Habanera aber lässt die Tanzenden niemals aus dem Kreise der schön geschlossenen Linien geraten. Man kann stundenlang tanzen, ohne zu ermüden, stundenlang den Tanzenden zusehen, ohne die Augen von ihnen abzuwenden.

Und nun bedenke man, dass Frauenschönheit und Grazie eine ganz unwiderstehliche Macht auf das Gemüt des Porteño ausüben, und dass in keinem andern Tanze eben der Rythmus des weiblichen Körpers, sein Wohlklang und seine ganze Harmonie sich in solcher Reinheit offenbart, wie in der Habanera. So ist denn, wenn aller Augen bezaubert auf der dahinschwebenden Gestalt der Tänzerin haften, der Porteño der Hingerissenste, der am meisten Schönheitstrunkene von allen. Dies ist vielleicht der Augenblick, in welchem das Weib über sein wandelbares und flatterhaftes Gemüt die meiste Macht besitzt, in welchem sie den Wildfang einfangen könnte, um ihn spielend in Fesseln zu schlagen. Und man macht sich sicherlich nicht der Übertreibung schuldig, wenn man sagt, dass die Habanera mehr Liebesverhältnisse geknüpft hat, als die Priester je sanktionieren konnten, und dass sie in der That auch mehr Ehen — glückliche und unglückliche — gestiftet hat, als eine Statistik je auszuweisen vermag. Es ist der nicht am wenigsten interessante Punkt, den wir hier berühren. Die europäischen Litteraturen lieben zuweilen die Exkursionen nach Argentinien, um von daher ihre Romanstoffe zu holen; der Leser möge aber getrost ein jedes solche Buch zur Seite legen, sobald es nicht der motorischen Kraft der Habanera im gesellschaftlichen Leben Argentiniens gedenkt — denn um es gerade herauszusagen: die Habanera ist der allgemeinste und stärkste Liebeszauber, die grosse Ehevermittlerin unter dem Kreuze des Südens. Der deutsche Werther verliebt sich, wenn er Lotten Brot schneiden und unter die Kinder verteilen sieht, der Franzose verliebt sich, wenn die Frau plaudert oder wenn sie unglücklich ist, der Italiener, wenn

er sie einmal gesehen hat — der Porteño aber, wenn er sie die Habanera tanzen sieht.

Aber dies führt uns auf ein anderes interessantes Kapitel. Der Leser weiss, dass den Frauen in Europa oft scherzhaft angeraten wird, nach Kalifornien oder Peru zu gehen; es gäbe dort weniger Frauen als Männer, und sie würden darum, ob schön, ob hässlich, sofort vom Flecke weg unter die Haube kommen. Nicht minder zutreffend, sollte man glauben, müsste das auch für Argentinien sein. Und doch haben wir die merkwürdige Thatsache zu verzeichnen, dass hier der Wettbewerb der Männer um die Frauen kein so lebhafter ist, ja dass es, trotz der enthusiastischen Anbetung, die hier dem schöneren Geschlecht entgegengebracht wird, dennoch eine ganz beträchtliche Anzahl von unverheiratet gebliebenen Mädchen, von (wie es die Deutschen nennen) alten Jungfern giebt. Huldigen — gerne; einer Dame im Tramwaywaggon Platz machen und nach Landessitte für sie das Fahrbillet lösen — gerne; an ihrer Seite im Salon, im Park bei der Spazierfahrt oder in der Theaterloge erscheinen und sich von ihrem Reiz und Geist fesseln lassen — gerne! Aber heiraten? Bei diesem Gedanken nimmt ein gut Teil heiratsfähiger Männer Reissaus. Dies geht so weit, dass nur allzuoft jene Lustspielszene, in welchen die Jagd nach dem Schwiegersohn in erheiternder Weise dargestellt wird, im wirklichen Leben sich bewahrheiten und Körper und Gestalt gewinnen. Der Vater, die Mutter und alle Angehörigen eines jungen Mädchens arbeiten anhaltend und mit leidenschaftlichstem Ernste daran, für ihren Liebling einen Mann zu gewinnen. Mach' du eine Antrittsvisite in einem Hause, und das Nächste nach den ersten begrüssenden Worten wird sein, dass die Dame des Hauses das Gespräch auf jenes delikate Gebiet hinüberspielt: „Sie sind doch verheiratet? — Nicht? Nun, dann gedenken Sie doch bald zu heiraten?“ Und um den Angriff zu maskieren, führt sie wohl halb im Scherzton, halb mit zutraulicher Geberde hinzu: „Es ist ja traurig, so allein zu stehen in der Fremde — ja, Sie müssen sich hier jemandem anschliessen . . .“ Nun, man kennt ja die unvergleichliche Kunst der Frauen, hartnäckig ein Thema festzuhalten und sich dabei den Anschein zu geben, als thäten sie das ganz ohne ein eigenes Interesse zu verfolgen, blos aus Interesse für einen andern. Sprich mit zehn Mitgliedern derselben Familie, und sie

werden alle, ein Auge auf dich, das andere auf ihre teuere Unverheiratete gerichtet, die Konversation in derselben gutmütig-arglistigen Weise eröffnen. Und bist du endlich dreimal in einem Hause zu Besuch gewesen, so hat deine wiederholte Anwesenheit bereits den Wunsch zur Hoffnung gezeitigt, man flüstert von deiner Liebe, man liest in deinen Augen, man macht dir Avancen — kurz, man wünscht, hofft und erwartet deine Erklärung. Und doch, und doch, trotz solchen Entgegenkommens, so wenige Heiraten! . . . Anderwärts wird man das nicht verstehen, aber die Erklärung des Rätsels ist ganz einfach: sie besteht ganz einfach darin, dass die Bräute in Argentinien nicht mit einer Mitgift ausgestattet werden. Man muss also die junge Dame nehmen, wie sie ist, um ihrer selbst willen, und dies setzt voraus, dass der Bewerber wohlhabend genug ist, um auf die Mitgift verzichten zu können, oder es setzt voraus, dass er liebt, mit einer Leidenschaft liebt, die gerne den möglichen Schrecknissen des Lebens ins Angesicht sieht, wenn nur um diesen Preis das teure Wesen zu erkaufen ist. Aber wie selten ist solch eine Glut, und würde sie auch für einen Augenblick entzündet, wie rasch verraucht sie wieder namentlich beim Porteño, dem die Natur die explosive Gewalt eines Vulkans, aber leider nur die Beständigkeit eines Schmetterlings und die Festigkeit des flüchtigen Lufthauchs gegeben hat! Indessen seien wir nicht ungerecht: warum den Mann allein anklagen? Sind nicht die Eltern doppelt tadelnswert, wenn sie sich sträuben, das nach den Weltläuften unbedingt notwendige zu thun, und wenn sie lieber riskieren, dass ihre Tochter eine alte Jungfer wird, als dass sie ihr endlich einmal eine passende Mitgift auf den Lebensweg mitgeben? Der Mann soll nicht von dem mitgebrachten Gute der Frau leben — das ist recht; aber soll darum er allein für alle Lebensbedürfnisse und gar für den unersättlichen Appetit der Mode aufkommen? „Pordios!“ denkt sich der Porteño, „da wäre ich ja un hombre zonzo, ein einfältiger Mensch, bei solchen Aussichten zu heiraten!“ Und sieh da, er heiratet nicht — gerne, aber heiratet doch namentlich, wenn er vermögend und verliebt ist.

Doch ich bemerke ein Lächeln auf manchen Lippen, und man stellt mir mit leiser Ironie die Frage: Sind denn die Argentinerinnen auch schön? Liegt nicht hier vielleicht auch ein guter Grund, dass nicht alle jungen Argentinerinnen Liebe und Versorgung finden?

Nun, ich befinde mich gegenüber dieser interessanten Frage Gottlob nicht in der Situation des Advocatus diaboli, der bekanntlich ganz verzweifelte Standpunkte zu verteidigen hat. Aber mit „Ja“ und „Nein“ ist hier keine überzeugende Antwort gegeben, und man verweilt ja übrigens auch sehr gerne bei solch einem anmutigen Thema. Ich weiss, es giebt eine Art Fabelvorstellung von dem südamerikanischen Frauentypus, die in Europa ihrerzeit durch die dreiste Phantasie einiger Romanschreiber populär gemacht und dann durch die Berichte wahrheitsliebender Reisender wieder vernichtet wurde; es ist dies die sagenhafte Vorstellung von jenem Kreolinnengeschlecht, das, ein Ausbund aller Schönheit, zugleich für das non plus ultra aller Glut, Leidenschaft und Rachsucht galt. Eine Zeit lang war dieses Märchenwesen sehr en vogue. Wenn eine Kreolin in Paris auftauchte, zitterten die eifersüchtigen Frauen, die Dichter stimmten ihre geduldige Leier, um die gleich Aphroditen dem Meerschaum Entstiegene zu besingen, und alle Schauspielerinnen liefen ihr nach, um an ihr die Naturlaute und Posen der verzehrenden Liebesglut wie der verderblichen Raserei zu studieren — kurz, man war trunken von den Reizen der westlichen Sirenen. Da kam aber Robert Fultons poesielose Erfindung, das Dampfschiff, um alle diese Träume der erhitzten Phantasie gründlich zu zerstören. Als es die Kreolinnen aus Kuba, Mexiko und Brasilien gleich schockweise der alten Welt zum Geschenk zu machen begann, zerrannen plötzlich die Nebelbilder und die Träumer wurden allmählich zu kühlen Skeptikern. Denn in der That, klein, mager, schwächlich, träge, hatten die wirklichen Kreolinnen mit dem eingebildeten Ideale nur wenig gemein; von der ganzen Romantik der Erscheinung, die ihnen angedichtet worden war, verblieb ihnen nur das rabenschwarze Haar und Auge, sowie der leise Kupferton in der Gesichtsfarbe, allein von den übrigen dreiunddreissig Stücken, die nach Plato die Frauenschönheit bilden, besassen sie nicht allzuviel, und gerade die sichtbaren und hervorragendsten dieser anmutigen Elemente fehlten ihnen gänzlich. Dazu kam, dass z. B. die hervorstehenden Backenknochen vielleicht einen indianischen Ästhetiker, nicht aber den an dem kaukasischen Schönheitsideal gebildeten Formensinn befriedigen konnten. Nun verfiel man aus einem Extrem ins andere, und so wie man früher leichtgläubig geschwärmt, so trug man jetzt das Gefühl der Ent-

täuschung in das Urteil über alle Frauen Südamerikas hinein; nun war plötzlich ganz Südamerika zu einem Serail hässlicher Frauen geworden. Wir unter dem Äquator lasen davon mit Erstaunen — aber schliesslich hatten wir zum Erstaunen gar keinen Grund; Romandichter und Reiseschriftsteller hatten eben, wie sie es schon früher so oft gethan, wieder einmal prüfungslos, in Pausch und Bogen geurteilt und abgeurteilt. Oder haben sie etwa nach der Natur gezeichnet? Ja, haben sie denn auch eine Vorstellung von der Ausdehnung des südamerikanischen Kontinents, von dem Reichtum seiner schöpferischen Natur, von dem merkwürdigen Reichtum an Typen und verschiedenartigen Gestaltungen, die ihn bevölkern? Wer sich nun da unten einigermassen auskennt, der weiss, welch' arges Vergehen gegen die Wirklichkeit es ist, wenn man Mulatten und Kreolen miteinander verwechselt. Den Mulatten ist der Stempel der Mischlingsraçe aufgedrückt, während der letztere den spanischen Typus rein bewahrt hat, und überhaupt durch Heiraten mit den Einwanderern aus dem nördlichen und südlichen Europa die kaukasische Bildung vererbt erhalten hat und auch weiter fortpflanzt. Aber abgesehen von der Blutmischung spielt da noch ein anderes wichtiges Moment hinein. Es ist eine alte Wahrheit, dass die Natur der Tropen den verschiedenen Lebewesen gegenüber verschiedenes Recht übt; während sie die Tier- und Pflanzenwelt zu gigantischen Entwicklungen treibt, lässt sie den zarteren Bau des Menschen in der unsäglichen Hitze verkümmern; so wird denn der Kreole unter dem Äquator im sengenden Sonnenbrand zu einem armen, schwächlichen Gebilde, während der Argentiner in seiner gemässigten Zone sich frei zu Kraft und Ebenmass entfalten kann. Auf diese Weise sind denn hier die Bedingungen für das Gedeihen eines kräftigen und schönen Menschenschlags in ganz demselben Masse vorhanden, wie im südlichen Europa, und wahrhaftig, die Argentinerinnen sind es in erster Linie, auf die sich die verschwenderische Gunst dieser milden Natur häuft. Ich glaube, manche dichterische Phantasie wäre nicht so flügellahm, wenn sie z. B. eine Tertúlia oder den Corso in der Calle Florida oder den Parque de Febrero aufsuchen würde, um hier die Muster für ihre poetischen Frauengestalten zu wählen. Man sieht hier Formen und Gestalten, man sieht Augen, die an Tizians und Correggios Frauen erinnern. Die

Sprache hat verschiedene Abstufungen, die gleich einer Thermometerskala den Grad unseres Wohlgefallens markieren; der Deutsche spricht von interessanten Frauen, von lieben Geschöpfen, von herzigen Dingern, von gar zu liebenswürdigen Personen, und meint damit nichts anderes, als dass so viel Überschuss an innerer Schönheit vorhanden sei, dass man darüber den Mangel äusserer Schönheit vergessen könnte. Nichts von alledem passt nun auf die Argentinerin; hier gilt kein halbes Wort, es giebt nichts zu verschleiern, man hat an nichts zu vergessen: die Argentinerin ist wirklich schön. Ihre Figur mittelgross und mit einem angenehmen Anflug von Fülle, zeigt das köstlichste Ebenmass der Formen; ihre Bewegungen sind von hoher Grazie erfüllt; das reine Oval des Gesichts, der edle Schnitt des Mundes, die prachtvollen Augen und Haare, die uns von den Gemälden der alten Meister herabwinken, das alles ist der Argentinerin zu eigen. Kein Wunder, dass der lebhafte Sinn des Porteño, der so gerne nach einem kühnen Bilde greift, auch eine reizende Wendung erfunden hat, um die Frauenschönheit in seiner Heimat mit kräftigem Pinselstrich zu charakterisieren; er nennt nämlich Argentinien das Paradies der Frauen. Ist dieses Bild auch nicht sehr tief, so ist es doch in dem anmutigen Sinn, in dem es gedeutet wird, durchaus wahr, denn das Land wird in der That durch die vielen wunderbaren Schönheiten unter seinen Einwohnerinnen zu einem Paradiese.

Geht man nun aber weiter und zieht man die geistige Ausbildung der Argentinerin in Betracht, so kommen leider in das sonnenlichte, freundliche Bild auch dunkle Schatten herein. Was müsste bei ihrer angebornen Empfänglichkeit und dem lebhaften Witz, der sie auszeichnet, aus ihr werden, wenn man für ihren Geist in demselben Masse Sorge trüge, als die Natur ihre körperliche Entwickelung begünstigt hat! Aber dies ist leider der Punkt, auf welchen man, welche öffentliche Verhältnisse man immer berühren mag, mit dem herbsten Tadel zurückkommen muss. Die Argentinerin könnte eine Königin sein nicht nur an Schönheit und Geist, sondern auch an Wissen, und nun verbleibt sie infolge der verfehlten Erziehung in einem Zustand, dessen Anblick uns wehmütig stimmen muss, so oft wir den engen Käfig, in den sie eingeschlossen ist, mit der lichten freien Welt vergleichen, in die sich

anderwärts die Frauen emporschwingen dürfen. Wir klagen nicht darüber, dass sie zu pietätsvollem Gehorsam gegen die Kirche und ihrer Priester erzogen wird; ist dies doch nur begreiflich in einem Land von streng katholischen Traditionen, und es erscheint umso natürlicher, als der argentinische Klerus durch sehr lange Zeit seine erhabenen Pflichten voll stiller Würde erfüllt und selten oder niemals seinen Einfluss auf die Gemüter der Gläubigen in illoyaler Weise missbraucht hat. Auch dass die Argentinerin abergläubisch ist, will uns nicht wundern — ist sie doch Frau. Aber tadelnswert ist es wohl, dass nichts geschieht, um ihrer hingebenden Seele das Metall der Energie, des eigenen klaren, tüchtigen Denkens beizubringen. Wahrhaftig, wenn es in der Natur der Frau läge, bewaffnete Aufstände zu machen, so wäre in dem revolutionenreichen Argentinien keine Rebellion so berechtigt, als eine Empörung der Frauen wegen Vorenthaltung der notwendigen Bildung. Denn im Grunde ist, so wie es heute steht, ihre scheinbare Freiheit nichts, als eine Gefangenschaft in einem goldenen Käfig, und die Huldigungen, die man ihr darbringt, sind nur Hüllen, um die Kerkerwände zu verdecken, Süssigkeiten, um die bittere Kost der geistigen Unfreiheit zu überzuckern. Nochmals und immer wieder muss es gesagt werden: man giebt in Argentinien dem Kinde, und insbesondere dem Mädchen die alleralbernste Erziehung, die sich denken lässt, und — so derb das Wort auch klingen mag — es gehört ein robuster Magen dazu, um nicht von der Küche zu erkranken, mit der man sie füttert. Tanzen, einige italienische Opern auf dem Klavier abspielen — das ist der artistische Kursus, den sie absolvieren muss; der überreizende Genuss Pariser Operetten und der übrigen litterarischen Olla Potrida, die aus Frankreich importiert wird, ist das weitere erhabene Bildungsmittel für ihr Gemüt. Die Krone dieser genialen Pädagogik besteht aber darin, dass man das junge Mädchen zum „Umgang mit Menschen“, zur „Konversation“ erzieht. Der Leser weiss, was Konversation heisst. Es heisst mit Gedanken spielen, und nicht denken; aus dem nichtigsten Ding eine Affaire, aus dem grössten und erhabensten eine lächerliche Kleinigkeit machen; nichts ernst nehmen, als das flüchtige Ereignis des Tages, und mit kränkender Gleichgiltigkeit hinweggleiten über das Bedeutende und Unvergängliche. Konversation heisst, über jedes mögliche Ding in der Welt, von Mamas

Strumpfband angefangen bis zu Violettas Tod und den Ergebnissen der Darwin'schen Theorie reden, aber so reden, dass man sich weder von dem Sprachgebrauch noch von dem diktatoren Urteil der Mode entfernt, und das Gespräch so biegsam führen, dass es sich jeden Augenblick abbrechen und artiger Weise auf ein anderes Gebiet, auf Blumen, Pferde und ähnliche weltbewegende Dinge hinüberleiten lässt. Kurz, Konversation heisst, ein Interesse an Ideen heucheln, um die wir uns keinen Pfifferling kümmern; es heisst Grundsätze, Ansichten und Gefühle heucheln, sich selbst und den Zuhörer mit dem Schein von Bildung belügen, und zum Schlusse das Bewusstsein in sich tragen, dass man geistreich gewesen ist und die Zeit auf angenehme Weise totgeschlagen hat. Bildung und Wissen ist in einer Gesellschaft das Erbe langwieriger, unsäglich mühevoller und tiefernster Arbeit — einer Arbeit, deren erhabenes Wesen zu erkennen die Argentiner die Reden ihres idealsten Kopfes, Sarmientos, nachlesen mögen; die arme Argentinerin aber wird von ihren thörichten Eltern, in der Litteratur von Idealismus und Naturalismus, in der Philosophie von Kraft, Stoff und Darwin, in der Politik von Liberalismus und Reaktion zugeredet — und der Geist dringt in diese Dinge nicht ein, und das Herz bleibt öde, leer und gelangweilt.

Aber ich will statt Kritik zu üben, lieber einige Thatsachen aneinanderreihen. Acht oder neun Jahre alt wird die kleine Argentinerin bereits als Señorita den Gästen des Hauses vorgeführt. Nun tanzt sie vor den Fremden, deklamiert, produziert sich auf dem Klavier, und wird natürlich von den Besuchern — die Artigkeit gebietet es — ungeheuer adoriert. Man rühmt ihre Schönheit, Kunstfertigkeit und Talente, und so gewöhnt sie sich, ihre körperliche Schönheit laut analysiert zu hören, ohne zu erröten, auf das allgemeine Lob zu spekulieren, und sich meisterlich auf diese Abende vorzubereiten, die ihrer Eitelkeit alles Erwünschte zutragen. In derselben Zeit, da ihre Schulhefte vollgespickt sind mit orthographischen Fehlern, beginnt auch schon ihr Studiengang in Modesachen. Die Mama lässt sich von ihr auf den Spaziergängen in jene Kaufläden begleiten, die Buenos Ayres zu einem Pariser Arrondissement machen. Denn hier im fernen Südamerika zeigt es sich so recht, dass der Zauber der Pariser Mode ein weltumfassender ist; sie ist noch immer die beneidenswerte Despotin,

die von ihren Sklaven leidenschaftlich vergöttert wird, und zu deren Altären die Frauenwelt sich zu Hauf herandrängt, um ihr horrende Tribute an Zeit, Geld und gesundem Menschenverstand zu bringen. Tag für Tag wallfahrten die Republikanerinnen von Buenos Ayres vor die Schauläden, um vor den Sendungen aus dem französischen Eldorado ihre Anbetung zu verrichten; und sie treiben nicht etwa einen inaktiven blos innerlichen Kultus mit den Modewundern — nein! kauft man nicht, so will man doch studieren. Man lässt sich die Vorräte zeigen, kehrt das unterste zu oberst, und geht dann mit freundlichem Grusse weiter, ohne auch nur für einen Pfennig gekauft zu haben. „Hasta mañana! Auf morgen!" Das ist Landessitte, und der Kaufmann weiss, dass das Sehen den Appetit gereizt hat und dass ihm die Kundschaft nun umso sicherer ist. Um nun auf die kleine Begleiterin der Dame zurückzukommen, so ist es sehr empfehlenswert, ein Kind durch Dick und Dünn von einem Modewarenladen zum andern mit sich herumzuschleppen, denn der Beruf eines schulpflichtigen Mädchens besteht ja offenbar darin, sich in all' den unzähligen Modeartikeln gleich einer gewiegten Damenschneiderin auszukennen, sich an Zeitvergeudung, Luxus und Modetand zu gewöhnen und im Alter von neun Jahren mit allem Raffinement über ihre Toilette nachzudenken. Und als ob dadurch nicht schon Schaden genug angerichtet wäre, liebt man es, wenn die Gesellschaft im Hause versammelt ist, in leichtfertigster Weise die Anwesenheit eines jungen Kindes zu ignorieren. Man kennt wenig Scheu vor seiner Unschuld und Unverdorbenheit, man legt sich in seiner Gegenwart daher nicht den geringsten Zwang auf. Wendet sich die Konversation einmal den persönlichen Angelegenheiten zu, so giebt es nichts so Discretes aus dem Leben zweier Verliebten, keine der verdriesslichen Natürlichkeiten aus dem Frauenleben, die man anderswo mit dem Schleier zarten Schweigens überdeckt, dass sie nicht — ich weiss nicht, soll ich es göttliche Naivetät oder empörende Rücksichtslosigkeit nennen — dass sie nicht, sage ich, vor den Ohren des lauschenden Kindes erörtert würde. Treue und Untreue, verborgenste Schönheit und Hässlichkeit die sich künstlich verhüllt: das alles wird ungeniert durchdebattiert — und daneben steht ein zehn- und zwölfjähriges Mädchen und lauscht, und in seinen Wangen steigt ein heisses Fieber auf! Und offenbar soll es zur

Abkühlung der sträflicherweise allzu frühgeweckten Sinnlichkeit dienen, dass man das arme Kind dann in die Operette mit sich führt, und zwar in die französische Operette mit all' ihrer faustdicken Leichtfertigkeit, ihren skurrilen Szenen, obscönen Witzen und unkeuschen Lebensregeln. Und es ist betrübend zu sehen, mit welch' überlegenem Lächeln eine Mutter antwortet, wenn man sie vor dieser verderblichen Erziehungsmethode warnt. „Ach, das Kind ist ja noch zu jung, es versteht ja nichts davon!" so heisst es dann wohl. Aber habet ihr euch auch wirklich bemüht, in die Seele dieses Kindes hinabzublicken? täuscht ihr euch auch nicht darüber, was in seinem empfänglichen und anpassungsfähigen Gemüte vorgeht? Es ist nicht wahr, dass Kinder ungelehrige Schüler sind, im Gegenteil lernt niemand so leicht als wie das Kind,. und wenn die Argentinerin im Alter von zehn Jahren das Alphabet, im Alter von fünfzehn Jahren das Baccalaureat der Mode und der Lebenskenntnis absolviert hat, so wäre es lächerlich, die Wahrheit verheimlichen zu wollen: an den Müttern liegt die Hauptschuld!

Oder ein anderes Bild: Die Mutter nimmt ihre fünfzehnjährige Tochter auf den Corso in der Calle Florida mit. Sie gehen durch eine förmliche Spazierstockallee. Hier stehen nämlich, mit dünnen Spazierstöckchen bewaffnet, junge und alte Lions in langer Reihe und nehmen die Revue ab über „tout le monde". Diese Herren sind Gentleman vom Wirbel bis zur Sohle; sie unterscheiden sich äusserlich in Nichts von jenen, die im Hyde Park oder im Bois de Boulogne ihre Stammbäume und Physiognomien spazieren führen, nur dass man die europäische Sorte Earl, Lord oder Vicomte tituliert, während die argentinische Sorte Caballero, Doctor oder ähnlich genannt wird. Dies ist der einzige Unterschied, denn im übrigen sind sie alle mit dem gleichen Chic gekleidet, haben dieselben anmutig kühnen oder blasiert lästigen Manieren, und ähneln hier wie dort auffallend jenen Modejournal-Figuren, deren Beinkleider so geistreich konzipiert und deren Köpfe so nichtssagend sind. Diese Pflastertreter-Typen sind allbekannt, und man weiss auch, welcher Zweck sie auf dem Corso zusammenführt. Nicht etwa der Zweck, damit sie gegenseitig ihre Schnurbärte bewundern, sondern weil sie sich für die Frauen interessieren; es ist jedoch überflüssig, den Geist zu kennzeichnen, von welchem

ihre Ausserungen über die Frauen durchweht sind. Genug, für ihr Auge giebt es keine geheiligte Hülle, für ihre Zunge kein zu respektierendes Geheimnis, und handelt es sich um eine heiratsfähige Erbin, so sprechen sie von ihr mit der kühlen Berechnung eines Steueramtskontrolors. Nun, das ist leider eine Art internationalen Herrenrechts. In Europa aber wird die allzu lästige und unverschämte Ausübung dieses Herrenrechtes wenigstens durch einen konventionellen guten Ton gemildert. Als ich jedoch zum erstenmal Zeuge war, wie man in Buenos Ayres das kritische Richteramt über die Frauen ausübt, da, ich muss es gestehen, war's mir zu Mute, als ob ich die Hände über dem Kopf zusammenschlagen sollte. Denn wie wird diesen reizenden Frauen, vor denen man sich überall, wo Künstler zu Hause sind, beugen würde, wie wird ihnen in ihrer Heimat gehuldigt? Auf die plebejischste Weise von der Welt. Die Bewunderung zeigt sich nicht in geistvoll gewobener zarter Hülle, sondern springt rücksichtslos, mit beleidigender Keckheit in die Welt. Ein Herr beugt sich zu einer vorüberpromenierenden Dame vor, und flüstert ihr so, dass auch Entferntere es hören müssen, ins Ohr:

„Que bonita! Que ricura! Que monada! Wie schön, wie reizend, welch' ein Bijou!"

Und als ob er sozusagen Professor der Gassenästhetik mit der Strasse als Lehrkanzel wäre, lässt er sich noch in eine genaue exegetische Erläuterung des lebendigen Kunstwerks ein. Er spricht von dem zierlichen Fuss und den Wangen, die Rosen gleichen, und spricht noch anderes, als ob er die marmorne Venus von Medici und nicht ein Wesen von Fleisch und Blut vor sich hätte, das sich durch diese ästhetische Anatomie vielleicht beleidigt fühlen könnte.

„Welche Augen! Welch' eine Büste! Wie süss müssen diese Schneehügel sein! Ach, welch' ein Engel sind sie, Señorita!"

Anfangs, als ich dies hörte, blickte ich ängstlich um mich, ob nicht jemand der verletzten Dame zu Hilfe eilen und die Frechheit bestrafen würde. Aber niemand kam, und die Dame war nicht verletzt — diese zudringliche Galanterie ist eben am La Plata guter Ton. Ich habe europäische Damen mit thränenvollen Augen von ihrer ersten Promenade durch die Calle Florida nach Hause zurückkehren gesehen — man hat ihnen auf gut argentinisch

gehuldigt. Ich nun für meine Person finde diese Thränen sehr gerechtfertigt, und ich glaube noch immer, dass die körperlichen Vorzüge einer anständigen Frau kein Gegenstand sind, den man wie einen Marktartikel laut auf offener Strasse abschätzen darf. Wenn indessen die Argentinerin in diesem Punkte nachsichtiger ist, wenn sie unbekümmert nach wie vor ihre Tochter auf den Corso führt, wo die junge Dame, noch bevor sie dem Backfischkleidchen entwachsen ist, sich an die insolenten Komplimente gewöhnt, so kann ich eben nur auf eine alte Wahrheit verweisen, und diese ist, dass die Frauen überhaupt in gewissen Dingen ihre eigene Logik haben.

Ich aber, ich bin ja keine Frau, und ich würde darum meine Tochter nicht so erziehen. Ich erwarte den Vorwurf, dass ich allzu rauh meine nordische Natur hervorkehre, und dass der Südländer mit seinem sinnlicheren unbefangeneren Wesen es gar nicht so arg meint, als es uns Pedanten strenger gesellschaftlicher Observanz erscheinen mag. Allein ich will mich gegen diesen Vorwurf gar nicht verteidigen, sondern die Worte hierhersetzen, die ich einst von einer edlen argentinischen Matrone hörte. Diese edle Greisin weigerte sich mit ihren Enkelkindern auszugehen und sagte voll Unwillen:

„Ich bin zu alt für diese Welt, in der man sogar auf den Kirchenstufen ein junges Mädchen attakiert. Ich muss erröten, wenn ich diese frechen Komplimente höre, und es thäte mir weh zu sehen, dass meine Enkelin nicht rot wird, wenn man ihr dieselben zuflüstert. Nein, ich gehe nicht mit, und wenn die jungen Herren dort alle lauter Cids wären und das Vaterland gerettet hätten."

Und doch, indem wir diese Thatsachen niederschreiben, müssen wir auch bedenken, von welcher Welt, von welcher jungen Kultur wir sprechen. Der Sittenschilderer muss, wenn er bei Buenos Ayres verweilt, Gottlob noch lange nicht seine Feder in die Galle eines Suntonius oder Juvenal tauchen, wie es anderwärts in Amerika notwendig wäre. Man weiss es ja, wie es um Erziehung, Heiligkeit der Familienbande, Reinheit der Charaktere im Norden, oder von Mexiko abwärts im Süden bestellt ist. In den Vereinigten Staaten gehört die Galanterie in manchen Kreisen bereits zum guten Ton; der Ehebruch ist dort für eine Frau das Mittel, um

Karriere zu machen; Exzentrizität und Emanzipationswut ersinnen die bizarrsten Streiche, um das Weib der Weiblichkeit zu entkleiden. Ein junges Mädchen lässt sich im Einverständnis mit den Eltern entführen und schliesst eine heimliche Ehe, weil durch den Skandal die Kosten einer solennen Hochzeitsfeier erspart werden. Eine Frau aus dem Mittelstande lässt es zu, dass ihr Mann unter fremdem Namen als Junggeselle in einer höheren Gesellschaftsschichte lebt, weil dadurch die beträchtlichen Repräsentationskosten entfallen. Eine reizend schöne Schauspielerin kündigt an, dass sie sich zu einem wohlthätigen Zwecke drei Tage hintereinander jedesmal vier Stunden in einem öffentlichen Lokale als Schwimmkünstlerin produzieren werde (Entrée 10 Dollars), und Herren und Damen strömen herbei, um diese Wasserfee baden zu sehen. Und wieder eine Dame aus den führenden Klassen der Gesellschaft hat die messalinenhafte Idee, einzelne Partien ihres Körpers jede separat photographieren zu lassen und sämtliche Bilder zu einem Album zu vereinigen, das in ihrem Salon aufliegt. Das sind Züge, die an die Verrücktheit des neronischen Jahrhunderts und an die Entsittlichung des englischen Hofes unter Karl II., des französischen Hofes unter dem Prinz-Regenten, erinnern. Wenn man aber Beispiele sucht für die tiefste Stufe moralischer Erniedrigung, so wird man sie auch in Amerika finden. Amerika besitzt ein Land, das man getrost das Land der Ausschweifung nennen kann — es ist dies Paraguay. Es könnte fast scheinen, dass die Frauen dieses Landes Manon Lescauts Töchter sind, und dass sich die tierischen Triebe ihrer Mütter in ungeschwächter Wildheit auf sie vererbt haben.

Es hiesse die Argentinerin beleidigen, wenn man sie mit diesen Erscheinungen in Parallele bringen wollte, und es fällt uns nicht ein, ihre moralische Höhe mit so niedrigem Massstab zu messen. Aber indem wir auf der einen Seite sehen, wie weit die menschliche Natur sich verirren kann, müssen wir wohl auf der andern die Widerstandskraft der Argentinerin bewundern, die sich mitten im Zusammentreffen vieler verderblicher Bedingungen des verhängnisvollen Sturzes erwehren kann. Auch sie hat ein hitziges Temperament, auch sie hat gewaltsame Instinkte, und sie wird von niemanden gelehrt, sich zu beherrschen — und dennoch beherrscht sie sich, denn die gütige Natur hat ihr eingeborene Tugenden ge-

schenkt, die so tief wurzeln, dass sie diese Frau in der Versuchung rein, im Sturm und Unglück aufrecht halten und mitten in der Verwilderung mit der Aureole echter Weiblichkeit verklären. Sie ist sanft und nachgiebig, obwohl man sie von der Wiege auf verhätschelt und förmlich alles darnach einrichtet, eine eigensinnige, launenhafte Despotin aus ihr zu machen. Mit einem kräftigen Wort, das eine grosse und schöne Wahrheit ausspricht, hast du ihre feurige Seele erobert; dann durchbricht sie die gekünstelten Dämme der Unnatur und lässt sich freudig zu allen Höhen emporführen. So hat sie sich einst in den Unabhängigkeits- und Bürgerkriegen als begeisterte und thatkräftige Patriotin erwiesen; so hat sie, als der Ruf nach Schulen durch das Land ging, mit den Mitteln der Wohlthätigkeit die Gründung und Unterstützung von Schulen gefördert. Sie ist des Mitleids fähig und hat dies abgesehen von den Belegen, die sie tagtäglich dafür erbringt, ganz besonders in zwei speziellen Fällen erwiesen. Der eine Fall betrifft den ungeheuren Aufschwung, den die organisierte Privatwohlthätigkeit in Form des Frauenvereinswesens genommen hat; der zweite Fall aber spricht eine noch stärkere Sprache. Indessen da niemand so tief in die Herzen blicken kann, um die eigentlichen Triebfedern der menschlichen Handlungen zu erkennen, so kann man auch nicht entscheiden, ob mehr Eitelkeit oder wirkliches Mitleid an der Thätigkeit der Vereinsdamen beteiligt ist; wenn jedoch einmal die Geschichte der argentinischen Frauen geschrieben werden wird, so wird man Sarmientos Geist anrufen müssen, damit er ehrendes Zeugnis ablege für das gute Herz, für das echt menschliche Empfinden der Argentinerin.

Der europäische Leser weiss sicherlich, dass die Spanier die Stiergefechte auch nach Amerika mitgebracht haben. Dieses entsetzliche Nationalspiel hat in Argentinien bis in die Siebzigerjahre dieses Jahrhunderts hineingedauert, und wie in seinem Heimatlande, hatte es auch in Buenos Ayres die Frauenwelt zu seinem gierigsten Publikum. Noch heute wird man in den Strassen der Stadt Männer erblicken, die einst hoch zu Ross mit dem flatternden roten Tuch in der Hand dem Stier entgegensprengten und ihm die biegsame Klinge in den Leib bohrten, die mit jubelndem Beifall begrüsst, gleich grossen Nationalhelden von den Frauen vergöttert, mit Geschenken und Gunstbeweisen überschüttet wurden.

Wie die Kannibalen Blut trinken, so hatten sich die Argentiner gewöhnt Blut zu sehen; und da niemand die Stimme erhob gegen dieses grässliche Zirkusspiel, in welchem ein armes Tier unsäglich gemartert wird und so viele Menschen in Todesgefahr schweben, so schien es, wenn man das stürmische Jauchzen in der Arena hörte, dass Blutdurst und grausame Instinkte diesen Menschen allen, Männern wie Frauen, bereits unausrottbar das innerste Mark vergiftet habe. Das dauerte bis zu Sarmientos Präsidentschaft. Wir werden von diesem Manne noch sprechen, von diesem merkwürdigen Manne, der gleich gross als denkender Staatsmann wie als fühlender Mensch, recht eigentlich der Erzieher, der Sittenlehrer der Nation geworden ist. Seine flammende Beredsamkeit besiegte, um was immer es sich handelte, die verwilderten und verhärteten Herzen; sie befruchtete die Seelen mit den Keimen menschlicher Ideen und zog Blüten und Früchte aus ihnen. Sarmiento, dieser begeisterte Humanist, war es denn auch, der endlich das schöne Wort aussprach: „Weg mit den Stiergefechten!" Wenn ein römischer Imperator dem Volke die Circenses allzulange vorenthielt, machten die allergetreuesten Unterthanen Revolution und der Imperator wurde gestürzt; als man im Mittelalter den von den Frauen getriebenen Luxus durch Strafgesetze zu bekämpfen begann, revoltierte man an hundert Orten; während der französischen Revolution flogen die Köpfe schockweise von der Guillotine herab, und unten vor der Guillotine sass als Zuschauerin Madame Defarge mit ihrem Gefolge von hunderten von Weibern, und die Damen strickten kaltblütig ihre Strümpfe. Die Frauen können entsetzlich grausam sein; wehe dem, der ihren eingewurzelten Leidenschaften und Begierden wehren will; wenn man sie in ihren Instinkten verletzt, dann müssen ihre Männer Revolutionen machen. Wir erinnern uns nur an einen einzigen, von Damen gestifteten Frieden, an den Damenfrieden von Cambray; jede Seite der Welthistorie aber, die die Welttragödie ist, hat einen Damenkrieg zu verzeichnen, und wenn ein spanischer Staatsmann z. B. die Tollkühnheit besässe, die Stiergefechte abschaffen zu wollen — nicht einmal Castelar hat sich in dieses Wagnis gestürzt — so würde das Missvergnügen der Frauenwelt ihn sicherlich über Nacht vom seinem Posten verjagen. Der Argentiner Sarmiento aber hat dies gewagt, und die Frauen — die Frauen machten keine Opposition. Hätten sie Nein

gesagt, so wäre Sarmiento geschlagen worden; denn nichts lässt sich dem Einfluss vergleichen, den hier unten das starke Geschlecht den Frauen über seine Entschlüsse einräumt. Jedes Lächeln einer Frau bedeutet die Besetzung einer Beamtenstelle, den Erwerb einer Konzession, die Aufstellung eines Regierungsprinzips — jedes Stirnrunzeln einer schönen Frau bedeutet den Verlust von Wahlstimmen oder die Gefahr einer parlamentarischen Niederlage. Überall steht die Frau hinter den Koulissen, unsichtbar für das Publikum wie der Allmächtige, der sich hinter seinen Wolkenschleiern verbirgt, aber auch gleich dem Allmächtigen unermüdlich wirkend. Aber die argentinischen Frauen sagten eben nicht Nein, als Sarmiento mit seiner Forderung auftrat. Im Gegenteil, niemand war so wie sie von der eindringlichen Wahrheit gerührt, die er predigte; sie waren die ersten, die ihm begeistert zustimmten; von den Gefühlen der Barmherzigkeit und Milde ergriffen, wurden sie die enthusiastischen Apostel Sarmientos. So ist Buenos Ayres heute von dem Schandfleck der Stiergefechte befreit. Wenn der Porteño bis zur Wut gereizte Stiere, Pferde mit zerrissenem Bauch und Menschen mit zerstampften Gliedmassen sehen will, muss er sich nach Montevideo hinüberschiffen lassen, wo ein barbarisches Gesetz diese grässlichen Schauspiele noch gestattet. Es gehen auch noch alljährlich wiederholt Dampfer an das linke Ufer des La Plata, die mehrere tausend Gäste zu den Stiergefechten hinübertragen; aber unter diesen Neugierigen sieht man nur sehr wenige Frauen. Die Argentinerin verzichtet auf diese Ausflüge und überlässt es den Männern, sich am Anblick des dampfenden Blutes zu berauschen. Überhaupt geizt sie nicht nach dem Ruf der Amazone; Sportsdamen sind in Buenos Ayres eine rare Erscheinung und laufen Gefahr, ausgelacht oder gar gemieden zu werden. Der Porteño liebt es, dass die Frau frauenhafte Gesinnungen habe; Mannweiber sind ihm verhasst und er kann sich nicht gewöhnen, sie anders denn als unnatürliche Geschöpfe zu betrachten. Sie mögen immerhin zu den Rennen nach Palermo pilgern und ihre Freude haben an dem Schauspiel, welches der Wettkampf edler Tiere und ausgezeichneter Reiter bietet; aber wehe der Frau, die sich zu den wilderen Ausartungen des Sportgeistes hinreissen lässt! Nicht etwa, ob der Porteño einer heroischen Jungfrau von Orleans mit Geringschätzung begegnen würde; aber sein gerader ungekün-

stelter Verstand sagt ihm, dass es eine sehr verkehrte Welt ist, in welcher alles Weibliche der Frauenart entsagen, und gestiefelt und gespornt eine Art Landsknechts- oder Jägerleben führen wollte. So giebt es denn Gottlob in Buenos Ayres keine Damenfechtschule und keine Parforcereiterinnen; auch den skandalösen Wahnsinn des Taubenwettschiessens oder des Froschstechens, der sich in Europa und Nordamerika eingebürgert hat, sucht man hier vergebens. Mit ihrem bisschen Putz, ihrem Theaterbesuch, ihrem Salon hat die Argentinerin genug; frägt man sie, womit sie sonst noch ihr Leben ausfüllt, so wird sie antworten: Mit meinem Haus, meiner Familie.

Und dies ist auch wahr, so paradox es klingen mag, dass Putz- und Genusssucht sich mit häuslichem Sinn vereinigen lassen sollte. Man wird mir nicht den Vorwurf machen können, dass ich gegen die Fehler der Argentinerin blind bin. Ich habe es gesagt, dass sie in Bildung nicht allzu agil ist; sie wird im Glück leicht träge, und der Kardinalfehler der Porteños, dass ihnen der feste, wirtschaftlich ordnende und zusammenhaltende Sinn abgeht, ist den Frauen in zehnfachem Masse zu eigen. Und doch, ich wiederhole es, hängt die Argentinerin mit aller Kraft ihres Gemütes an ihrem Hause. Wo giebt es ein Geschöpf, welches sich unabhängig von allen fremden Einflüssen aus sich selbst heraus zu dem entfaltet hätte, als was es uns erscheint? Setzet andere Verhältnisse und Bedingungen, und Cornelia, die Mutter der Gracchen, wäre vielleicht zu einer Heldin des Parketts geworden, die jährlich um 100 000 Francs Toiletten verbraucht. Setzet umgekehrt die Bedingungen anders, und die Argentinerin wird sich zu einem jener frauenhaften Wesen gestalten, wie sie uns namentlich die deutschen Dichter so unsäglich schön besungen haben. Gebet ihr eine vernünftige Erziehung, vertraut sie einem verständigen Mann an, der ihr das eigene Haus zur Welt zu machen versteht, und sie wird sich gewiss nicht mehr nach dem Modestand sehnen. Die Männer — ja, die Männer müssen mit gutem Beispiele vorangehen. Ich erinnere mich an einen Besuch, den ich kurz nach meiner Ankunft in Buenos Ayres einem Landsmann von mir, einem alten werten Freunde, abstattete. Ich suchte ihn in seinem Bureau auf, er aber schleppte mich sofort zu sich nach Hause.

„So wie dich jetzt,“ sagte er lachend, „so erkläre ich jeden

Freund aus der Heimat sofort nach seiner Hierherkunft für verhaftet und gebe ihn erst dann frei, wenn er meine Frau und meine Kinder gesehen. Ihr seid nur der Spiegel, in dem ich mein Glück beschaue. Ich sage dir, Freund, ich weiss für einen braven Jungen jenseits des Wassers keinen gescheiteren Entschluss, als zu uns zu kommen und eine Argentinerin zu heiraten. Es giebt kein treueres und verständigeres Weib, als sie, wenn man sie zu führen versteht. Sie haben Temperament und Blut, die hiesigen Mädchen, sie sind schön und brav — nun, du wirst ja meine Frau sehen."

Ich sah sie, und sah dann viele, viele andere — und ich gestehe: sie sind schön und brav und treu, und würden auch alle die verständigsten Hausfrauen sein, wenn nur die Männer auch alle verständige Hausherren wären. Weiss Gott, wie schwer ihnen von rechts und links die Erfüllung ihrer Pflichten gemacht werden. Ich kann sagen, dass mir während meines langen Aufenthaltes in Buenos Ayres keine einzige wirklich hochmütige, herrschsüchtige, oder gar hartherzige Frau vorgekommen ist; die meisten, die ich kennen lernte, waren gefühlvolle, leicht erregbare Naturen, schnell fertig zum Lachen, wie zu Thränen, und ihre grössten Fehler, Unbedachtsamkeit und Unüberlegtheit, waren manchmal auch die Quellen, aus denen ihre holdesten Tugenden entsprangen. Ich überlasse es andern, pikante Kommentare zu dieser Thatsache zu liefern; dies ist meine Sache nicht, und ich glaube überhaupt, dass wo die gute Gesellschaft sich mit mesquinem Lächeln amüsiert, eher tiefes Mitgefühl und Nachdenken, denn böser Spott am Platze wäre. Ja, es giebt auch an den Ufern des La Plata traurige Romane im Leben. Oft findest du ein Mädchen, das dir heute noch ein Kind geschienen, morgen als liebende Jungfrau wieder. Sie gerät in Widerstreit mit ihrer Familie, und schleicht sich des Nachts aus dem Elternhaus, um sich dem Geliebten hinzugeben. Sie setzt ihren thörichten Willen durch, und erfährt oft in der Folge, dass sie Leben, Glück und Ehre einem Unwürdigen preisgegeben hat. Oder sie hat geheiratet, noch bevor sie ihr eigenes Herz verstehen konnte, und nun sie die Gattin des Einen ist, erscheint ihr der Mann, der sie mit magischer Gewalt an sich zieht, und dem sie sich in verhängnisvoller Willenslosigkeit in die Arme wirft . . . . „Skandal!" heisst es dann. Ja, wenn man

nichts anderes findet zur Bezeichnung dieser uralten menschlichen Tragödie, als das unsäglich harte und ungerechte Wort Skandal — gut, so nenne man es Skandal. Aber die Unglückliche erträgt ihr schweres Geschick still und geduldig, und mitten in ihrem tiefen Fall giebt sie vielleicht gerade den unwiderleglichsten Beweis für den eingeborenen Adel ihrer Natur. In Europa ist der erste Skandal für eine Frau oft nur die erste Stufe der Leiter, auf welcher sie zum Throne der Galanterie und zu Stadtruf emporsteigt — unter den Argentinerinnen ist dies niemals der Fall. Ihr erster ist auch ihr letzter Skandal. Man durchforsche eine Tertúlia nach der andern, und man wird nicht viele Frauen, vielleicht auch keine einzige finden, deren Namen man mit einer galanten Anekdote in Verbindung zu bringen sich unterfinge. Die argentinische Dame hat keine Vergangenheit und keine Geschichte, und diejenige, die eine Geschichte hat, weicht schamhaft der Gesellschaft aus; sie begräbt sich mit ihrer Liebe und ihrem Unglück in dem Dunkel der Zurückgezogenheit und lebt still ihr Leben zu Ende. Was will man mehr: es lässt sich ziffermässig mit allen Behelfen der Statistik nachweisen, dass die argentinischen Frauen, selbst aus den niedrigsten Kreisen der Bevölkerung, kein Kontingent stellen zu dem Laster, das in Karossen seine schmählichen Triumphfahrten hält oder nachts in dem Dunkel der Gassen dahinhuscht. Mag sein, dass infolgedessen die Gesänge der argentinischen Poëten etwas einfach, etwas monoton klingen; es fehlen auf ihrer Leier die gewissen interessanten Disharmonien eines mehr polychromen, das heisst, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, eines verderbteren Lebens. Der Dichter kann von seiner Geliebten nicht sagen, dass sie eine interessante Frau ist; sie ist nicht emanzipationswütig, ihre Seele ist nicht von Weltschmerz ergriffen, sie ist nicht bei hundert philosophischen Theoremen in die Lehre gegangen und faselt von keiner Weltanschauung. Wenn sie einen Fehltritt begangen hat, ist ihre leidenschaftliche Natur dafür verantwortlich und sie sucht ihn nicht mit den Gründen einer sophistischen Wissenschaftlichkeit zu entschuldigen; ist sie glücklich, so nimmt sie, ohne sich viel Gedanken zu machen, ihr Schicksal heiter hin und lacht von ganzen Herzen, wenn man ihr die komische Idee zumutet, aus dem gewohnten ruhigen Gedankenkreis herauszutreten und revolutionäre Bahnen zu betreten. Sie

ist pedantisch in der Wahrung ihrer Hausehre, ja pedantisch sogar in der Wahrung häuslicher Sitten; aber freilich wird auch diese ihre Pedanterie von so viel frauenhafter Anmut überglänzt und verhüllt, dass man ihrer nicht auf den ersten Blick gewahr wird. Mit einem Wort: „Nehmt alles nur in allem, sie ist ein Weib."

Das eigentümlich nationale Leben der Argentiner ist nicht reich an auffallenden Gestalten. Den „Poncho" der Männer abgerechnet, der in ganz Südamerika zuhause ist, und den „Manto" der Frauen, eine dem Machtgebot der Kirche entsprungene schwarze Mantille, die sie allerliebst umzuschlagen verstehen, begegnet man keiner besonderen Landestracht, die auf die Phantasie des Fremden erheblicheren Eindruck hervorbrächte. Doch gewährt der erwähnte schwarze Manto, welcher derart drapiert wird, dass er die ganze Gestalt verhüllt und bloss die Spitze eines ganz kleinen Näschens nebst den Flammen zweier schönen dunklen Augen hervorblitzen lässt, einen hübschen Anblick. Obwohl nur für den Kirchenbesuch bestimmt, wird er von den Frauen der mittleren und unteren Stände als gewöhnliche Tracht getragen. Es macht einen sonderbaren Eindruck, diese schwarzgekleideten, verhüllten Frauengestalten aus oder in die Kirche wallen oder die Fliesen der grossen Kathedrale mit diesen dicht gedrängten, knieenden schwarzen Gestalten im ganzen Umfang bedeckt zu sehen.

Die besten Kreise sind in ihrer äusseren Erscheinung sehr sorgfältig, in ihren Umgangsmanieren sehr gewählt, ohne im geringsten der Lebhaftigkeit eines südlichen Temperamentes Zwang anzuthun. Die Frauen besonders vereinigen Anmut und Würde mit einer angeborenen Natürlichkeit, was soweit entfernt von anderen Zentren der Kunst und Bildung ein wenig überraschen darf. Der Gesellschaftston ist sehr anmutend, er ist gefällig und freundlich. Einmal in einem Hause bekannt, darf man sich auch ganz wie zuhause fühlen und stets eines herzlichen Willkommens sicher sein. Die vorderen Zimmer des Hauses sind meist die Empfangssalons; abends sitzt Mama mit ihren Töchtern oder letztere mit ihren Freundinnen hinter den vergitterten Fenstern, um unter scherzhafter Plauderei die Stunden zu verbringen. Vorübergehende Bekannte verfehlen nie, ein paar Worte mit den Damen im Hause zu wechseln oder auch für den Abend einzutreten. Bleibt ein solcher Besucher ein oder zwei Abende aus, so wird seine Ab-

wesenheit sofort bemerkt. Dauert sie mehrere Tage, so darf er sich auf ein höchst belustigendes Interrogatorium gefasst machen, dessen Thema die Frage ist: „Esta usted enamorado?“ (Sind Sie verliebt?) Eine etwa bejahende Antwort ruft natürlich eine neue Fragenflut hervor. Die Neugierigen wollen den Namen der Hechicera (Zauberin, Hexe) wissen, welche dem Gast es angethan. Manchmal geschieht es, dass der Bedrängte galant erklärt, die Fragerin selbst sei seine Hechicera. Trotz des Vergnügens über eine solche unter die Nase gesagte Erklärung, thun die Damen doch, als ob sie nicht daran glaubten und behandeln den Kühnen als „embustero“ (schelmischer Heuchler). Das Wort „Señora“ scheint in Argentinien aus dem Konversationston verbannt. Die ehrwürdigsten Matronen lassen sich gerne Señorita (Fräulein) nennen. Der Familienname wird fast immer nur zur Bezeichnung Abwesender benützt und gewöhnlich bedient man sich bloss des Taufnamens, dem der Titel „Don“ oder „Donna“ vorgesetzt wird. Der mit den Sitten wenig vertraute Fremde könnte aus der Offenheit der „ojeadas“, aus einer ziemlich grossen Freiheit im Ausdruck seitens der Damen für seine Eigenliebe die schmeichelhaftesten Schlüsse ziehen wollen. Doch tragen in Argentinien diese graziöse Hingebung, diese Abwesenheit jeder Prüderie wesentlich bei zum Reiz des gesellschaftlichen Lebens; sie haben auf die Sitten gar keinen verderblichen Einfluss. Die Familien sind ungemein zahlreich; 10—15 Kinder sind keine Seltenheit in einem Lande, wo man 100jährige kaum beachtet und wo 20jährige Mütter oft schon 3—4 Sprösslinge besitzen. Um zu heiraten, werden keine Umstände gemacht. Finden einmal zwei Leute Gefallen aneinander, so fehlt ihnen keine Gelegenheit, sich davon zu unterhalten; man bietet sie ihnen mitunter täglich und sie nutzen sie um so besser aus, als sie wissen, dass nur für sie diese Fünfuhrempfänge stattfinden, wo man immer auf die Lampe wartet, die niemals kommt, nur für sie diese langen Gespräche, in die sich die Mütter vertiefen, dieses Halbdunkel, diese abseits stehenden Lehnstühle, diese hübschen kleinen Winkel. Man flüstert sich einige süsse Redensarten zu, wechselt einige Schwüre, ein Versprechen, verlobt sich und die Hochzeit beendet bald den kleinen Roman.

V. Die Fremden.

Es giebt Dinge von so ungeheurer Lächerlichkeit, dass man glaubt, sie könnten nur in Abdera passiert sein und der lachende Philosoph müsse ihnen in seinem Buche bereits einen hervorragenden Platz angewiesen haben. Indessen lehrt es die Zeit, dass auch heutigen Tages grosse Korporationen, dass Parlamente, deren Mitglieder sich gerne Staatsmänner nennen hören, dem Gesetz von der Hinfälligkeit des menschlichen Verstandes und von der Lächerlichkeit vieler seiner Entschliessungen in demselben Masse unterworfen sind, wie einst die abderitischen Kollegien. Solch eine Entschliessung hat im abgelaufenen Jahre die Regierung der Vereinigten Staaten Nordamerikas ins Werk gesetzt; es werden nämlich alle europäischen Auswanderer, die sich nicht mit dem Besitz ziemlich beträchtlicher Mittel ausweisen können, nicht ans Land gelassen und zur Rückkehr gezwungen in die Heimat, die sie nicht ernähren kann. Man wird in der Geschichte der zivilisierten Staaten innerhalb dieses Jahrhunderts nicht leicht ein Seitenstück zu dieser horrenden Massregel finden, die bisher nur vom Kriegsrecht gegen die Angehörigen des Feindes zugelassen wurde, die aber, wenn sie im Frieden gegen die Unterthanen befreundeter Staaten ausgeübt wird, gleichwertig ist mit einer schreienden Verletzung des internationalen Rechtes der Freizügigkeit.

Und der Grund für diesen Rechtsbruch? Die Nordamerikaner nennen es einen Akt weiser Staatspolitik: sie fürchten die Übervölkerung, fürchten die Konkurrenz, und wollen mit dieser Massregel einen Damm gegen den reissenden Auswandererstrom errichten, der den Norden zu überfluten droht.

Es ist überflüssig, von der Herzlosigkeit dieser Politik zu sprechen, von ihrer Kleinlichkeit, die an die Emporkömmlinge in

alten Theaterstücken und Familienromanen erinnert, welche den armen Verwandten mit der Peitsche von der Thür wegjagen lassen, während sie selber an der reichbesetzten Tafel Orgien feiern. Vermutlich werden die armen Auswanderer Herrn Vanderbilt seine 300 Millionen Dollars stehlen, oder Mackays Silberbergwerke auffressen. Jaw Gould, Astor, Stuart und wie sie alle heissen, die Krösusse des Nordens, werden vermutlich zu Bettlern herabsinken, sobald ein paar tausend Menschen mehr die menschenleeren, todten Territorien am Missouri und den Rocky Mountains im Schweisse ihres Angesichts bebauen werden. In der That, niemals hat noch der Egoismus so unsinnig und in so selbstmörderischer Weise gefrevelt, als jetzt in Nordamerika, wo man die Kultur des Westens schlankweg den pekuniären Interessen des Ostens opfert. Vor zwanzig Jahren erst ein Bürgerkrieg zur Befreiung der Sklaven — heute ein Krieg gegen die hungernden Proletarier Europas, und das in demselben Staate, der mit seinen 100 000 Quadratmeilen und seinen 40 Millionen Einwohnern den Zufluss von jährlich 2 oder 300 000 Menschen gar wohl bedarf! Wenn die Staatsweisheit sich in solchen Bahnen bewegt und mit der politischen Moral auch die politische Klugheit verloren gegangen ist, wenn man das tierische Gesetz der Selbsterhaltung derart ausübt, dass darüber auch die Humanität todtgeschlagen wird, dann begreifen wir schliesslich das ungeheure Wachstum jener destruktiven Parteien in Europa und Nordamerika, die vom Hunger zusammen getrieben, alle heutige Zivilisation für nichtswürdig, ihre Moral für empörend erklären und kein anderes Heil für sich erblicken, als in der Zertrümmerung des modernen Staates.

Allein während solches in der nördlichen Hemisphäre geschieht, wird in Argentinien rastlos an der Herbeiziehung der Fremden gearbeitet. Sowie das Verhältnis zu den benachbarten La Platastaaten die vornehmste Sorge auf dem Gebiete der auswärtigen Politik bildet, so ist auf dem Gebiete der innern Politik die Emigrationsfrage unstreitig die wichtigste. Es giebt vielleicht keinen parteienreicheren Staat auf dem Erdball als die südliche Konföderation; darin aber sind alle Parteien einig, dass ein glückliches Gedeihen der Republik ohne die Fremden nicht möglich ist. So wie in England die Staatskunst an dem Problem der Kolonialbildung herangereift ist, so bildet sich umgekehrt in Ar-

gentinien der politische Blick und die Kunst der Gesetzgebung an dem Immigrationsproblem zur Grösse und Bedeutung heran. Denn mit ihm sind alle andere kulturellen und materiellen Fragen aufs innigste verknüpft; mehr als jede andere zwingt sie den Patrioten zur anhaltenden Verfolgung der Ereignisse in der alten Welt, mehr als jede andere hält sie die lebendigen Beziehungen zu Europa aufrecht. In den argentinischen Gesetzbüchern ist dieses Problem bereits in ein ausgedehntes und wohlausgebildetes System gebracht — aber wir unterlassen es hier, Paragraphe zu zitieren. Es schwebt uns jene ausserordentliche Rede Lassalles vor, in welcher er seinen Zuhörern demonstrierte, dass Gesetzesparagraphen und Verfassungsbestimmungen niemals etwas anderes sind, als der Ausdruck der thatsächlichen Verhältnisse, auf die sie sich beziehen. Der Berliner Fabrikant Borsig — sagte er — mit seinen kolossalen Reichtümern ist ein Stück Verfassung; der Adelige mit seinen vielen tausend Joch Feldes ist ein Stück Verfassung; der Brigadegeneral mit seinen 4000 Bajonetten und so und soviel Kanonen ist ein Stück Verfassung — und Lassalle's Zuhörer begriffen, dass das Gesetz nur das getreue Spiegelbild der Wirklichkeit ist. So sind auch die legislativen Akte der argentinischen Kammern gleichsam nur ein Album, in welchem die vorhandenen Verhältnisse gut portraitiert wiederzuerkennen sind — und für den tiefer dringenden Beobachter ist es lohnend, auf die Quellen, auf das reale Leben zurückzugehen. Nichts ist so interessant und so belehrend zugleich als der Anblick des warmen, frisch pulsierenden Lebens in seiner glücklichsten Entfaltung.

Der Leser wolle sich an den merkwürdigen Anblick erinnern, der uns unmittelbar nach der Landung in Buenos Ayres ins Auge fiel: wir sahen das Denkmal eines italienischen Patrioten, aus italienischem Marmor von einem italienischen Bildhauer — das Mazzini-Monument von Monteverde. Wann ist Jemanden, wenn er nicht gerade eine akademische Grösse war, im fremden Lande ein Denkmal errichtet worden? Mir ist nur ein ähnlicher Fall bekannt, der Fall, wo die Mailänder Napoleon III. in der Mitte der siebenziger Jahre eine Statue setzen wollten, und auch da handelte es sich nur um einen satyrischen Einfall, denn sie motivierten ihren Plan damit, dass Napoleon durch seine verderbliche

Politik am meisten zur Einigung Italiens beigetragen habe. In Buenos Ayres aber steht ein Mazzini-Monument! Aber wir müssen auf diesem merkwürdigen Boden mit dem Gefühl der Verwunderung etwas ökonomisch umgehen, sonst kämen wir aus dem Erstaunen überhaupt nicht heraus. Denn fortwährend fügt sich nun Element zu Element, um uns die präponderante Stellung der Fremden und insbesondere der italienischen Kolonie in Buenos Ayres fühlbar zu machen. Die Hafensanitätskommission, die unser Schiff auf der Rhede inspizierte, die Bemannung der Mouches, die uns ans Land führten, die Changadores, die Beamten im Zollhaus — sie fragten, antworteten, bettelten, konversierten mit uns ebenso gut in italienischer, wie in spanischer Sprache. Wenn uns nicht die Neger- und Mestizzengesichter auf der Brücke aufgefallen wären, so hätten wir einfach glauben können, in einer italienischen Hafenstadt zu sein. Dieselben Typen, derselbe Lärm, dieselbe Beweglichkeit, wie in Italien; überall singt und klingt um uns die Sprache, deren Musik uns vor den Schwellen der römischen Paläste und unter der Sonne von Sorrent berauschte. Es ist ein überwältigendes Gefühl, Geliebtes und Wohlvertrautes in der Fremde wiederzufinden; ist denn das Denkmal des grössten italienischen Patrioten — so frägt man sich — das dort aus dem Grund hervorleuchtet, ist es wirklich 6000 Meilen weit von der heimischen Erde entfernt? Es dauert tagelang, bevor sich dieses freudige Staunen abkühlt und der neue Ankömmling sich gewöhnt, das Heimische in der Fremde ruhig zu betrachten. Ich begriff es nicht, als ein hervorragender Italiener mir kurze Zeit nach meiner Ankunft lächelnd sagte: „Ihr mächtiges Erstaunen wundert mich nicht — aber Sie müssen eben unsere Stadt kennen lernen." Und dann wiederholte er mit energischer Betonung: „Ich sage unsere Stadt, denn zum guten Teil ist Buenos Ayres italienisches Eigentum."

Ich begreife nun, was mit diesem einen Worte alles gesagt sein sollte und will mich bemühen, dem freundlichen Leser ein Bild davon zu geben:

Es ist schwer, den richtigen Massstab für die Bedeutung der italienischen Kolonie in Buenos Ayres zu finden. Es wohnen in der Stadt 80 000 Italiener. Allein diese trockene Ziffer muss an und für sich ebensowenig Respekt einflössen, als etwa dem Löwen

die zwei- oder dreimal grössere Giraffe imponiert. In Rom, in der polnischen Adelsrepublik und in unserem Jahrhundert noch in Russland gab es eine Handvoll Bevorrechteter und Millionen Sklaven und trotz des numerischen Missverhältnisses bildeten die wenigen Privilegierten den ganzen Staat, und die Masse des Volkes bedeutete gar nichts. Die geistige, sittliche und wirtschaftliche Potenz eines Gemeinwesen ist eben durch Bevölkerungsziffern allein noch lange nicht bestimmbar. Allein es giebt in dieser Stadt keinen Winkel, indem nicht ein Italiener bei der Arbeit anzutreffen wäre; kein Lebenserwerb ist ihm zu niedrig, keiner zu hoch. Er dreht den Leierkasten, er ist Stiefelputzer, Dienstmann und Lakai, er ist Matrose, Soldat und Friseur. Der grösste Teil des Handwerks befindet sich in seinen Händen, das Schuster- und Schneidergewerbe sowohl wie die Schlosserei. Er dient bei der Fabrikation des Liebig'schen Fleischextraktes und bei der Talgzubereitung ebensogut wie als Wachmann in polizeilichen Diensten. Er installiert seine nationalen Osterias, wo im Gastzimmer das offene Herdfeuer flackert, führt Restaurants, Hotels und Kaffeehäuser nach Pariser Zuschnitt, und richtet jene berühmte Konditoreien von Buenos Ayres ein, deren Luxus dem elegantesten Viertel an der Seine anstehen würde. Überhaupt ist er in jenen Gewerben hervorragend thätig, die die Approvisionierung der Metropole bezwecken. So bilden die Italiener einen bedeutenden Bruchteil der Almaceneros, d. i. der Lebensmittelgeschäfte, die etwa den Wiener Greislereien entsprechen, nur dass der Greisler am silbernen Strom in seinem Laden oft Vorräte für 40—50,000 Frcs. beherbergt, ferner sind Bäckerei und Mühlenbetrieb geradezu Hauptdomänen für die italienische Thätigkeit. Nebst diesen giebt es noch einige andere Gewerbszweige, denen sich der Italiener mit Vorliebe zuwendet und welche er fast monopolisiert hat, so das mächtig emporblühende Sattlergeschäft, welches bei der Leidenschaft des Porteño für den hyppischen Sport eines der einträglichsten ist, so ferner die Maurerarbeit. Ja, was dieses letztere anbelangt, so könnte man fast die Behauptung wagen, dass das ganze moderne Buenos Ayres von italienischen Architekten geplant und von italienischen Arbeitern aufgeführt wurde. Es ist ja eine bekannte Thatsache, dass es auch in Mitteleuropa keinen besseren als den italienischen Maurer und Eisenbahnarbeiter giebt;

so sind die Paläste des modernen Wien und Berlin mit seiner Hilfe erbaut, die Spuren des Pariser Kommunenaufstandes mit seinem Zuthun hinweggeräumt worden, und das grosse Eisenbahnnetz, welches heute Mitteleuropa bedeckt, ist zum grossen Teil ebenfalls italienisches Werk. Aber es ist nicht möglich, alle Beziehungen des grossstädtischen Lebens zu durchlaufen; um es kurz zu sagen, so entwickelt der Italiener in allen jenen Kanälen, vermittelst deren die produzierende oder die vermittelnde Arbeit dem Leben der Kapitale Nahrung zuführt, eine unvergleichliche Thätigkeit. Man nehme ein Bild von der Strasse, vom häuslichen Leben, vom Salon, vom Theater — überall wird im Mittelpunkte das Abbild italienischer Erwerbsthätigkeit auftauchen. Es sind Italiener, die im Strassengewühl Zündhölzchen feilbieten, die diese Maccaroniläden, Wursthandlungen und Käseniederlagen halten, die in den Theaterorchestern die Musik des Schwans von Pesaro oder den Verdi und Donizetti exekutieren. Ja, auch das bischen Kunst, das es am La Plata giebt, ist italienisch; wenn nicht die Italiener ihrer sich annähmen, so besässe die argentinische Gesellschaft vielleicht weder einen Maler noch einen Bildhauer, deren sie doch pour l'honneur du drapeau so dringend bedarf. Überflüssig ist es hinzuzufügen, dass die italienische Kaufmannschaft im Grosshandel ebenfalls einen hervorragenden Platz einnimmt; sie teilt sich mit den Engländern, Franzosen und Deutschen in den kolossalen Warenverkehr zwischen Europa und Argentinien und die statistischen Ausweise, diese untrüglichen Gradmesser der wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung weisen für den italienischen Teil an diesem überseeischen Handel fabelhafte Ziffern auf. Zur Illustration sei hier eines Welthauses gedacht, das in Entstehung und Betrieb besser als viele Worte die italienische Energie und amerikanische Eigenart zugleich verkörpert. Vor Jahren kam mit tausend andern auch ein armer Teufel aus Italien herüber, ein kleiner Flickschuster, der mit Dreibein und Ahle sich mühselig durchs Leben half. In Europa wäre er vermutlich spurlos in der Masse untergegangen; in der amerikanischen Luft erwachte in ihm eine Energie, ein Geist des Scharfsinns und der Spekulation, der ihn auf die Oberfläche treiben und zu grossartigen Unternehmungen führen musste. Vor allem warf er das Schusterhandwerk bei Seite, in welchem er gegen eine erdrückende und weitaus

überlegene Konkurrenz anzukämpfen hatte, denn schon damals trugen die Porteños lieber die gefälligen Pariser Fabrikate, als die plumpe, kunstlose Beschuhung, wie sie aus der Hand eines einfachen Dorf- oder Vorstadtschusters hervorgeht. Unser Meister warf sich nach einander auf zehn verschiedene Erwerbszweige, die er immer wieder aufgab, bis es ihm endlich gelang, einen kleinen Handel mit Heilpflanzenstoffen zu eröffnen. Man lachte ihn aus; nach einem Jahrzehnt aber lachte man nicht mehr, denn seine Droguenfirma hatte bereits ein förmliches Monopol für ihre Artikel in der Republik erlangt, sie besass drei oder vier Zweigsniederlassungen in Europa, sie hatte Weltruf, und ihr Chef war zum Herrn ungeheurer Reichtümer geworden. Als er starb, hinterliess er seine Kinder als Fürsten im Reiche des Welthandels. Das Geschäft erhielt auch einen Kompagnon. Ebenfalls ein Italiener, ebenfalls einer, dessen Schicksale sich nicht nach dem trägen Gange des europäischen, sondern in dem unberechenbaren Gewoge des amerikanischen Lebens gestaltet hatten. Eine Gelehrtennatur, schweigsam und zurückhaltend, ewig in Beobachtungen, Experimente und Meditationen vertieft, kam er — er war Botaniker — zu Studienzwecken nach Amerika. Der Zufall führte ihn an die Seite des damaligen Präsidenten der Republik Paraguay Generals Lopez. Dieser fasste zu dem wortkargen Gelehrten unbegrenztes Vertrauen, und mit einemmal war aus dem Botaniker der Sekretär und intimste Vertraute des mächtigen Usurpators geworden. Aber es war damals die Zeit der Hitze, der Leidenschaften, der endlosen revolutionären Ausbrüche in ganz Südamerika, und in dieser Zeit war nichts so gefährlich, als einen hervorragenden Posten im öffentlichen Leben einzunehmen. Eines Tages war Lopez gestürzt, besiegt und geächtet, und auch sein Sekretär musste aus dem Land fliehen. Er wandte sich nach Argentinien; heimatlos, arm, mit nichts als seinem grandiosen Wissen ausgestattet, kam der Flüchtling hier an. Und heute — heute ist er Mitchef der von dem armen Schuster gegründeten Firma, die nicht geringere Aufgaben an einen Mann stellt, als die Leitung eines jungen Staatswesens. Denn dieses Haus beschäftigt hunderte von Leuten; seine fleissigen und tüchtigen Angestellten erhalten schon nach kurzer Dienstzeit Gagen, von deren Höhe sich ein europäischer Hofrat

nichts träumen lässt und die Tantièmen, die hier alljährlich an das Personale verteilt werden, würden vielleicht zur Erhaltung manches fürstlichen Hofstaats hinreichen. — Nun muss man wissen, dass dieses italienische Grosshandlungshaus nicht vereinzelt dasteht.

Fasst man dies alles zusammen, so wird man einsehen, dass nicht Chauvinismus und nationale Überhebung den Ausspruch diktierte, dass ein gut Teil von Buenos Ayres italienisches Eigentum sei. Vielleicht rollt in der ganzen Stadt keine Münze, rauscht keine Banknote, die nicht zehn italienische Hände passiert hätte, bevor sie in die Hand eines Engländers oder Deutschen gelangt. Ein Beispiel für viele: Im Jahre 1882 wies die Provinzialbank, das vornehmste Geldinstitut in Buenos Ayres, 53 Millionen Francs argentinische, und in eben demselben Zeitraum nicht weniger als 40 Millionen Francs italienische Depots aus; dabei ist zu bedenken, dass die Italiener ihre eigene Banca d'Italia haben, ein Reservoire, dem die Hauptmasse ihres Vermögens zuströmt, so dass jene 40 Millionen nur einen Bruchteil, und vielleicht sogar den kleineren Teil der italienischen Bankdepots bedeuten. Und weiter: die statistischen Aufnahmen und Schätzungen, die für 1882 die unbeweglichen Güter in Buenos Ayres mit 954 Millionen Francs bewerteten, beziffern den davon auf italienisches Eigentum entfallenden Teilwert mit 170 Millionen Francs, also mit mehr als dem fünften Teil des Gesamtwertes. Welche Grössen sind das! Wie sinken vor ihnen die Ziffernkolonnen in so manchem grossstädtischen Budget Mitteleuropas förmlich zu kleinen Rechnungen herab! Ja, man bewegt sich, wenn man von der italienischen Kolonie spricht, in Regionen, man steht vor einer wirtschaftlichen Potenz, mit welcher verglichen die ökonomische Macht mancher Königreiche und Grossherzogtümer zur Bedeutungslosigkeit des Liliputanerreiches zusammenschrumpft.

Und das Geheimnis dieser wunderbaren Erfolge? Es liegt ausschliesslich in jener Arbeitsamkeit und Bedürfnislosigkeit, die uns jedesmal an dem Italiener mit Staunen erfüllt, so oft wir uns seiner Faulheit in seinem Vaterlande selbst erinnern. Keine Stellung ist ihm zu schlecht, und er ist in der niedrigsten Stellung selbst rastlos thätig; wer es liebt, dem Ursprunge solcher Charakterzüge nachzugehen, der wird die Mischungsteile der Energie

und der stählernen Ausdauer in dem italienischen Charakter unschwer bis auf ihre römischen Quellen zurückleiten können; aber in stärkeren Äquivalenten als irgendwo anders und in lebhafteren Schwingungen zeigt sich diese Thatkraft in Argentinien. Indessen hat diese unermüdliche Thätigkeit leider auch eine minder sympathische Begleiterin: die Sparsamkeit. Sparsamkeit ist eine Tugend — italienische Sparsamkeit aber ist Tugend und Laster zugleich, wie wir ja schon von Europa her wissen. Die Liebe des Italieners zum Gelde ist grenzenlos; er opfert ihr alle Rücksichten, um ihrer willen vergisst er oft, dass das Lebensgesetz nicht nur Selbstliebe, sondern auch Selbstachtung vorgeschrieben hat. Mit ersparten 1000 Francs in der Tasche wird sich der Italiener noch immer kaum Butter zum Brote gönnen; mit 10000 Francs bettelt er vielleicht noch um ein altes schäbiges Gewand. Er steht mit einem Worte, wenn nicht in einem Sklaven- so doch in einem Dienstbotenverhältnis zu seinem Gelde, und macht es wie Knechte und Mägde, die, wenn die Herrschaft nicht sehr wohlhabend ist, manchmal hungrig zu Bette gehen. So klingt denn in die Achtung, mit welcher man von der italienischen Kolonie spricht, doch auch die Stimme der Satyre herein, denn der leichtlebige Argentiner hat kein Verständnis für eine Bedürfnislosigkeit, die im abwärts führenden Klinax oft in hässlichen Schmutz und Knauserei ausartet.

Dem Armen lässt sich schliesslich viel verzeihen. Doch wenn man in die Sphären des Reichtums aufsteigt, wo die Bleigewichte der materiellen Sorge nicht existieren und die gesellschaftliche Moral sich zu dem sublimen „Noblesse oblige“ verfeinert, dann wirkt es doppelt empfindlich, Menschen zu sehen, deren Herz klein geblieben ist, während ihre Tasche wunderbar anschwoll. So giebt es denn in verborgener Tiefe einen feinen, kaum sichtbaren Riss zwischen italienischer und argentinischer Gesellschaft, den der Fremde vielleicht gar nicht wahrnehmen wird — aber er ist zweifellos vorhanden. Freilich wäre es ein arger Irrtum, hier gleich an einen permanenten Kriegszustand zu denken; vielmehr ist das gerade Gegenteil der Fall. Man sucht die Sprünge zu verhüllen, man sucht sich nach Kräften einander zu nähern. Namentlich der Porteño bietet alles auf, um eine herzliche, innige Verschmelzung herbeizuführen; einerseits gebietet ihm dies seine Gutmütigkeit

und Zuthunlichkeit gegenüber jedem Menschen, woher immer er kommen mag, andererseits weiss er, was sein Land den Italienern verdankt. Zu oberst in dieser Kette von Motiven steht aber die ausgesprochene zweifellose Sympathie, die ihn zu dem Italiener hinzieht; man weiss ja, dass es keine festeren Bindemittel zwischen zwei Nationen giebt, als die Ähnlichkeit der Sprache — eine Ähnlichkeit, die es dem einen leicht möglich macht, die Sprache des andern in fabelhaft kurzer Zeit zu erlernen, wobei freilich erwähnt werden muss, dass der Italiener selten ein reines, meist ein köstlich gebrochenes Spanisch spricht. Man weiss auch, dass in den Freiheitskämpfen gerade die Italiener ganz unmittelbar die Vorbilder für Argentinien waren, denn während Spanien noch die Tyrannenrolle spielte und der Geist der Freiheit auch im übrigen Europa regungslos in Ketten lag, brannte gleichzeitig in Italien und Argentinien lichterloh die Flamme der Revolution. Solche historische Eindrücke erben sich fort von Generation zu Generation, und wenn auch unbewusst, verehrt doch der Porteño auch heute noch in dem Italiano den Enkel eines grossen Heldengeschlechtes. Wahrlich, das ist Grund genug, um ihm gastfreundlich die Pforten des Hauses zu öffnen, und alles, was von Rang und Bedeutung aus Italien kommt, wird enthusiastisch begrüsst. Diese Herzlichkeit äussert sich bei jeder Gelegenheit; italienische Schriftsteller, Dichter, Sänger und Sängerinnen werden mit begeistertem Beifall überschüttet; die italienische Industrieausstellung, die vor vier Jahren in Buenos Ayres stattfand, wurde unter dem spontanen und offiziellen Applaus von Land und Behörden als epochemachendes Ereignis gefeiert; das Mazzini-Monument wurde in einer Stimmung enthüllt, als ob Mazzini ein argentinischer Nationalheros gewesen wäre. Kurz, das Gemüt des Porteño ist — und wir ehren ihn darum aufs höchste — zugänglicher für die Dankbarkeit, als irgend eine andere Nation, und wie diplomatisch klug er auch sonst sein mag, das Eine hat er nicht gelernt, die dankbaren Regungen seines Herzens diplomatisch zu verschweigen. Wenn es also auf ihn allein ankäme, so würde es bis auf die Sprachverschiedenheit ganz gewiss keine Scheidewand zwischen argentinischer und italienischer Gesellschaft geben. Aber —

Ja, aber . . . Es ist dies ein Aber delikatester Natur. Der Porteño ist prachtliebend, lebenslustig, verschwenderisch, und auch

verschwenderisch im Wohlthun, er ist ein Kind des Salons — und der italienische Emigrant, der von frühester Jugend auf zu harter, oft niedriger Arbeit gewöhnt ist, kennt so selten eine andere Lust, als die Lust des Erwerbens, und die geschäftliche Spekulation nimmt all sein Denken gefangen.

Am offenbarsten wird der Zwiespalt zwischen diesen mächtigsten Gruppen der Metropole — den Einheimischen und den Italienern — in der Zeit der haute saison, denn diese Zeit, welche ganz Buenos Ayres in einen einzigen Salon verwandelt, bringt regelmässig auch eine Art stummer Proteste gegen die reiche italienische Kolonie zu Tage. Während nämlich selbst die an Kopfzahl nicht so hervorragende französische und deutsche Kolonie anmutige und vielbesuchte Soiréen veranstaltet, sind die italienischen Reunionen ziemlich öde. Und der Grund? Es ist ein recht missliches Ding ihn zu nennen, und wenn ich ihn nicht verschweige, so bitte ich mir zu glauben, dass mir ein ehrliches offenes Wort nützlicher scheint, als eine halblaute boshafte Bemerkung. Der Grund für die Zurückhaltung der argentinischen Gesellschaft ist der, dass die italienische Kolonie keinen allzugrossen Überfluss an repräsentationsfähigen Damen hat. Viele Italiener scheinen zu glauben, dass eine Argentinerin als Hausfrau etwas kostspielig wäre; ihre ausgesprochene Vorliebe für den Pariser Chic würde nicht leicht mit dem Sparsamkeitssinn des Mannes harmonieren, sie könnte Aufwand machen, sie könnte von dem ehelichen Leben auch grössere Genüsse als bloss hie und da einen Theaterbesuch verlangen. Man muss also eine „billigere“ Hausfrau nehmen, und so fährt man gerne nach Italien und holt sich zumeist aus dem Paese suo eine unverdorbene moglie, die vielleicht auf dem Bilde irgend eines Malers neben einigen campanischen Stieren oder bei der Maisernte im Lombardischen als Staffage erscheint. Man darf über die Unbildung dieser importierten Italienerinnen nicht ungehörig spotten. Es ist nicht ihre Schuld, dass sie ungebildet sind, es ist die Schuld ihrer Männer, wenn sie in eine fremde Sphäre versetzt werden, in der sie sich einsam, glücklos und freudelos fühlen müssen. Überdies sind sie schön, sie sind ja von jenem herrlichen Geschlechte, dem die Natur erhabene Züge und ein göttliches Ebenmass der Glieder gegeben hat. Die Erinnerung an Manzonis Lucia und an Lamartines Graziella verleiht ihnen ein

wundersames Relief. Hängt aber dieser Lucia, die uns beim Zubereiten der Polenta, dieser Graziella, die uns in einer Fischerbarke so sehr entzückt, — hängt ihr ein Brokatkleid mit rauschender Schleppe um und führt sie in den Salon — gewiss, ist es dann nicht eure eigene Schuld, wenn ihre Unbeholfenheit belächelt wird, und wenn sie die Vereinsamung tief empfindet? Schöne Frauen haben ein lebhaftes Gefühl für solche Dinge, und die Folgen davon sind von jener Art, wie sie von Octave Feuillet geschildert werden. Es gäbe für diesen grossen Dichter viele, viele taugliche Frauenmodelle in der italienischen Kolonie.

Übrigens wäre es nicht gerecht, alles Thun und Lassen ausschliesslich auf Motive mesquiner Natur zurückführen zu wollen. In den meisten Fällen ist es gewiss nur die Anhänglichkeit an die alte Heimat und ihre Menschen, die den Italiener zu seinen Brautfahrten über Meer bewegt; denn wie leicht er sich auch scheinbar der Fremde assimiliert, im Grunde seines Herzens ist und bleibt er unverändert der Alte. Ja, diese Zähigkeit seiner Heimatsliebe ist ein so hervorstechender Zug seines Charakters, wie kaum ein anderer, und wir werden sehen, welche bedeutende Folge noch aus dieser Wurzel entspringt. Hier erwähnen wir zur Illustration des Umstandes, dass er sich auch in der ungeheuer entlegenen Ferne mit den Geschicken seines Vaterlandes ganz ebenso befasst, als wenn er nicht durch ein Weltmeer von demselben getrennt wäre, sondern sich auf dem Kapitol befände. Die Blätter aus Italien werden von ihm mit unbeschreiblicher Gier verschlungen; und wahrhaftig, so oft der Diritto meldete, dass die italienische Kammer beschlussunfähig gewesen, kam mir der Gedanke, ob das italienische Volk nicht besser thäte, wenn es statt der faulen Patrioten, die es hat, recht viele seiner argentinischen Kolonisten zu Deputierten wählen würde — denn diese würden vermutlich eher sterben, als eine Sitzung versäumen. Ich bin in das Leben und die Prinzipien der italienischen Parteiführer nicht genau eingeweiht, und ich weiss nicht, ob Herr Nicotera, der Herrn Crispi einen Meineid vorwarf, oder Herr Crispi, der Herrn Nicotera mit Ohrfeigen drohte, unsterblicher sein wird — aber soviel steht fest, dass die beiden Herrn zumindest in den heutigen Tagen transozeanischen Ruhm geniessen. Denn die Fehler des einen, die Dummheiten des andern, der Übertritt Cairolis zum Königtum

samt allem andern wirbelt in Buenos Ayres gerade soviel Staub auf, es entfesselt Debatten und Leidenschaften gerade so, als ob Buenos Ayres sich in der bequemen topographischen Lage von Turin oder Florenz befände. Nun erscheint es nur natürlich, dass sich in der italienischen Kolonie auch die grossen heimatlichen Parteigebilde der Monarchisten und Republikaner wiederfinden. Wie überall, so neigt auch hier der Reiche zum Königtum, der Arme — bis er nicht selber reich wird — zur Republik hin; doch giebt es auch einige wohlhabende Republikaner; ich weiss nicht ob aus Überzeugung oder aus Scham, um nicht offen einen Gesinnungswechsel einzugestehen. Doch das sind unschädliche akademische Gefühle, über welche ein jeder mit seinem eigenen Gewissen zu entscheiden hat und über die Kritik zu üben zwecklos wäre. Unangenehm aber fällt es auf, dass die Italianissimi ihren Republikanismus in etwas aufdringlicher und taktloser Weise zur Schau tragen. So ist beispielsweise vor dem Lokale eines progressistischen Circo ein Schild angebracht mit der Inschrift: Repubblica italiana. Die Zukunft derart antizipieren ist doch ein recht kindisches Vergnügen und der unbefangene Mann kann nur darüber lächeln.

Es scheint uns — weil wir gerade von Politik reden — als ob dem Italiener überhaupt zu den allgemein menschlichen fünf Sinnen noch ein sechster, der politische Sinn, gegeben wäre. Nicht genug an der massenhaften politischen Kost aus seiner Heimat, die er ohne Magenbeschwerden verschlingt, wirft er sich auch mit Appetit auf das politische Getriebe seines Adoptivvaterlandes. Darin unterscheidet er sich nicht wenig von dem Gross der andern Fremden, die mit weiser Zurückhaltung den Evolutionen des öffentlichen Lebens hier unten ausweichen. Aber freilich ist es auch wahr, dass sich eines nicht für alle schickt, und dass es gerade von dem Italiener klug und löblich gehandelt sein mag, aus seiner nationalen Exklusivität herauszutreten, und das lebhafte Mitgefühl, das ihm der Porteño erweist, durch erhöhte Teilnahme am Partei- und politischen Leben zu vergelten.

Wenn man also die ganze Summe von Beziehungen zwischen Italienern und Argentinern überblickt, so scheinen nirgends so viele Ansätze zur innigsten Vereinigung vorhanden zu sein, als bei ihnen. Natürlich wird darum jede Verzögerung der lang ge-

hegten Hoffnung mit lebhafter Ungeduld aufgenommen, und dies ist der Grund, warum man ihnen, so sehr man sie auch favorisiert, doch auch gerne eine lange Liste von Gravamina vorhält — und es ist ja gar nicht zweifelhaft, dass sie von ihren kleinen Unarten bis zu ihren grossen Untugenden hinauf recht viele Posten zu dieser Additionsrechnung stellen. Aber es giebt in dieser Reihe von Klagepunkten Momente von wirklich ernster Natur, und die wichtigsten können wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen. Während Engländer und Deutsche meist mit grösseren oder geringeren Betriebskapitalien versehen, herüberkommen, ist der Italiener bei seiner Ankunft in Argentinien gewöhnlich arm wie eine Kirchenmaus, und auch die heutigen Krösusse der Kolonie haben vor nicht allzu langer Zeit nachweisbar unter dem blauen Himmel und nicht unter golddurchwirkten Baldachinen geschlafen. Man sucht nun nach dem Verhältnis zwischen demjenigen, was dieser arme italienische Einwanderer allmählich aus dem Lande zieht, und was er dem Lande dafür zurückgiebt. Das erstere lässt sich mit annähernder Genauigkeit in Ziffern ausdrücken, das letztere nicht, und so geht zwischen den beiden inkommensurabeln Grössen das Urteil leicht irre. Man würde es gerne sehen, wenn die Italiener alle sich auf die Jagd nach grossem Besitz verlegen würden, denn das gäbe eine sichere Garantie, dass sie auch dauernd im Lande bleiben. Indessen sind gerade bei ihnen die grossen Reichtümer nur dünn gesäet, und ihr Streben geht im Durchschnitt blos auf die Erwerbung eines kleinen Mittelbesitzes von 20 000 bis 40 000 Francs. Bis dieses Ziel erreicht ist, giebt nun der Italiener ein Bild jenes berühmten Schmutzes, den wir gekennzeichnet haben; das Land, von dem er lebt, hat nicht viel von ihm, und alle seine Ersparnisse schickt er durch die Bank in seine Heimat. Ist aber sein Ziel erreicht, so wird er zu einem positiven Verlust für Argentinien, denn er kehrt nach Europa zurück, und mit seinem Gelde ist nun auch seine Arbeitskraft verloren. Diese Umstände haben dem Italiener manche nicht sehr schmeichelhafte Epitheta eingetragen und sie waren natürlich auch schon Gegenstand publizistischer und politischer Untersuchungen; aber man hat sich in denselben wie so oft mehr vom Gefühl, als von kühlem Verstand leiten lassen. Man kann nur praktische Politik treiben, und da sich die Dinge nicht nach unsern Wünschen gestalten,

so müssen wir unsere Wünsche nach den vorhandenen Verhältnissen einschränken. Es ist wahr, der Italiener kennt keine dauernde Treue gegen das Gemeinwesen, von dem er sich hat adoptieren lassen, sei dieses Gemeinwesen nun Buenos Ayres, sei es Paris, Madrid, Petersburg oder Wien. Immerdar fühlt er sich ausserhalb seines Vaterlandes gleichsam auf einer Geschäftsreise begriffen, die ihn kürzere oder längere Zeit, solange das Interesse es eben erfordert, von der Heimat ferne hält; er richtet sich für diese Zeit in der Fremde häuslich ein, lässt seine Familie nachkommen und zieht auch Freunde, Verwandte, engere Landsleute gleich einem Kometenschweife mit sich. Aber immer und immer, in seiner Not sowohl, wie wenn in seinem Leben die Wendung zum Glanze eingetreten ist, blickt er hinter sich auf das verlassene Land, und in dem Herzen dieses Knausers, dieses Geizhalses, dieses rücksichtslosen Spekulanten gährt eine rastlose Sehnsucht: la bella Italia! . . . Das ist der holde Traum, der seinen freiwilligen Hunger versüsst, der ihn in seinem Bettlergewande adelt und ihm alle Entsagung leicht macht, dass er einst reicher als er ausgewandert, werde zurückkehren können, um endlich nach der unsäglich harten und mühevollen Arbeit eines ganzen Lebens auszuruhen unter Italiens Sonne. So steht es um die innerste Tiefe seines Herzens! Mag der Porteño darin eine Undankbarkeit gegen Argentinien erblicken — wir sehen darin eine leidenschaftliche Anhänglichkeit an das Vaterland, eine Anhänglichkeit, die uns wundersam rührt und bewegt. Was lässt sich nun diesem übergewaltigen Triebe des Herzens entgegensetzen? Ich glaube: nichts — ich glaube aber auch, man muss nur die Dinge, wie sie in Wirklichkeit liegen, ins Auge fassen, um zu einem gerechten Urteil über die Italiener zu gelangen.

Italien ist und bleibt das Land, von welchem die südliche Konföderation ihre meisten Arbeitskräfte bezieht. Jeder italienische Einwanderer zieht, wenn er einmal die Leichtigkeit des Erwerbes auf argentinischem Boden kennen gelernt hat, fünf, sechs, zehn andere Auswanderer aus seiner Heimat nach sich. Was immer die Italiener davontragen mögen, ist nur ein unendlich geringfügiger Bruchteil der natürlichen Reichtümer des Landes. Was dieses Land aber bedarf und was mit diesen so und soviel Mal 20 000 Frcs. noch immer nicht allzu teuer bezahlt ist, das sind

die Arbeitskräfte. Mögen immerhin zwei- und dreitausend jährlich nach Europa zurückkehren, — wenn nur Italien alljährlich die grossen werbenden Kontingente herüberschickt, so ist der materielle Ausfall bei weitem ausgeglichen. Ja, so sehr ist dies der Fall, dass für jeden ausscheidenden Vormann, zwei, drei und selbst zehn Ersatzmänner auf den Plan treten. Das Genie eines grossen Mannes hat gegenwärtig die Kolonisationspolitik in Europa aktuell gemacht, und wir zweifeln nicht, dass man nun, nachdem plötzlich die Augen sich für koloniale Bestrebungen geschärft haben, mit einemmale auch auf den ungeheuren Vorsprung aufmerksam werden wird, den Italien in Südamerika bereits den übrigen Staaten Europas abgewonnen hat. Denn in Wahrheit, heute sind die Italiener die Wickinger des südamerikanischen Kontinents, sie haben ihn in aller Stille und Heimlichkeit erobert. Sie haben wirklich Argentinien kolonisiert, ohne mörderische Kriege geführt zu haben, wie die Engländer in Ostindien, ohne sich der barbarischen Grausamkeiten schuldig zu machen, welche die entartete Politik der Habsucht ausgeübt hat. Die italienische Kolonisationspolitik hat in Argentinien wenigstens die stillen und friedlichen Wege der Arbeit eingehalten. Es war, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine Art Ameisenpolitik, — nicht kühn, noch erobernd, noch in irgend einem Zuge von heldischer Natur, sondern mühevoll und genügsam, auf den Pfaden des gewöhnlichen Lebens mit kleinen Schritten sich fortbewegend. Aber ist eine solche friedliche Eroberung, auch wenn kein Tyrtarus ihre Fortschritte mit seinen Liedern begleitet, darum nicht auch eine Eroberung zu nennen? Wenn einmal eine ausführliche und wahre Geschichte Argentiniens geschrieben werden wird, so wird das Kapitel von den Italienern eines der leuchtendsten Kapitel sein.

Nächst der italienischen ist die an Kopfzahl bedeutendste die spanische Kolonie, doch fehlt ihr viel von dem Ansehen und Einfluss, den die erstere besitzt. Es sind meist Galicier und Basken, die nach Argentinien wandern, also jene Stämme, die in ihrer Heimat keine leitende Rolle spielen und auch im Ausland nicht für die gehörige geistige Vertretung ihrer Nation gelten können. Die grosse Masse kommt gleich den Italienern blutarm herüber, um in niedrigen Diensten und Verrichtungen sich fortzubringen. Freilich kann der einzelne dabei Reichtümer sammeln,

aber man muss eben von dem modernen Wunderglauben abkommen, als ob in Amerika die Schätze nur so auf der Gasse lägen und jede Arbeitsleistung mit Gold aufgewogen würde. Auch in Amerika muss man arbeiten, und das Geheimnis, warum Italiener und Spanier binnen verhältnismässig kurzer Zeit sich doch kleine Kapitalien zurücklegen können, liegt gerade darin, dass sie keine Arbeit für entehrend und keine Stellung, insoferne sie nur ihren Mann ernährt, für beschämend halten. Es giebt z. B. am La Plata so manchen wohlhabenden Spanier, den man sich vor kurzem als Dienstboten gesehen zu haben erinnert, doch in der demokratischen Luft, die er atmet, vermag ihn eine solche Vergangenheit durchaus nicht mit einem Makel zu behaften. Besonders die baskischen Frauen betreiben das Dienstbotengewerbe als Spezialität, doch ist man auf sie nicht gut zu reden. Denn es eröffnen sich hier einem jeden so viele lukrative Erwerbszweige, dass es einen Dienstboten gewöhnlich nicht lange auf seinem untergeordneten Posten duldet und dass er je eher je lieber aus der mühsamen Dienstesstellung desertiert, um einem andern „Ideal“ nachzujagen. Dadurch ist der Dienstbotenwechsel, nebenbei bemerkt, zu einer permanenten Kalamität der argentinischen Familien geworden, und wie es nun so oft geschieht, dass man Ursache und Wirkung miteinander verwechselt, so hört man auch oft klagen, dass die Argentinerin keine gute Hausfrau ist, während man richtiger sagen sollte, dass sie alle paar Monate von einer treulosen Magd im Stich gelassen wird und sich mit der Drillung neuer, ungeschickter Dienstboten abplagen muss.

Die männlichen Nachkommen des Cid wieder stellen das Hauptkontingent zu den Changadores und Milchmännern und bilden als solche eine köstliche Bereicherung jener Typen, von denen es im Strassenleben von Buenos Ayres wimmelt. Wir können übrigens die Redlichkeit des spanischen Changador, sowie die des Dienstmanns in Buenos Ayres überhaupt nicht genug loben. Wie schon erwähnt, ist ihm der fremde Einwanderer von dem Augenblick der Landung angefangen bis zum Hôtel auf Gnade und Ungnade überlassen, und trotz der mannigfachen Gelegenheit, während der Gepäckrevision einen Diebstahl zu begehen, kommt es doch nur äusserst selten vor, dass ein Changador sich vor Gericht zu verantworten hätte. Sonderbar über alle Massen ist

der Aufzug des baskischen Milchmanns; seine Erscheinung ist wirklich echteste Originalität. Er bietet die Milch nicht etwa in Töpfen, Flaschen oder Krügen feil, sondern treibt seine lebendige Ernährerin die Kuh, gemütlich durch die Strassen vor sich her; an den Schwanz der Kuh festgebunden, wird das Kalb von der Mama mitgeschleppt, und damit es während der „Geschäftsstunden" nicht säuft, muss es einen Maulkorb tragen. Der Zug hält auf einen Anruf vor jedem Hausthor, und der brave Gallego melkt mitten im Strassengewühle, unmittelbar vor den Augen der Kundschaft, das gewünschte Quantum ab. Also jederzeit kuhwarme Milch, und alles in allem zweifellos die sicherste Gewähr gegen den in Europa so furchtbar grassierenden Milchverfälschungsschwindel. Von so einziger Komik ist aber dieser Aufzug, dass ich mich bei seinem Anblick nie des Lachens enthalten konnte. Ein Epigone der Pelayos und der Cids, wie er mitten auf der Strasse seine Kuh melkt — nein mir scheint, das ist der ganze Sancho Pansa und noch etwas dazu.

Im Gewerbeleben sind die Spanier gut vertreten. Am lebhaftesten befassen sich ihre reicheren Klassen mit dem Schnittwarenhandel, bei dessen Kultur sich auch einige Häuser zu recht bedeutendem überseeischem Handel emporgeschwungen haben. Natürlich sind diese Häuser namentlich die Zentralstellen für die geschäftlichen Relationen mit Spanien, jedoch sind diese letzteren nicht sehr ausgedehnt, denn die Hauptverbindungen des Handels führen eben zu dem weit industriereicheren England und Frankreich hinüber.

Was die geistige und gesellschaftliche Stellung der spanischen Kolonie betrifft, so zeigt sich in derselben am klarsten, wie der politische Wahnsinn, der einst im Eskurial herrschte, alle konnationalen verwandtschaftlichen Gefühle ertötet und die Herzen der eigenen Kinder Spaniens für immerdar von sich abgestossen hat. Die heutigen Spanier und die heutigen Argentiner haben denselben Stammbaum; sie reden dieselbe herrliche Sprache; ihre Ahnen hatten einst die gleiche Vergangenheit, die gleiche Zukunft. Was schiene nun natürlicher, als dass der Porteño, wenn er spanischen Boden betritt, sich wie in seiner Heimat fühlen, und dass umgekehrt der Spanier am La Plata in dem grossen nationalen Körper Argentiniens aufgehen sollte? Und doch ist weder das

eine noch das andere der Fall. Das historische Verhältnis, wie es einst bestanden hat, bildet bis auf den heutigen Tag eine Scheidewand zwischen ihnen; der eine kann die Tage seiner Macht, der andere die Tage seiner Sklaverei nicht vergessen, und wenn der Spanier sich gedrückt fühlt auf diesem Boden, über den seine Könige einst das Szepter schwangen, so kann der Porteño seinerseits, wenn er sich in Erinnerungen ergeht, ebenso hitzig, als zu anderen Malen liebenswürdig sein, — und man begreift, dass die Menschen, um solchen unerquicklichen Debatten auszuweichen, lieber auf einen intimern Verkehr verzichten. Auf diese Weise kommt es nicht zu ernsten Reibungen, zu Aktionen — aber Reflexionen werden daraus geboren, die eben für das gegenseitige Verhältnis charakteristisch sind, kurz es ist sozusagen ein Verhältnis latenter Spannung, ein Verhältnis erstarrter Kampfesgefühle. Es ist klar, dass wir hier nur von den vornehmsten denkenden Klassen sprechen, in deren Geistern die Vergangenheit lebendig ist. In jenen Kreisen, in welchen man es mit dem historischen Bewusstsein nicht so genau nimmt, herrscht aus einem andern Grunde eine gewisse Kälte gegen den Spanier, und zwar, weil wie er heute in Argentinien zu finden ist, ihm meist der kongeniale Charakter fehlt, der den Argentiner anzuziehen vermöchte. Denn dieser Spanier von heute hat nicht die liebenswürdige Urbanität, den Witz, den glänzenden Geist des Porteño, und andererseits ist er von dem hohen Ernst und dem ritterlichen Sinn des einstigen Hidalgo nicht minder weit entfernt. Es ist eben, wie wir schon sagten, der Gallego-Charakter, der in der spanischen Kolonie dominiert, hat nicht den Beruf, die Grösse seiner Nation in Tugenden und Thaten zu vertreten. So ist denn die spanische Kolonie im ganzen nicht von jenem Einfluss und Ansehen, das ihr vermöge ihres numerischen Gewichtes eigentlich zukommen sollte. Auf einzelne hervorragende Persönlichkeiten freilich kann sich das nicht beziehen und solcher Persönlichkeiten besitzen die Spanier allerdings in beträchtlicher Anzahl. So ist z. B. gerade der erste und mächtigste Finanzier ein geborener Spanier; er heisst Carabassa. Vor kaum einer Generation kam er als armer Teufel nach Argentinien, heute ist er Dank seinem Genie eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der argentinischen Finanzwelt. Ähnliche dominierende Erscheinungen besitzt die spanische Kolonie

auch auf allen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens, aber wie gesagt, im Ganzen nimmt sie doch nicht jene präponderante Stellung ein, wie die Kolonien der andern rivalisierenden Nationen.

Ganz anders steht es z. B. schon um die französische Kolonie. Einige wenige Ziffern werden mit ihrer kurzangebundenen Beredsamkeit besser, als viele Worte, deutlich machen, was diese Kolonie und ihr Mutterland im Wirtschaftsleben des argentinischen Volkes bedeutet. Die Kolonie ist in ganz Argentinien circa 70 000 Köpfe stark; ihre Zahl in der Metropole des Landes überschreitet 20 000. Die Waren, die sie dem Lande aus Frankreich zuführt bilden 20 % des gesamten Imports; der Export argentinischer Produkte, den sie nach Frankreich lenkt, beträgt mehr als 27 % der gesamten Ausfuhr. Grösser ist nur noch der englische Import, dagegen giebt es in beiden Hemisphären kein Land, welches als Absatzgebiet für argentinische Erzeugnisse die hohe Bedeutung Frankreichs beanspruchen könnte. Es liessen sich noch weitere Ziffernkolonnen zur Illustrierung hierherstellen, aber man begreift wohl schon aus dem Gesagten zur Genüge, dass die Franzosen in Buenos Ayres eine viel respektierte und auch wirklich respektable Macht repräsentieren.

Von den fremden Nationen ist keine dem Porteño so sympathisch, als die französische. Schon in der Art und Weise, wie der Franzose argentinischen Boden betritt, liegt etwas, was den Einheimischen angenehm berühren muss. Andere Einwanderer kommen blutarm, als Gegenstände des Mitleids ins Land, die die Wohlthaten des Einwanderungsgesetzes in Anspruch nehmen müssen — der Franzose kommt meist als Besitzer eines kleinen Kapitals, das ihm wenigstens die freie Berufswahl in der neuen Heimat sichert; und mag man an Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit auch engelgleich sein, so wird man dennoch dem unabhängigen Menschen grössere persönliche Achtung entgegenbringen, als dem Abhängigen. Dieser sucht, weil er nicht anders kann, die erste beste, sei es selbst die primitivste und mühseligste Handlangerarbeit; der Franzose aber kommt als Meister in jenen spezifisch französischen Arbeitszweigen, die einen hohen Grad der Lebensverfeinerung voraussetzen und in denen es ihm niemand gleich thut. Es ist, wenn man durch die Gassen von Buenos Ayres schreitet, sehr bezeichnend, dass je mehr man sich dem Zentrum,

dem Arrondissement des Reichtums sozusagen, nähert, desto häufiger französische Namen über den Läden zu lesen sind, und dass sie umso spärlicher werden, je weiter man sich vom Mittelpunkte entfernt. Die Armut bedarf eben des Franzosen nicht, oder vielmehr, sie kann ihn nicht bezahlen; wenn man Heines berühmten Ausspruch verständig vom Individuum ins allgemeine überträgt, so würde die Variante etwas holperig zwar, aber darum nicht minder richtig lauten können:

Denn ein Recht aufs Fränk'sche, Lump,
Haben die, die etwas haben.

Es ist nicht gar so leicht, eine genaue Übersicht über die französische Arbeit in Buenos Ayres zu geben. Sie ist in der Unzahl ihrer verschiedenen Thätigkeiten ein getreues Abbild der Mannigfaltigkeiten, welche das verfeinerte Leben der Grossstadt gebärt, und wir, die wir keine Statistiker sind, müssen uns darauf beschränken, sie nur in ihren auffallendsten Erscheinungen zu betrachten.

In den prachtvollen Frisiersalons sind es meist Franzosen, die uns mit ihren scharfen Klingen, Schaumwasser und Parfums den barbarischen Anflug benehmen und den Odeur des Kulturmenschen verleihen. Dann kommen die Meister in der Bekleidungskunst, darunter vornehmlich die Schneiderateliers, aus deren geheiligten Hallen wir als vollendete Pariser entlassen werden; auch das blendend weisse Hemd, die tadellose Manchette, der Handschuh von unvergleichlicher Geschmeidigkeit, Hut und Stiefelette, die phantastisch geschlungene Kravatte, die zu beiden Seiten duftige Wolken bildet, oder die Halsbinde, die mit ernster Einfachheit unter dem Kinn hervortritt — es ist alles französisches Produkt. Dabei ist nicht zu vergessen, dass die argentinischen Frauen eine unschätzbare Bundesgenossenschaft ganz und gar im Lager der Franzosen sind. Die Männerwelt kann untreu sein, wie sie sich denn beispielsweise erst in neuester Zeit für englische Inexpressibles zu begeistern angefangen hat. Freilich bleibt sie mit den übrigen Teilen ihres körperlichen Ichs den Franzosen verschrieben, und höchst wahrscheinlich wird sie nach der flüchtigen Liaison mit den grossquadrillierten Hosenstoffen wieder zu den geschmackvolleren französischen Pantalons zurückkehren — aber genug, die Männer sind einmal auf einer Untreue gegen das Pariser Ideal ertappt

worden; die Argentinerin aber ist viel beständiger. Niemals sündigt sie — und geschieht es doch, je nun, so ist es wenigstens nicht gegen das Modeideal von Paris. Es giebt abgesehen von den grossen Importhäusern, hunderte feine Detailgeschäfte in Buenos Ayres, die blos dem Toilettenluxus dienen; die feinen Gewebe, Tuch, Spitzen, Seidenstoffe, die in diesen Geschäften verarbeitet werden, betragen allein an 8 Prozent der Gesamteinfuhr. Aber in diesen Geschäften sind auch gemachte Kleider aufgestappelt, sie führen Hüte, Strohhüte, Bänder und Bändchen, deren Bestimmung niemand kennt, wer nicht weiblichen Geschlechts ist, sie führen gebrechliche Sonnenschirme und Fächer, hinter denen ein Frauenantlitz so artig lächelt, Mousselin- und Tüllwolken und unzähliges anderes Nichts, das wie ein leichter Duft aussieht und so heidenmässig viel Geld kostet — und all' dieses wundersame Nichts, das unsere Frauen so schön, aber auch so kostspielig macht, kommt aus Frankreich. Wir sind aber nicht fertig; diese „Welt des schönen Nichts“ ist ungeheuer ausgedehnt; es wimmelt in ihr von hunderttausend Kleinigkeiten wie von Infusorien in einem Wassertropfen. Haben wir schon vom zierlichen Portemonnaie gesprochen? Vom Uhrband neuester Façon, vom Album, von der Kamee, die vor die Brust gesteckt wird, vom goldenen Crayon und dem Briefpapier mit schelmischer Vignette, vom Spazierstock mit dem Figurinenaufsatz aus getriebenem Silber — von all' diesen Sachen und Sächelchen, diesen zierlichen Einfällen und närrischen Spielen des rastlos beweglichen Pariserischen Erfindungsgeistes? Unser Atem ist rascher zu Ende, als die Reihe dieser Erzeugnisse. Auch die herrlichen Gold- und Silberarbeiten, die uns im Haus des Porteño blenden, die Juwelen, sowie überhaupt alles, was echter Schmuck ist, wird meist aus Frankreich herübergebracht. Ferner umfasst dieser Luxus auch den Bedarf des Wohnhauses im allgemeinen, dann Uhren, Porzellan- und Glaswaren, kostbare Gewebe, mit denen man die Wohnräume schmückt, edel stylisierte Möbel, Staatskutschen und Prunkkarossen und tausend anderes, was hierher einschlägt. Wir wollen aber nicht allzusehr ins Detail eingehen. Einige drastische Beispiele für hundert ihresgleichen: Sogar wenn er isst oder trinkt, ist zehn gegen fünf zu wetten, dass der Porteño dem Franzosen tributär ist. Denn speist er in einem der feineren Hôtels oder Restaurants, so ist

entweder der Wirt oder der Koch ein Franzose, und unter allen Umständen ist der Liqueur, der ihm serviert wird, aus dem Lande des Qui und des Oc, und der Wein ist auf den Geländen von Bordeaux gewachsen und in den Kellern von Rheims gekeltert. Ja, mehr als zwei Drittel des Weinkonsums in Argentinien wird von Frankreich gedeckt! Weil wir vom Magen sprechen, der der Herd des Lebens ist, sei auch an den Tod erinnert; wenn sich ein Einwohner von Buenos Ayres eine Kugel durch den Kopf jagt, darf man ruhig niederschreiben, dass er sich mit einer französischen Waffe den Tod gegeben hat, denn was an Waffen verkauft wird, ist fast ausschliesslich französisches oder belgisches Erzeugnis. Es giebt prachtvolle Waffenhandlungen, die ausnahmslos brillante Geschäfte machen, denn sind schon die Lieferungen für die Armee sehr beträchtlich, so ist der private Kundenkreis ein noch viel ausgedehnterer — begreiflich bei einer Bevölkerung, die für alle ritterlichen Künste schwärmt, und wo der Mann von früher Jugend auf zur Führung des Degens und der Pistole erzogen wird. Ja, man kann hier unten nicht nur durch das Modebedürfnis der Frauen reich werden, auch die Bedürfnisse und Leidenschaften des stärkeren Geschlechtes sind Fundgruben des Reichtums. Für ein Nichts, für zierlichen Dunst, für blossen Rauch tauschen diese findigen Franzosen ungeheure Summen ein — auch für blossen Rauch; das Wort ist buchstäblich zu nehmen. Sie haben die in Argentinien selbst betriebene Cigarettenfabrikation förmlich monopolisiert, und man muss wissen, dass in mancher dieser Fabriken an hundert Arbeiter Beschäftigung finden!

Laboulaye sprach nur von den Vereinigten Staaten; aber man sieht, dass das „Paris en Amérique“ auch im Süden etwas zu bedeuten hat. „Paris am La Platastrom“ ist eine Grossmacht ersten Ranges. Man wird nun fragen: wie ist dies zugegangen, wie war es möglich, dass die französische Kolonie in unglaublich kurzer Zeit einen solchen Aufschwung gewinnen und das Land förmlich erobern konnte? Das sind Fragen, deren Beantwortung sich nicht auf unanfechtbare dokumentarische Belege stützen lässt. Wir können nicht den Lauf der Zivilisation Station für Station zurückverfolgen, wir wissen nicht einmal den Namen des ersten französischen Ansiedlers in Buenos Ayres. Vielleicht war es kein genialer Mann, vielleicht war es nur ein Friseur, ein schlauer Wein-

spekulant, ein Koch, der mit seiner Kunst, pikante Sauçen zu bereiten, aus dem Vaterlande Voltairs an Argentiniens Küste verschlagen wurde. Aber gleichviel; dieser Erste, dessen Angedenken in der Geschichte spurlos untergegangen ist, hat für Argentinien dieselbe Bedeutung, wie jenes Treibholz oder das Binsenkraut, das westwärts kommend, von Christoforo Kolombo erblickt wurde. Kolumbus erkannte es als Zeichen einer neuen, unentdeckten Welt, und die Franzosen folgten ihrem ersten Vormann zu Tausenden nach Argentinien. Aber wenn man die Geschichte der Franzosen in der südlichen Konföderation voll begreifen will, ist es auch notwendig, auf eine überaus merkwürdige Erscheinung zu achten, welche, wie mir scheint, bisher nicht genügend gewürdigt wurde. Wenn man die Geschichte der französischen Kolonisationsbestrebungen durchnimmt, so wird man finden, dass die Franzosen gewöhnlich dort, wo sie als die ersten erschienen, nicht viel Glück hatten, dass aber dort, wo andere ihnen bereits vorgearbeitet hatten, ihr Einfluss unaufhaltsam Fortschritte machte und von segensreichen Folgen begleitet war. Es fehlt ihnen die glückliche Anpassungsfähigkeit des Engländers, der alles ist, was die Situation des Augenblicks von ihm verlangt, der heute mit dem Indianer auf die Jagd geht, morgen bei einem Reisgericht chinesischen Patriotismus heuchelt, übermorgen den Urwald ausrottet und den Boden für die Kultur abringt. Kurz, der Franzose versteht es nicht, sich mit dem Barbaren zu vertragen — wo er nicht Franzose bleiben kann, dort kann er überhaupt nicht existieren. Erst dort entfaltet sich sein gewinnendes Talent, wo er, Er selbst sein darf, wo er nicht seiner Sitte und Lebensart entsagen muss und wo die Geister bereits vorbereitet sind für die verfeinerten Künste seines Seins und Denkens. Mit einem Worte: die Franzosen kolonisieren schlecht, aber sie zivilisieren ausgezeichnet. Dieses letztere ist in Argentinien in ganz hervorragendem Masse der Fall. Als die Aufmerksamkeit der Franzosen sich auf die La Platastaaten zu lenken begann, da war durch die fortgesetzte Berührung mit Engländern und Italienern der Geist des Porteño bereits fruchtbar gemacht worden für die grossen weltumspannenden Ideen des Jahrhunderts. Wir sagen mit grosser Überlegung: sein Geist war fruchtbar gemacht worden — denn befruchtet war er noch nicht, noch waren diese Ideen nicht ausgestreut

und in Blüte. Vielmehr stand es zu Ende der vierziger Jahre nur erst so, dass der wirtschaftliche und kulturelle Geist in Argentinien in trübseligstem Schlummer darniederlag. Die Spanier hatten, als sie aus dem Lande geflüchtet waren, nichts als Elend und Zerrüttung zurückgelassen, und Engländer und Italiener — die ersten Kolonisten — kamen mit nichts, als mit selbstsüchtigen Herzen, hungrigen Mägen und leeren Taschen von Sonnenaufgang hergezogen. Unter diesen Bedingungen wäre die Republik noch lange in der Nacht der Halbbarbarei verblieben, wenn nicht endlich die Franzosen gekommen wären, und mit ihnen der Einfluss einer wohlthätigen, triebkräftigen Kulturmacht. Es mag hyperbolisch klingen — wie denn jede Antithese durch scharfe Form der Fassung an Übertreibung zu leiden scheint — und darum bleibt es doch wahr, dass Argentinien im Grunde dreimal entdeckt wurde: das erstemal von den Spaniern für ihre Herrschsucht, das zweitemal von Engländern und Italienern für ihre Habgier, und dann erst, das drittemal, von den Franzosen für Licht, Gesittung und Wissen, für die grosse menschliche Kultur.

Die deutschen Leser sind einsichtig genug, um zu begreifen, dass es sich hier um Dinge handelt, bei denen man nicht nach Sympathien oder Antipathien urteilen kann; es fällt mir nicht ein, alles Französische um jeden Preis in den Himmel erheben zu wollen. Mir gellt der skandalöse Lärm, den das von der Seine her importierte Cri-Cri gemacht hat, wahrhaftig noch in den Ohren; ein Gefühl der Bitterkeit überkommt mich, wenn ich sehe, wie die so schöne und gute Argentinerin ihre natürliche Reinheit durch die Lektüre der naturalistischen . . . . . -Litteratur vergiftet, und wer weiss es nicht, dass die Sirenen, die die Carnevals — öffentliche Maskenbälle — quasi zu Toleranzhäusern gestalten, sich ebenfalls zum grossen Teil aus Frankreich rekrutieren? Aber die Erwähnung dieser Dinge ist ein Argument, gut genug für ein Kneiplokal, wo die Mitternachtsstunde die abstrusesten Albernheiten, die ein erhitzter Kopf aussprechen mag, entschuldigt. In der Welt, in der man fühlt, denkt und rechnet, in der Welt, in welcher sich die Geschicke der Völker entscheiden, weiss man es, dass die Repräsentation Frankreichs in den höchsten Sphären menschlicher Thätigkeit zu suchen ist, und dies trifft auch bei den südamerikanischen Franzosen vollkommen zu.

Es giebt am La Plata in Wahrheit eine französische Gesellschaft im besten Sinne dieses Wortes. Bei ihr ist Fleiss, Reichtum, Geschmack, Bildung und Wissen zu Hause; sie besitzt alles, was den Porteño zu lebhaftester Sympathie hinreissen muss. Ihr Hauptkontingent stammt aus dem Süden Frankreichs. Man kennt den viven Charakter des Volkes, das in diesen gottgesegneten Provinzen geboren wird. Von vielen Schriftstellern geschildert ist der Charakter des Südfranzosen, diese merkwürdigste Hervorbringung einer üppigen Natur, doch niemals ganz ausgesungen worden. Aus geheimnisvoller Tiefe wachsen ihm stets neue Kräfte zu; betrachtet man ihn und glaubt ihn bereits zu kennen, so taucht er plötzlich in einer neuen Gestalt, mit einer neuen freundlichen Überraschung vor uns empor. Welch eine schöne Geschichte hat doch Frankreichs Süden, die Heimat der Romantik aufzuweisen! Von ihm zogen die Troubadours aus, hier stand die Wiege der grossen Redner der französischen Revolution, hier ist auch Tartarin von Tarascon zu Hause mit seiner rührenden Naivetät, seiner köstlichen Phantasie, seinen ergötzlichen Abenteuern, die die Welt mit heiterem Gelächter erfüllten. Ich sage, es ist schwer, den Südfranzosen in der blitzartigen Veränderlichkeit seines Wesens zu schildern. Er ist heiter und naiv, er ist ernst und pathetisch, er ist unpraktisch bis zum idealen Dichten — und plötzlich wendet er um und stürzt sich mit göttlicher Energie auf einen Zweck, wie ihn praktischer selbst der nüchterne Engländer nicht aufzuspüren und aufzustellen vermag. So ist der Südfranzose. Man muss sich dies gegenwärtig halten, um seine ungeheuren Erfolge in Argentinien und namentlich seinen Einfluss auf den Porteño zu verstehen. Heute, in der Ära des Welthandels, ist er ein Weltbürger, wie er zu anderen Zeiten ein religiöser Schwärmer oder ein Poët war, man findet ihn überall, wohin die Kultur ihren Fuss setzt.

Und wo er ist, dort legt er den Geistern die goldenen Fesseln an, die Frankreich kraft seines Fleisses, seines Geschmacks und seines Geistes für die Welt schmiedet. Wir reden nicht mehr von Dingen, die sich in Pfunden abwägen oder durch Münzen ausdrücken lassen; wir sprechen von der geistigen Währung. Es ist etwas Kongeniales in den beiden Charakteren, dem des Porteño und dem des Franzosen; vielleicht verhalten sie sich

zu einander wie Schüler zu Meister, und dies nicht etwa bloss auf dem Gebiete der Genussphilosophie, sondern in allen Dingen des menschlichen Lebens. Was das Leben und Geniessen anbelangt, so ist darin die unmittelbare Wirkung, die von den Franzosen ausgeht, allerdings am deutlichsten sichtbar. Das ist aber nur natürlich. Die französische Kolonie bildet einen imposanten, festgeschlossenen Körper mit einem eigenen, ausgesprochenen Charakter und einem reich bewegten Leben, dessen starke Schwingungen sich notwendig den anderen mitteilen müssen. Es fällt ihnen nicht ein, schüchtern im Winkel bleiben zu wollen; sie richten sich vielmehr häuslich ein, ganz wie auf französischer Erde. Sie entsagen nicht ihrer Sprache, ihrem Nationalgefühl, ihrem ausserordentlichen Selbstbewusstsein, und jeder Tag hört ihre stolze Predigt von der unerreichbaren Grösse der grande nation. Man nennt die Franzosen um dieser Eigenschaften willen oft Blagueurs — nun, hier unten wenigstens erbringen sie den lebendigen Beweis, dass sie ein kluges und ritterliches Volk sind, bei welchem Anmut, Sitte und guter Geschmack nicht weniger, wie Geschäftsgeist und Thatkraft zu Hause sind. Haben sie gearbeitet, so leben sie auch, wie sie in Paris leben würden; haben sie gerechnet, so wissen sie das Erworbene auch zu verwenden. Dem Franzosen ist die Mode nicht — wie das Opium dem Engländer — ein blosser Handelsartikel, den man nur der fremden Albernheit aufzuhalsen trachtet; nein, sondern er kleidet sich auch selbst nach der Mode. Der Genuese, der Würste verkauft, erinnert nicht an Rafael, der Baske, der hinter seiner Kuh herläuft, nicht an Cervantes — aber selbst am La Plata hat der Franzose jenes je ne sais quoi in sich, das uns in den Schilderungen des alten französischen Edelmanns so eigentümlich berührt, eine Form der Bewegungen, ein Timbre der Stimme, einen Charakter der Handlungen, der die Persönlichkeit aus dem Geschlecht der Dutzendmenschen heraushebt und gewissermassen die irdische Schwere von ihr abstreift. Die gewöhnliche kaufmännische Glätte ist es nicht, sondern es ist von echterer Natur. Man kann diesen spezifisch französischen Zug am besten studieren, wenn man das Glück hat, in ein französisches Haus Zutritt zu erhalten. Man beobachte z. B. die Französin in ihrem Hause oder auf der Strasse; du siehst dann nicht mehr die Geschäftsfrau, die dir im Laden mit dem süsslichen Lächeln und den interessierten

Seitenblicken entgegengekommen ist, sondern sie ist nun ganz die Dame von Welt, die Frau von Geist, und besuchst du sie in ihrer Theaterloge, so wird sie dir durch die Pracht ihrer Toilette, durch ihren würdevollen Anstand und den Witz, der aus ihren Augen sprüht, einer jener Herzoginnen zu gleichen scheinen, die in Paris angebetet werden. Alle diese Umstände zusammengenommen führen zu sehr bedeutsamen Resultaten. Der Franzose, der aus Europa kommt, findet bei seiner Kolonie in allen Fällen die mächtigste Förderung und Unterstützung, und er findet Lebensbedingungen vor, die ihn an Buenos Ayres fesseln und die Sehnsucht nach der Heimat abdämpfen und einschläfern. Seine Sprache ist ein Talisman, der ihm alle Pforten erschliesst; sein Handwerk hat einen goldenen Boden; seine freie Zeit kann er in der hoch entwickelten Gesellschaft seiner Konnationalen, in dem französischen Theater, in welchem fast das ganze Jahr hindurch Komödie gespielt wird, oder in französischen Klubs verbringen. Die Abende dieser Klubs sind der Sammelpunkt für die vornehmste Gesellschaft der Metropole; die Geschicktheit, mit der sie arrangiert, der distinguierte Glanz, der hier entfaltet wird, Frauenschönheit und vornehmer Ton bringen den Porteño in Ekstase, und an solchen Abenden giebt es jedesmal fast ebensoviel argentinisches wie französisches Publikum. Und all' dies beweist — und das mag namentlich nicht ohne Nutzen für die Deutschen gesagt sein — dass sich äusserer Schliff und kluger Geschäftsgeist durchaus nicht ausschliessen, und dass die Bewunderung, welche die Franzosen wegen ihrer gesellschaftlichen Tugenden seitens der Porteños geniessen, auch auf anderem Gebiete ihre reichlichen Früchte trägt.

Noch ein kleiner Federstrich sei hier hinzugefügt, um das Verhältnis der Franzosen zu den andern europäischen Kolonien zu charakterisieren. Wir müssen nicht erst des weitern erörtern, welche Momente hier bestimmend wirken; Annäherung und Entfernung richten sich hier wie überall einerseits nach nationalen Strömungen und andererseits nach dem Grade der wirtschaftlichen Konkurrenz. Mit diesen Worten ist alles gesagt, und der Leser wird wissen, dass je nach dem politischen Wind, der in Europa weht, die französischen Journale in Buenos Ayres bald mit den deutschen, bald mit den italienischen Blättern plänkeln. Die so oder so geartete Stimmung kommt denn auch manchmal zum hör-

baren Ausdruck; denn die Franzosen, diese unerreichten Meister in jeder Art der Scenierungskunst, verstehen es auch, ihre Nationalfeste mit grösstem Prunk und Pomp zu begehen; es giebt dann pompöse Strassenaufzüge mit schmetternden Fanfaren, wallenden Bannern und rauschender Musik; in einem öffentlichen Garten, der einem reichen französischen Bierbrauer gehört, folgt dann, verbunden mit Lotterie und Tombola, die für wohlthätige oder rein nationale Zwecke bedeutende Summen abwerfen, ein Bankett — die Klänge der Marseillaise brausen durch die Lüfte — das Vive la République überdonnert das jubelnde Schmettern der Trompeten — die Geister der gefallenen Helden werden citiert, und der Geist der Zukunft wird beschworen, das Heiligtum der nationalen Ehre zu hüten, zu wahren und zu rächen — und was alles Sonstige anbelangt, so weiss man ja im Norden wie im Süden sowohl, dass der mutigste Soldat nicht so tapfer, der genialste General nicht so geschickt im Gewinnen der Schlachten ist, als . . . ein Bankettredner. Glücklicherweise sind aber Zeitungsschlachten und Bankettkriege harmloser Natur, und da man hier unten ganz gut einsieht, dass das Schicksal Elsass-Lothringens und Savoyens nicht von dem Ufer des silbernen Stromes aus bestimmt werden kann, so folgt auf jeden dieser Eintags-Kriege gleich wieder ein ganz freundlicher Waffenstillstand, während dessen die blutdürstigen Parteien oft von Familie zu Familie behaglich mit einander verkehren und in ökonomischer oder gesellschaftlicher Beziehung einander aufs zuvorkommendste unterstützen. So sind Deutsche und Italiener nicht nur fleissige Gäste in der französischen Operette oder in französischen Wohlthätigkeitsakademien, sondern vielfach auch sehr willkommene Besucher in französischen Häusern. Man darf eben nicht glauben, dass Chauvinisten und Hetzer wirklich schon überall allmächtig geworden sind; jedermann hat einmal eine Periode der blinden Leidenschaft, aber auf fremdem Boden neben einandergestellt lernen die Vertreter der Nationen einer in dem andern auch den persönlichen Wert kennen und schätzen, und niemals kann dann die Stimme des Patriotismus so überwältigend sein, dass sie die Stimme der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit zu übertäuben vermöchte. Anderwärts, wo Deutsche und Franzosen neben einander wohnen, sollen die nationalen Leidenschaften traurige Exzesse zu Tage geördert haben; ich habe gelesen, dass da und dort wahre Buben-

stücke verübt, dass Fensterscheiben eingeschlagen, schutzlose Personen angefallen und insultiert wurden. Nun ich bin glücklich versichern zu können, dass sich derlei in Buenos Ayres nicht ereignet hat.

Lärmen, Toben und Pflastersteine beweisen eben nichts für die Tiefe einer Leidenschaft, und wer gut hinzuhorchen versteht, dem wird nicht verschlossen bleiben, dass die ernsteren Bewegungen und Reibungen sich auf anderem Terrain, und auf diesem weit geräuschloser und unmerklicher vollziehen. Dieses Terrain sind die wirtschaftlichen Interessen, und hier ist auch am Ende das unbehagliche Gefühl, mit welchem die andern Kolonien auf die mächtige französische Konkurrenz blicken, sowie andererseits die Eifersucht zu begreifen, mit welcher die Franzosen ihre bedeutende Position zu wahren und zu befestigen suchen. Um die Energie zu kennzeichnen, welche die letzeren dabei entwickeln, will ich nur daran erinnern, dass die französische Kaufmannschaft in allem Ernst das Projekt erwägt, in Buenos Ayres eine eigene französische Handelskammer zu begründen. Was ist weiter daran, wird die schöne Leserin enttäuscht fragen, was hat denn solch eine Handelskammer zu bedeuten? Aber das wäre gerade so, als ob ein Mann — man verzeihe den Vergleich — respektlos fragen wollte, ob nicht Kochbuch und Modejournal ein Unsinn seien. In der Handelskammer wächst kein Getreide, dreht sich kein Maschinenrad, ist kein Webstuhl in Bewegung, die Handelskammer befrachtet keine Schiffe und bringt keine Waren aus der Fremde, gerade so wie das Modejournal noch keine Schneiderin und das Kochbuch noch keine Köchin ist. Wohl aber liefert sie für den Kaufmann das grosse Rezeptierbuch für seine grossen und schwierigen Konjunkturen, sie ist der Helfer und Berater, den er nicht entbehren kann, der Korporal, der ihn einexerziert, der Marschall, der ihn in die Schlacht führt. Eine französische Handelskammer würde durch die Unzahl von Erfahrungen, die sie jedem einzelnen zur Verfügung stellen könnte, durch ihre imponierenden Platz- Personen- und Sachkenntnisse, die sie notwendig besässe, durch die Kräfte, die in ihr zusammenfliessen würden, solch eine Macht repräsentieren, dass sie an Einfluss und Wirksamkeit die vornehmsten Geld- und Bankinstitute von Buenos Ayres erreichen müsste. Nun ist zu bedenken, dass die Franzosen,

bei dem einheitlichen nationalen Geist, der sie erfüllt, eine aufs Tapet gebrachte gesunde Idee auch mit dem Aufwand aller Kräfte durchzuführen pflegen, und es ist demnach begreiflich, dass schon der blosse Plan der Errichtung einer Handelskammer die Kaufmannschaft der übrigen Nationen in lebhafteste Emotion versetzt hat. Von diesem Plan her datiert eine stille Revolution, in welcher sich verschiedene lokalpolitische und lokalökonomische Strömungen geltend machten, und alle Kolonien beschäftigten sich plötzlich mit der Frage, wie ein dauerndes Gleichgewichtsverhältnis herzustellen wäre. Es ist klar, was dies sagen will. Seit Macchiavelli bis auf den heutigen Tag ist immer dann am eifrigsten von der Notwendigkeit eines konstanten Gleichgewichtes gesprochen worden, wenn jeder einzelne mit dem vorhandenen Kräftesystem unzufrieden sich gegen den Zwang des Bestehenden aufbäumte und über die Grenzen des status quo hinauszugreifen bemühte. Die Ufer des La Plata sind der Rendez-vous-Platz geworden für die mächtigsten europäischen Nationen, und wenn wir das Wort Kultur richtig verstehen, so sind diese Völker eben dadurch zu Kulturnationen geworden, weil sie, einem idealeren Triebe folgend, rastlos einander in der Ausbildung des menschlichen Geistes, in der Herstellung der Bedingungen für ein besseres und verfeinertes Leben und in der Urbarmachung verödeter Länderstrecken zu überflügeln suchen.

Doch um diesen Wettkampf der Europäer am La Plata mit einiger Genauigkeit zu verfolgen, erscheint es nun notwendig, dass wir auch die englische und die deutsche Kolonie betrachten, die Angelsachsen und die Allemannen, die alten und die jungen Germanen, die dem Norden Amerikas seine Bevölkerung gegeben haben, und deren blonde Häupter nun auch immer häufiger unter dem Kreuze des Südens auftauchen.

Indessen ist dieses Wort „auftauchen“ nicht ganz am Platze — wenigstens passt es nicht auf die Engländer. Denn ob auch jemand unbewandert sei in den ethnographischen Verhältnissen der Länder und Staaten, so ist es doch schier unmöglich, dass er an der . . . sagen wir es trocken heraus: an der Allgegenwart der Engländer zweifle. Man findet sie auf allen Alpengletschern, man findet sie im Eis und Schnee der nördlichen Polargegenden wie unter der Sonne von Sorrent, auf einem wüsten Felseneiland

im Meere so gut wie in den fruchtbaren Donsteppen Russlands — und wie sollten sie erst in einem Küstenlande nicht zu treffen sein, wo die Wogen des Ozeans förmlich die Schwellen bespülen, wo Mast an Mast im Hafen sich drängt und der Welthandel seine Zelte aufgeschlagen hat? Wenn man ein kühnes Wort riskieren will, so könnte man fast behaupten, dass die Geschichte der Kultur in Argentinien mit den Worten eingeleitet werden sollte: im Anfang war England und Spanien — England der Himmel, Spanien die Hölle, England die Quelle des Guten, Spanien des Bösen, das aus Europa nach Argentinien kam. Von der iberischen Halbinsel kam die Gewaltherrschaft, das Satrapentum, die Unterdrückung aller persönlichen Thätigkeit, die Missachtung alles persönlichen Wertes — von den brittischen Inseln brachten die schlauen Händler im Wege des Schmuggels oder des erlaubten Handels, je nachdem, das erste moderne Fabrikat, die erste Maschine, die erste Zeitung, die von der Revolution der Geister in Europa, das erste Buch, das von den Grundsätzen der freien Volksherrschaft erzählte. Auch Pulver und Blei, Lanzen und Schwerter, womit die Argentiner ihren Freiheitskampf gegen die Heere des Escurial führten, kamen aus England; aber freilich, John Bull, der solchermassen als Messias der Freiheit erschien, war schon damals, was er heute ist: ein ungemein praktischer Messias, der sich die Wohlthaten, die er dem Menschengeschlechte erwies, recht teuer bezahlen liess, und zwar meist mit gutem Bargeld, denn auf den Heldenmut und den idealen Freiheitssinn kreditierte er zu allen Zeiten nur ungern und blutwenig. Item, die Engländer machten am La Plata ausgezeichnete Geschäfte; ihre Schiffe brachten nach Argentinien Kohle, Eisen, Maschinen, Tuch und Leinenwaren und hundert andere Artikel, und kehrten mit argentinischen Produkten, als Wolle, Häute u. s. w., die sie spottwohlfeil erstanden hatten, nach Europa wieder zurück. Im Laufe der Zeit hat aber das schier allmächtige Handelsmonopol der Engländer beträchtliche Verminderungen erfahren, indem Italiener und Franzosen ihre Thätigkeitssphäre immer weiter über grosse und einträgliche Zweige des Handels und der Gewerbe ausgedehnt haben. Allein die englische Zähigkeit hat bis auf den heutigen Tag alle Stösse auszuhalten vermocht. Sind die Franzosen rasch, so sind es die Engländer noch mehr; brillieren jene durch erfin-

derischen Geist und Unternehmungen voller Energie, so haben die Engländer doch noch immer den Vorsprung, den jene voraus hatten, wieder zurückgewonnen und sich neuerlich an die Tête gesetzt. Es ist ein eigenartiges und fesselndes Schauspiel, den englischen Löwen in diesem ratlosen Kampfe zu beobachten. Jeder fremde Erfolg ist ihm wie ein Sporn, der ihn zur Anspannung seiner Riesensehnen aufreizt, und alle Schlappen, die er erleidet, sind zuletzt nichts anderes, als Herolde seines neuen gewissen Sieges. Auf einem Punkte geschlagen erscheint er in hundert anderen Positionen wieder, und während die Gegner sich anstrengen, auch diese Wälle zu erstürmen, hat er bereits in aller Stille neue mächtige Verteidigungslinien errichtet. So wird er, wenn er einen Posten zu räumen scheint, zu einem umso gefährlicheren Feinde, und wenn die Gegner eben mit Gefühlen des Triumphes in das eroberte Gebiet einzuziehen sich anschicken, sehen sie plötzlich ein zuvor nie dagewesenes gewaltiges Werk vor sich, das von dem englischen Genie aus dem Nichts geschaffen, aus dem Erdboden herausgestampft wurde — von jenem englischen Genie, vor dem sich alle Nationen beugen müssen. Wenn man von den Verlusten sprechen will, die die Engländer infolge fremder Konkurrenz in Buenos Ayres erlitten haben, so scheint mir dies nicht nur falsch, nein, es scheint mir komisch zu sein, ebenso komisch, wie das Mitleid, welches ein braves kleines Mädchen einmal für Zeus' Adler äusserte. Es stand vor der Statue des Prometheus, dem Jupiters Adler die Leber aushackte, und als ihm der Vorgang erklärt wurde, sagte das gutherzige Kind: „Armer Adler, muss der täglich Leber essen . . .“ Die armen Engländer, müssen auch die Leber essen! . . Aber wir können uns beruhigen, denn sie verstehen es wenigstens sich die Leber auf tausend verschiedene Weise zuzubereiten. Als die Erzeugnisse des französischen und italienischen Handwerks Eingang nach Argentinien fanden, begannen die Engländer mit ihren billigeren Fabrikaten den Markt in den La Platastaaten zu überschwemmen; als jene dieses Beispiel nachahmten, importierten die Engländer ihre Maschinen zur Verarbeitung der Rohstoffe an Ort und Stelle; als sie auch damit Nachahmer zu finden begannen, warfen sie sich nebenbei auf die Kolonisation des La Plata-Hinterlandes; sie bevölkerten die Ackerbau- und Viehzuchtkolonien bis zum Rio Negro hinunter und im Westen bis

an die Anden mit ihren zähen Irländern, und gründeten Aktiengesellschaften zur Exploitation der metallreichen westlichen Provinzen. Freilich, bei diesen letzteren Bemühungen war der Erfolg nicht rasch zur Stelle, aber das hat nichts zu bedeuten, denn der Engländer ist es nicht gewohnt, seine Kraft auf einen Punkt zu verrennen, und diese Kolonisations- und Bergwerksunternehmungen absorbierten auch nur den allergeringsten Teil seiner Kraft. Wenn John Bulls Gehirn einmal arbeitet, so konzipiert es Pläne von imposanter Macht. Sie stellten Schifffahrtsverbindungen auf dem La Plata her; sie begannen das Kotmeer, auf welchem Buenos Ayres steht, mit einem anständigen Strassennetz zu überspinnen; sie errichteten Gaswerke, elektrische und telephonische Installationen, bauten ein Tramwaynetz aus, dessen Ausdehnung und Betriebsmittel die Pferdebahnen der grössten europäischen Städte in Schatten stellen, und nahmen jene gigantischen Eisenbahnbauten in Angriff, durch welche heute schon ungeheure Länderstrecken der Kultur erschlossen sind, und deren völlige Herstellung sicherlich einst solche Folgen haben wird, dass man dieses Riesenwerk mutiger Kapitalisten und genialer Ingenieure sicherlich einst gleich den Pacificlinien des Nordens unter den schönsten Grossthaten des Jahrhunderts nennen wird. Wir wollen übrigens einige Ziffern anführen, aus denen der Leser auf die Riesensummen schliessen mag, welche die Engländer in Buenos Ayres sowie im Lande überhaupt investiert haben. Nehmen wir die Tramwayunternehmungen, und zwar bloss jene, welche sich in der Hauptstadt befinden. Es sind ihrer fünf Gesellschaften, von welchen die eine ausschliesslich mit englischem Gelde arbeitet, während die übrigen mehr oder weniger von den Engländern beeinflusst werden. Diese fünf Gesellschaften also haben der Metropole mehr als 150 Kilometer Tramwaylinien zum Geschenk gemacht! Weiss der geneigte Leser auch, was das sagen will? Weiss er, dass in dem grossen Paris bloss 80, dass in ganz England mitsamt seinem London und Liverpool, Manchester, Glasgow und Birmingham, dass also in dem Zentralsitz der europäischen Fabriksthätigkeit, in der Werkstätte, aus welcher die ganze Erde Fabrikate holt, bloss 600 Kilometer Pferdebahnen im Betriebe sind? Die Anzahl der Passagiere, welche im Jahre 1884 von den Tramways in Buenos Ayres befördert wurden, beträgt

27 604 779; die Passage im Durchschnitt zu 40 Centimes gerechnet, ergiebt sich eine Bruttoeinnahme von 9 041 911 $^{60}/_{100}$ Francs. Weiter: seit 1881 sind in Buenos Ayres zwei Telephongesellschaften etabliert; was ist nun innerhalb dieser Zeit geschehen? Folgendes: die Gesellschaft hat die Anzahl ihrer Bediensteten verfünfzigfacht; 29 öffentliche Stationen wurden dem Publikum zum Gebrauch übergeben, kein öffentliches Amt, kein Bankbureau, kein kaufmännischer Laden von einigem Rang, kein Hôtel, das auf Beachtung Anspruch macht, existiert in der Stadt, dessen Name nicht auf der Abonnentenliste der Telephongesellschaften zu finden wäre, und die Länge der telephonischen Leitungen beträgt heute bereits die exorbitante Zahl von mehr als 280 deutschen Meilen! Die Bedeutung dieses gigantischen Verkehrs wird übrigens am besten aus folgender Zusammenstellung sichtbar, die wir Francisco Latzinas vortrefflicher Statistik entnehmen:

In	London	kommt	1	Abonnent	auf	je	2375	Einwohner
„	Berlin	„	„	„	„	„	1930	„
„	Wien	„	„	„	„	„	1179	„
„	Paris	„	„	„	„	„	865	„
„	Buenos Ayres	„	„	„	„	„	173	„

Schliesslich noch ein Blick auf die Eisenbahnen. Im Betrieb sind gegenwärtig 2780 Kilometer Eisenbahnen; die Länge der projektierten und teilweise schon im Bau begriffenen Linien dürfte ebensoviel betragen. In der Provinz Buenos Ayres allein wurden zu Ende 1883 über 1000 Kilometer befahren. Dieser Schienenverkehr hatte für die Aktionäre ein durchschnittliches Erträgnis von 7.47 %, ja die Südbahn und Ostbahn verzinsten ihre Kapitalien mit 9 $^{1}/_{2}$ und 9 %; das Kapital, welches in diesem ungeheuren Schienenkomplex steckt, beträgt rund 170 Millionen deutsche Mark. Mit welchen Mitteln nun hat die Republik dieses Schienennetz ausgebaut? Die Antwort lautet: mit englischem Gelde, oder doch mit dem Kredit, den die Engländer gewährt haben, mit Hilfe der englischen Ingenieure, die die Pläne entworfen, die Strecken traciert, die Arbeiten geleitet haben, mit Hilfe der englischen Waggonfabriken, Maschinenanstalten und Eisengewerke, die das Schienenmateriale, Lokomotiven und den ganzen kolossalen Wagenpark beigestellt haben, mit Hilfe der englischen Grosslieferanten, welche bis auf den heutigen Tag fast

allein und ausschliesslich den Kohlenbedarf Argentiniens decken, und — last not least, mit Hilfe der allmächtigen englischen Finanzkräfte, welche zum Bau der von der Republik oder von den Provinzialregierungen ausgeführten Bahnen der Nation Kredit gewährten, und ihr jedesmal, wenn sie als Anlehenswerberin erschien, die schweren Goldtruhen des Londoner Marktes erschlossen. Von daher sowie übrigens auch von andern Gelegenheiten ist die südliche Konföderation sehr bedeutend in der Schuld der Engländer, und man kann ruhig annehmen, dass mehr als zwei Drittel der gesamten Staatsschuldtitel im Besitze von Londoner Portefeuilles sich befinden. Wir müssen aber an dieser Stelle konstatieren, dass wiewohl die argentinische Gesellschaft unter sich die Welt ist, in der man gern schuldig bleibt, dennoch der Staat als solcher seinen Verpflichtungen in London und Paris mit der strengsten Genauigkeit nachkommt. Es giebt dafür einen ganz eigenartigen Beweis, der vielleicht eine beredtere Sprache führt, als ein buchmässiger Auszug oder als die Rede eines Abgeordneten. Diesen Beweis liefert das alljährlich in der London City, im Mansionhouse, stattfindende Lordmayorsbankett. Bei diesem Feste ist in den letzten Jahrzehnten jedesmal auch der Gesandte der jungen argentinischen Republik als hervorragender Ehrengast eingeladen und begrüsst worden; den Gesandten anderer südamerikanischen Staaten, die ihre Staatsschulden mit ebensoviel Vorliebe als Talent — nicht bezahlen, bleibt seit einer Reihe von Jahren die Einladung zum grossen Feste der Londoner Bürgerschaft ganz rücksichtslos verweigert. Man könnte, das prächtige Studentenlied parodierend, sagen:

In London City, im Mansionhouse,
Wird kein Gesandter geehrt,
Und wer vergnügt dort tafeln will,
Zahlt bar, was sein Staat verzehrt.

Was ist es also mit dem Geschrei von der Verminderung des englischen Einflusses? wir wiederholen es: er ist um garnichts gesunken, ja er hat sich vermehrt. Was heute allmonatlich unter dem Titel englischer Dépôts an die Banken einfliesst, ist unendlich viel grösser, als was die Engländer vor 20 Jahren ihr gesamtes Eigentum in Buenos Ayres nennen konnten. Die Assekuranzprämien für englischen Haus- und Warenbesitz machen heute

annähernd so viel aus, als der Wert der Realitäten, die vor zwei Jahrzehnten in englischem Eigentum standen. Die Rimessen, die alljährlich nach London gehen, zählen nach vielen Millionen. Der Passagierverkehr zwischen der Themse und dem La Plata ist ein überaus lebhafter geworden, und unermesslich ist der Vorrat an Schätzen des Gewerbefleisses, welche durch die beiden gewaltigen Ausgänge Grossbritanniens, aus London und aus Liverpool nach Argentinien abfliessen. Bristols Kolonialhandel sendet seine Schiffe herunter; Manchester schickt seine Baumwollwaren, Leeds seine Schafwollstoffe, Sheffield seine berühmten Stahlerzeugnisse, das wundervolle Birmingham seine tausendfältigen Eisenwaren. Und vor allem Kohle, Kohle, Kohle! Die Einfuhr englischer Produkte beträgt mehr als 30 % der gesamten Einfuhr, und wieviel davon Kohle ist — wir wissen es nicht genau, aber sicherlich ist es ein ganz kolossaler Bruchteil. Denn bis auf die noch nicht zugänglichen Andengegenden ist Argentinien ein kohlenarmes Land und hauptsächlich darum auf England angewiesen. Britische Kohle heizt die Städte der Republik im Winter; sie leuchtet, sie bewegt die Maschinen. Sie treibt Argentiniens schöne Schiffe, sie lässt die Lokomotiven rollen und trägt auf den Flügeln des Dampfes die Kultur in jene endlosen Steppen, die vor zwei Jahrzehnten noch eine öde Wildnis waren, in welcher der Strauss vor dem Indianer, der Indianer vor den Heuschreckenschwärmen floh und der Mensch sich hilflos gegenüber sah den Schrecken einer grenzenlosen Natur. Kurz — die Engländer, bei denen mehr als bei jeder anderen Nation der Grundsatz gilt: umsonst ist nur der Tod, haben auch der argentinischen Republik keine Geschenke machen wollen; alles, alles, was sie ihr brachten, insofern es nur in Geld abschätzbar ist, liessen sie sich mit schweren Summen bezahlen. Aber was dieses merkwürdige Handelsvolk erzeugt und verkauft, ist ein wirkliches Kulturprodukt, wird selbst wieder zu einem schöpferischen Mittel und giebt dem Käufer den aufgewendeten Preis tausendfach zurück, und so können wir sagen: Wenn Italien dem Lande Menschen und Arbeitskräfte, wenn ihm Frankreich den Geist und die Gesittung der Kultur giebt, so haben die Engländer den Ruhm, Geld, Kohle und Maschinen, diese unentbehrlichen mechanischen Hebel jeder Kulturarbeit, in ungeheuren Massen nach Argentinien eingeführt zu haben.

Aus dem Gesagten ergiebt sich von selbst ein Bild der englischen Kolonie am La Plata. Sie zählt nur 10,000 Köpfe, aber von diesen ist der Geringste Etwas, und die Spitzen der Kolonie nehmen eine geradezu dominierende Stellung ein. Ein Proletariat, das von der Hand in den Mund leben und zu Zeiten die Strassen mit seinem Geschrei erfüllen würde, giebt es in dieser Kolonie garnicht; welchen Standes immer er sei, Ihrer Majestät Unterthan macht sich auf den Weg nach Argentinien nicht ohne gute Pfunde und Wechsel. Er braucht nicht um Arbeit verlegen zu sein, denn in Argentinien ist für die Engländer, und unter diesen wieder für einen tüchtigen Mann jederzeit ein Platz offen. Übrigens geschieht es selten, dass ein Britte auf gut Glück sich an den La Plata verschlagen lässt; in den meisten Fällen ist er mit guten Empfehlungsbriefen aus der Heimat versehen, die ihm den halben Erfolg verbürgen, oder er lässt sich, noch bevor er das Auswandererschiff betritt, auf englischem Boden schon seine Zukunft in Argentinien garantieren. In Summe betrachtet gehören die am La Plata weilenden Engländer jenen Berufszweigen an, aus welchen sich im aristokratischen Europa der sogenannte gute Mittelstand zusammensetzt und welche in Grossbritannien selber die unzerbrechliche und ruhmvolle Grundlage der Staatsmacht bilden. Diese Macht, deren wundervolle Schöpfungen unübertroffen dastehen, ist der Kaufmannsstand und die Technik; was wir in Buenos Ayres an Engländern begegnen, trägt entweder Zirkel und Nonius, oder die Elle, die Wage, das bewimpelte Schiff in seinem Wappen. Speziell der Ingenieur hat sich eines ausgezeichneten Ansehens zu erfreuen. Der Porteño hat zu lange und zu schwer unter den Wunden geblutet, die ihm die Politik seines geistigen Adels, der Advokaten, geschlagen hat, als dass er noch blind sein könnte gegen die Vorzüge jenes geistigen Adels, der das Kotmeer der Metropole austrocknen will und der dem Lande die herrlichen Eisenbahnen gebaut hat. Der Porteño weiss zwischen seichter und flüchtiger Vorbereitung und ernstem wissenschaftlichem Studium, zwischen hohlen Reden und bedeutenden Thaten — mit einem Worte, zwischen Advokaten aus Buenos Ayres und Englands Ingenieuren zu unterscheiden, und gar sehr war ein kluger Argentiner im Rechte, und er täuschte sich auch nicht über die Stimmung seiner Landsleute, als er en petit comité

folgendes Geständnis ablegte: „Ach, meine Herren, sagen wir es doch offen heraus, dass unser Spott über die englische Steifheit ein erzwungener ist, und dass wir uns eigentlich bei dem Anblick der englischen Tüchtigkeit im Innersten des Herzens beschämt fühlen. Wir lachen da über einen Ingenieur, weil sein Körper, wenn er sich verbeugt, einem abscheulichen Dreieck ähnlich wird, weil er sich beim Tanzen wie ein beweglicher Haubenstock steif um die eigene Achse dreht. Das alles ist wahr — und doch! und doch! Dieser Mann da hat bereits 100 Kilometer Eisenbahnen gebaut. Wer von uns kann das Gleiche von sich sagen? Wer von uns hat je der Nation ein gleich kostbares Geschenk gemacht? Sie, Señor, der Sie im Kongress einige Male schöne Reden gehalten haben — oder Sie, der Sie tagtäglich in der Calle Florida spazieren gehen, oder Sie, der Sie den Ertrag Ihrer Estancias alljährlich in der Gegend der Grand opéra oder in Monte Carlo verbrauchen? Señores, wir sind wie die Raben in der Luft oder wie die Lilien auf dem Felde, die den gütigen Vater des Himmels für sich sorgen lassen. Wir sind Lords, und diese steifen Engländer sind unsere — Wohlthäter... Was meinen Sie, wäre es gar so dumm, unsere advokatischen Deputierten für eine Session abzudanken und lauter englische Ingenieure hineinzuwählen?“ So, wie gesagt, äusserte sich einmal in einer Gesellschaft von geistvollen Porteños ein durch Stellung und Charakter gleich hervorragender Mann, und die gute Gesellschaft von ganz Buenos Ayres steht hinter diesem ehrlichen und trefflichen Votum. Das zeigt sich im grossen wie im kleinen. Eine Einladung in ein englisches Haus wird von den stolzesten Familien mit Vergnügen angenommen. Der Porteño schätzt sich glücklich, wenn eine Engländerin ihm die Hand reicht, und das Mädchen, um deren Besitz sich ein englischer Ingenieur oder Kaufmann bewirbt, wird mit Recht beneidet. Wir haben da hauptsächlich die praktische Seite des Verhältnisses im Auge, aber wir glauben sogar, dass selbst die romantischen Forderungen nicht unbefriedigt bleiben. Es mag sein, dass die Argentinerin, deren Heimat so sonnig ist, nur schwer in dem Londoner Nebel würde atmen können, ebenso ist es möglich, dass die komischen Alluren des Mannes und die Grausamkeit, mit welcher er die spanische Sprache misshandelt, ihr eine Zeit lang fremd und unsympathisch erscheinen — aber zuletzt

verzeiht sie ihm dennoch alles und seinen unförmlichen, insularen Modegeschmack noch dazu, ja, sie fügt sich auch gerne seinen strengen Haushaltungsregeln, seiner zurückgezogenen Lebensführung, seine Abneigung gegen übertriebenen Luxus, und nennt sich stolz die Frau eines Engländers — denn das ist ja eines der anmutigsten Geheimnisse der Natur, dass die verrückteste Pädagogik die naive Urteilsgabe einer Frau niemals völlig ertöten kann, und auf dem Grunde einer jeden Mädchenseele schlummert unentweiht der Respekt vor einem wirklich tüchtigen Mann.

Doch es kann nicht der Zweck dieser flüchtigen Skizze sein, ein Bild des englischen Nationalcharakters zu entwerfen. Genug, dass er auch am La Plata eine Repräsentation besitzt, deren sich das grosse Volk nicht zu schämen braucht. Seine Repräsentanten in Argentinien geniessen das unbeschränkte moralische Ansehen, das der persönlichen Tüchtigkeit und Würde gebührt, sowie die hervorragende soziale Stellung, zu welcher Gold und Millionen die Stufen bilden. Um vor Missverständnissen zu schützen, soll übrigens ausdrücklich erwähnt werden, dass nicht etwa jeder einzelne in der englischen Kolonie auch Millionär ist; nein, eine solche Goldgrube ist Buenos Ayres denn doch nicht, und nicht jeder Engländer ist ein Zauberkünstler, der, was er berührt, in Gold und Edelgestein verwandelt. Der Durchschnitt der englischen Bevölkerung ist die Mittelklasse; hierher gehören die Beamten der englischen Unternehmungen, die Angestellten der grossen englischen Export- und Importhäuser, kleinere Kaufleute, die von den grossen Niederlagen ihre Waren beziehen und sie dann im Einzelverkauf weitergeben. Man kann die Zahl dieser Klasse auf 7—8000 schätzen, und die Grenzen, innerhalb welcher sich die Jahreseinnahmen dieser Sphäre bewegen, sind vielleicht mit 3000 und 20 000 pesetas, gleich ebensovielen Francs, nicht unrichtig angesetzt. Das ist nun noch ungeheuer weit von einer Million entfernt, aber die Million ist eben nirgends billig zu haben, ausser in der europäischen Phantasie, die noch immer von den kalifornischen Fabelländern nicht aufhören will zu träumen. Allein es ist hier zweierlei zu bemerken: erstens, dass die englische Kolonie, wie bereits gesagt, überhaupt kein Proletariat besitzt — und was muss das in einem Lande bedeuten, an dessen Küste der Ocean das Proletariat so vieler Nationen auswirft! Zweitens aber, wo ist denn auf dem weiten

Erdenrunde noch eine zweite zehntausendköpfige Bevölkerung anzutreffen, in welcher das Mindesteinkommen eines Mannes 3000 Frs. betragen würde, in welcher also schon der kleine Kommis, der Buchhalter, Korrespondent und Kassier, wenn er am schlechtesten bezahlt ist, doch schon ein gemachter Mann ist, der eine Familie ernähren kann? Selbst in Buenos Ayres ist ähnliches in anderen Kolonien nicht wiederzufinden, und der deutsche Kommis oder Buchhalter beispielsweise würde sich sehr arg täuschen, wenn er auf die Notiz hin, die wir eben verzeichnet haben, schnurstracks nach Buenos Ayres gehen wollte. Denn die englischen Häuser — und das ist mit eine Erklärung für die günstige Stellung ihrer Kolonialen — vertrauen ihre Geschäfte fast ausschliesslich nur wieder Engländern an, und die Deutschen müssen darum mit geringer besoldeten Posten meist in deutschen Geschäften vorlieb nehmen. Das gleiche Verhältnis wird man durch alle Rangs- und Einnahmeklassen verfolgen können: immer ist der Engländer im Verhältnis besser bezahlt als ein Andersnationaler, und was in seiner Kolonie noch für ein mittelmässiges Einkommen gilt, das würde mitten im bevölkerten Deutschland in einem ländlichen Bezirke einen Mann bereits zu einem stolzen Patrizier, zu einem einflussreichen Rittergutsbesitzer machen, Es ist nun doppelt interessant zu sehen, wie der Engländer mitten unter diesen Bedingungen glücklichster Art, umgeben von einer lebensfreudigen und unendlich genusssüchtigen Gesellschaft, deren Verlockungen zu widerstehen so schwer ist, nicht ein Atom von seinem ehernen Charakter abgiebt, wie er, mag alles ringsumher sich im Taumel drehen, keinen Augenblick lang sein kühles, gelassenes, streng berechnendes Engländertum aufgiebt. Er gleicht, wenn es gestattet ist, sich dieses Bildes zu bedienen, einem Granitfelsen, an dessen Füss die Wogen nagen, und in den Wellen spielen verführerische Nixen- und Sirenenschwärme durcheinander; aber die nagenden Wässer können ihn nicht stürzen, und Sirenen und Nixen haben über ihn keine Macht. Der Engländer hat, wie der Porteño, sein Haus für sich allein. In demselben herrscht der reichste Komfort ohne Ausnahme in jedem Gemach, während die Wohnräume des Porteño mit Ausnahme der Paradezimmer oft viel zu wünschen übrig lassen. Man wird in einem englischen Hause sich vielleicht manchmal über Mangel an Geschmack und Schönheitssinn beklagen — aber was

liegt daran, sein Besitzer kümmert sich nur um seine eigene Bequemlichkeit und ist zufrieden, auch wenn keine Gäste sich bei ihm anmelden, vor denen man mit seinen Schätzen prunken kann. Diese Briten sind eben kein geselliges Volk; nach der Tagesarbeit sich in die „Times“ vertiefen und stundenlang schweigen, das ist für manche Menschen auch ein Vergnügen. Im Theater sind sie nicht allzuhäufige Gäste, und am allerwenigsten in der Komödie oder Operette; die berühmte puritanische Prüderie nimmt ja bekanntlich schon an Beinkleidern Anstoss, und wie shocking sind nicht erst die Dinge, um welche es sich in den modernen Operetten-Libretti dreht! Selbstverständlich sind dann auch die englischen Damen nur selten auf dem Corso in der Calle Florida anzutreffen oder bei jenen intimeren Tertúlias in einem argentinischen Hause, wo Freiheit der Bewegung und Ungezwungenheit der Rede bis zu einem solchen Grade obwalten, dass die Rundköpfe Olliver Cromwells darüber ein Ketzergericht eingesetzt hätten. Das alles summiert sich zu dem Gesamteffekt, dass die Engländer mit den Eingebornen und überhaupt mit Andersnationalen nur soweit die Höflichkeit es gebietet in Verkehr stehen. Sie sind ebenso kalt, zugeknöpft und exklusiv, wie wir sie von Europa her kennen; lebhaftere Beziehungen halten sie nur untereinander aufrecht; aber auch hier giebt es manches bezeichnende Moment, das so recht den typischen Roastbeefesser charakterisiert. So macht es beispielsweise einen bizarr-komischen Eindruck, zu erfahren, dass diese Gesellschaft von ausgezeichnetster kaufmännischer und technischer Trockenheit eine wahrhaftige schöngeistige Vereinigung, die Literary Society, besitzt, und dass die Söhne Englands, dieses Heimatlands des Vereins- und Klubwesens, ausser der genannten Korporation nicht einen einzigen vornehmeren geselligen Klub ihr eigen nennen. Die Literary Society aber erfüllt ihren Beruf wieder mit echt englischer Regelmässigkeit. Von Zeit zu Zeit hört man in ihren Räumen eine mehr oder weniger langweilige Vorlesung über ein litterarisches Thema, bei welcher der Pranlegent ungemein würdevoll und das Publikum ungemein aufmerksam aussieht und das Gähnen zu verbergen sucht; an den Weihnachtsabenden giebt es an diesem den Musen geweihten Orte zuweilen eine hübsche Christmas-Feier, bei welcher die jungen blonden Damen mit altenglischer Fröhlichkeit unter den Mistelzweigen (ich weiss nicht,

ob diese Mistel importiert ist oder auf argentinischem Boden wächst) geküsst werden; aber für gewöhnlich ist die Societät nur der Rendezvousplatz für die Herrenwelt, die hier ihre Zeitungen liest oder in irgend einem der feineren Spiele, Whist, Billard u. s. w. die Zeit verbringt — notabene, es wird nicht wie bei den Italienern unter ungeheurem Spektakel um die kleinsten Münzwerte, sondern gentlemanlike unter Bewahrung des vornehmsten Anstandes auch um hohe Summen gespielt. Eine Spezialität der Literary Society sind noch die Musikaufführungen und Dilettantenvorstellungen, die sie während der Saison veranstaltet. Wir wollen nicht von dem Kunstwert dieser Abende sprechen; es wird eben, wie ja bei Dilettanten selbstverständlich, das einemal sehr gut, das anderemal herzlich schlecht gespielt. Diese Abende nehmen aber darum einen gewissen Rang in der Gesellschaft ein, weil sie der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten englischen Kreise sind und weil sie darum auch von den vornehmen Herren und Damen der argentinischen Gesellschaft, die gerne jeden Augenblick benützen, um den Engländern ihre Achtung zu beweisen, fleissig besucht werden. Überhaupt wird man auf seiten der Porteños das Bestreben bemerken, sich den Briten angenehm zu zeigen, und so strömen sie denn auch in hellen Scharen in die Salons des englischen high life. Wenn wir nämlich von der Exklusivität der Engländer gesprochen haben, so ist dies nicht etwa so zu verstehen, als ob unter ihnen jede Geselligkeit ertötet wäre, oder als ob sie den Pflichten nicht nachkämen, die der Reichtum ihnen auferlegt — nur dass der Mann, der eben zu leben hat, sich noch nicht für wohlhabend, und dass der Wohlhabende sich noch nicht zu verschwenderischem Luxus für berechtigt hält. Die wirklich Reichen unter ihnen lassen aber nicht über sich spotten — und was ist das dann für ein gediegener Reichtum, der sich in ihren Häusern manifestiert! Diese grossen Kaufherrn, deren Berührung Tuch, Kohle, Eisen, Wolle in blinkendes Gold verwandelt, verstehen es auch, ihre Häuser in kunstvolle Schreine voll der edelsten Schätze zu verwandeln. Bei einer festlichen Gelegenheit behing einer dieser bürgerlichen Lords seinen Balkon mit echten orientalischen Teppichen, deren Wert 20,000 Frcs. überstieg; in dem Salon eines anderen steht ein Erhart-Flügel mit eingelegter Perlmutterarbeit und wundervollen Arabesken in Öl und Gold,

der um 15,000 Frcs. gekauft wurde. In eben demselben Salon hängt ein Kristall-Lustre, Louis Quinze, der in der Rumpelkammer eines Schlosses nächst Lyon aufgestöbert und um 4000 Frcs. verkauft wurde. Die Toiletten, die eine Dame aus solchem Hause bei ihren Empfangsabenden trägt, sind feenhaft; ihre Schmuckkästchen enthalten Brillanten, deren Wert in die Tausende geht. Doch wozu spezialisieren? Wozu es erst ausrechnen und haarklein beweisen wollen, dass der Reichtum der Engländer ein ausserordentlicher ist? Niemand zweifelt daran, und hier unten am La Plata beweist es das Benehmen, welches der Porteño ihnen gegenüber einhält — ein Benehmen voller Respekt.

Ja, so ist es. Der Porteño sieht und hört auf den Engländer und beschäftigt sich mit ihm im Traum und im Wachen. In ganz Amerika wird der britische Charakter nirgends so eifrig studiert; aber ob der Porteño je den Engländer in seinem tiefsten Wesen wird erfassen können, das ist die Frage. Zu verschieden scheinen mir dafür ihre Naturen, allzu stofflich die einen, allzu lustig, allzusehr Kinder der Phantasie und dem Temperament unterworfen die andern. Niemals wird darum zwischen diesen grossen Kontrasten eine Gegenseitigkeit solch' romantischer Gefühle erwachsen, wie sie zwischen Porteños und Italienern, zwischen Porteños und Franzosen möglich geworden ist. Zu den Italienern wird man durch das verwandte Blut hingezogen, zu dem Franzosen durch den verwandten Geist — vor dem Engländer aber mit seinem kurzen, klaren, bestimmten Yes und No hat man einen heillosen Respekt. Es ist dies eine geheime Scheu, wie man sie vor etwas innerlich Fremdem empfindet, das uns durch seine imposante Erscheinung dennoch Ehrfurcht gebietet; eine Scheu, wie sie das Kind vor dem strengen Gesicht eines Erwachsenen, ein schlichter Bürger vor dem gebieterischen Blick des Schlachtendenkers empfinden mag. Wie erobert man die Welt? Wie beherrscht man die Meere? Wie macht man sich alle Weltteile zu gleicher Zeit unterthänig? Das sind Fragen, die der lebhaften Phantasie des Porteño wie seinem politischen und patriotischen Ehrgeiz — er sinnt ja selbst auf die Einigung Südamerikas — recht nahe liegen; und nun sieht er selbst die Welteroberer, die mächtigen Herrscher des Erdballs in seinem eigenen Lande, und unter seinen Augen arbeiten sie mit jenen Mitteln, durch welche ihr Name mit der

strahlenden Aureole des Ruhms umgeben wurde, mit Zirkel und Hauptbuch, mit dem Instrument des Technikers und des Kaufmanns. Sie arbeiten, arbeiten, arbeiten — und das vor allem muss der Porteño von ihnen lernen. Was England für Argentiniens Finanzen und Handel ist, das hat sich hier recht deutlich in der Neuzeit gezeigt. Auf die Nachricht hin, die Afghanen wurden von den Russen geschlagen, stieg der Goldkurs an einem Tage um 15 %.

Wir wenden uns nun zu den

Deutschen.

Ihre Anwesenheit in Buenos Ayres datiert nicht erst von gestern und heute; schon in den Zwanziger- und Dreissigerjahren begannen sie in immer grösseren Trupps sich nach dem Süden Amerikas zu wenden, und in der Mitte der Vierzigerjahre war ihre Zahl in Buenos Ayres bereits eine so beträchtliche, dass sie ansehnliche Vereine gründen, eine protestantische Kirche, ein Hospital, eine deutsche Schule stiften konnten. Es war damals eine traurige Zeit für Deutschland; das Reich war zerstückelt, und in seinen Grenzen, wo die tyrannische Kleinstaaterei herrschte, war man Preusse, war man Bayer, war man fürstlich Lippe-Detmoldscher oder fürstlich Reuss-Greiz-Schleizscher Unterthan — nur Eines: ein freier deutscher Bürger durfte man nicht sein. Sehnte man sich darnach, so gab es nur Einen Ausweg: man musste ins Ausland wandern. Nur ausserhalb des grossen Vaterlandes durfte man von Einem Vaterland sprechen. So wie sich die deutschen Auswanderer jener Zeit in der Schweiz, in Paris, in Nordamerika als Söhne Einer Nation fühlten und mit Verachtung der kleinstaatlichen Tyrannei brüderlich zu gegenseitigem Gedankenaustausch, zu gegenseitiger Unterstützung und Förderung zusammenthaten, so auch um 1830 bis 1860 in Buenos Ayres. Wären die deutschen Kolonisten damals in Metternichs Machtbereich gewesen, sie wären in Fesseln auf eine Festung gewandert; hätten Hecker, Struve oder Herwegh von ihnen gehört, sie wären als Helden der Revolution gefeiert und besungen worden; denn Schwaben und Sachsen, Kinder vom friesischen Meer und Kinder des Schwarzwalds, fanden sie sich allabendlich an den

Ufern des La Plata in kleinen deutschen Herbergen zusammen, sie tranken Bier, rauchten aus grossen Pfeifen und hielten patriotische Reden, sie sangen vom freien Turnertum, schlangen sich die schwarz-rot-goldne Trikolore um die Brust und stiessen an auf Alldeutschland. Es macht einen wehmütigen Eindruck, jener Zeit und jener Menschen zu gedenken. Sie waren vollständig von der Heimat losgelöst; selten nur kam ein deutsches Schiff zu ihnen, und da sie meist unbemittelt waren oder doch nicht übermässig im Wohlstand schwammen, so fand sich auch nur selten einer, der eine Reise nach Europa unternehmen konnte; die deutschen Regierungen aber hatten mit der Niederwerfung alles freiheitlichen Strebens in eigenen Landen allzuviel zu thun, um sich irgendwie um die treuen Söhne des Volkes kümmern zu können, die in fremder Hemisphäre für den deutschen Namen Achtung und Ehre erwarben. Es gab nur unregelmässige Schifffahrtsverbindungen zwischen Deutschland und Buenos Ayres, und wer träumte wohl von der Kreierung einer diplomatischen Vertretung, von der Errichtung von Konsulaten, von einem Schutz deutschen Lebens, deutscher Ehre, deutscher Interessen? Und doch — die deutschen Kolonisten, die wie ausgestossene Kinder ihrem eigenen Schicksal überlassen waren, sie blieben deutsch mit Leib und Seele.

Notabene, wenn sie aus den durch Geistesadel und Vermögen hervorragenden Klassen hervorgegangen wären, so wäre ja an diesem Festhalten an Heimat und Nationalität nichts zu verwundern gewesen. Aber die ersten deutschen Ansiedler waren, man kann es sich leicht denken, lauter arme Schlucker, mittellose Professionisten, ein paar kleine Kaufleute, ein paar hungernde Schullehrer, sämtliche ohne übermässige Bildung; ihr grösster Schatz war ihre eiserne Geduld im Leiden und Ertragen, und ein stilles, reiches Gemütsleben, dessen goldene Fluten unerschöpflich sprudelten. Sie hatten unter sich keinen Professor der Philosophie, keinen genialen Dichter oder Redner, der sie zusammengehalten hätte. Aus sich selbst heraus kam ihnen der Trieb, im fremden Lande zusammenzustehen in Leid und Freud. Mag es dann, wenn von jenen ernsten Anfängen die Rede ist, auch immer in der Erinnerung bleiben, dass die deutschen Frauen am lebendigsten das Gefühl der nationalen Pflicht im Herzen trugen, denn

sie standen an der Spitze, so oft es sich um eine jener Unternehmungen handelte, die den Millionären so leicht sind, und die der Arme nur mit blutigen Opfern ins Werk setzt. Die deutschen Frauen von damals arrangierten Wohlthätigkeitsfeste, gaben ihre kleinen Ersparnisse her und gingen bettelnd von Haus zu Haus: „für unsern Turnverein, es ist eine nationale Sache — für unser Hospital, es ist eine nationale Sache — für hilfsbedürftige Witwen und Kinder, für unsere Kirche, für unsere Schule, es ist nationale Sache . . .“

Die kleine Kolonie hatte viel zu leiden. Einzelnen gelang es, sich zu Reichtum und Ansehen aufzuschwingen, aber die grosse Masse lebte in mittelmässigen Verhältnissen fort. Die andern Nationen hatten bereits den Grosshandel und den Verkehr in ihren Händen, während die Deutschen noch immer im Winkel standen und über die Achse langesehen wurden. Die Nachschübler, die aus Europa kamen, brachten meist gar kein Kapital, nur jeder seine zehn Finger, einen hungrigen Magen und oft eine zahlreiche Familie mit, und die in Argentinien ansässigen Deutschen waren selbst noch nicht so gut gestellt, um die neuen Ankömmlinge aus der Heimat in ihren Geschäften unterbringen und mit dem täglichen Brot versehen zu können, wie es die Engländer oder Franzosen thaten; andererseits aber waren die Immigranten von der Heimat her an ein besseres Leben gewöhnt, als beispielsweise die Italiener. Zu dem ersten besten niedrigen Erwerbe wollten sie sich nicht hergeben, und der unsäglich karge Verdienst, mit dem sich der Italiener gerne zufrieden gab, wollte in den Händen eines Deutschen niemals zum Lebensbedarf hinreichen. Die deutschen Tischler, Schlosser, Schmiede u. s. w., die schon länger im Lande weilten, waren zwar allmählich durch Fleiss, Pünktlichkeit und ihre ausgezeichneten Arbeiten in guten Ruf gekommen, ebenso wie die deutschen Export- und Importhäuser auf dem Pariser, Genueser und Londoner Markt Kredit und Namen errungen hatten; aber ihr Ölkrüglein war nicht durch göttlichen Zauber geheiligt, es reichte nicht hin, allzuviele zu ernähren. Und dies umsoweniger, als das Argentinien von dazumal weit verschieden war in seinen Verhältnissen von dem, was es heute ist. Damals seufzte es unter Manuel Rosas. Es war die Zeit der ewigen Unsicherheit; jeden Augenblick gab es einen be-

waffneten Aufruhr, und alltäglich wurden bald da bald dort die Blüten menschlicher Betriebsamkeit von dem ehernen Fuss des Krieges zerstampft. Der Kaufmann konnte eines Tages erfahren, dass die Hälfte seiner Kommittenten ermordet, ihr Vermögen konfisziert sei; der Professionist stand mit einer nicht honorierten Rechnung vor der Thür — der Schuldner revoltierte aus Patriotismus und die Forderung musste ihm gestundet werden, vermutlich auch aus Patriotismus. Von Zeit zu Zeit aber brandschatzte man den Kaufmann und den Professionisten mitten im tiefsten Frieden. Eine neue Steuer auf dem Altar des Vaterlandes — ein neues Anlehen — eine neue „Spende“ zu patriotischem Zweck . . . Der Altar des Vaterlandes war ungeheuer gross, unersättlich der Gott, zu dessen Ehre er erbaut war, unergründlich die Tiefe der Taschen des Generals Rosas und seiner wütenden Soldateska. Es ist unglaublich, wie viele Taschen diese Bluthunde eigentlich hatten, und das Elend ist unbeschreiblich, welches sie über Argentinien brachten. Es gab keinen Handel, keinen Verkehr, kein Unternehmen mehr. Ruhige Arbeit war Wahnsinn, war ein nutzloses Wagnis, ein tolles Lotteriespiel, in welchem der Spieler seine Kräfte und sein Leben für eine Gewinnstnummer unter zehntausend Nieten einsetzte. Die andern Kolonien hatten es aber doch noch gut, denn sie konnten wenigstens, wenn es sich um das ärgste handelte, auf den Schutz ihres diplomatischen Agenten rechnen, und Rosas wusste z. B., dass jeder Tropfen englischen Blutes unerbittlich von englischen Schiffskanonen und Granaten gerächt werden würde. Die Deutschen aber — guter Gott! Deutschland war das Gespött der Völker.

Es gehörte also Mut, echter, wahrer Mannesmut dazu, unter so trüben Verhältnissen in Argentinien zu bleiben; die Deutschen aber bewiesen diesen Mut. Die Annalen der argentinischen Republik werden ihnen für die ganze Dauer dieser Leidensperiode das glänzendste Zeugnis ausstellen. Wie wohl die Kopfzahl der Kolonie immer stärker anwuchs und mit der Zahl auch die Armut sich vermehrte, so blieben unter ihnen die Verbrechen, und besonders die Eigentumsverbrechen doch nur eine höchst seltene, durchaus vereinzelte Erscheinung. Der Deutsche hungerte lieber, als dass er zur Schmach des Diebstahls und des Betruges griff, und das junge Weib verrichtete lieber Magddienste, als dass sie die Notdurft des

Lebens um den Preis ihrer Schande erkauft hätte. Ausserordentlich selten geschah es, dass ein Deutscher unter einer entehrenden Anklage vor Gericht stand, und ereignete es sich doch einmal, so wurde es von der gesamten Kolonie als ein Unglücksfall schwerster Art empfunden. Unbeschreiblich, und auch unbeschreiblich rührend war so die Treue, mit welcher die Allgemeinheit über der Ehre des deutschen Namens wachte, und so lebendig war dieser Trieb, dass gross und klein, der reich gewordene Handelsherr so gut wie der kleinste Handwerker jedesmal wieder seine offene Hand hinhielt, wenn es galt, einem unglücklichen Stammesgenossen aus der Not zu helfen. Und wir sagen es ruhig heraus, im vollen Bewusstsein unserer Worte: Trotz aller Leiden, Not und Schicksalswechsel, trotz alledem und alledem waren es schöne Tage, jene Erstlingstage der deutschen Kolonie. Ein wahrhaft demokratischer Geist umschlang alle unsere Nationalen und fesselte sie an einander. Sie fühlten die Pflichten, die die gleiche Abstammung ihnen auferlegte, und der Reiche verschloss dem Armen nicht seine Thür, der Arme schämte sich nicht beim Reichen anzuklopfen. Zwischen dem mittellosen Handwerksburschen, der in der Herberge sein Nachtlager hatte, und dem grossen Kaufherrn herrschte nicht das Verhältnis von Fremden, sondern das Verhältnis etwa eines jüngeren Bruders, der sich vertrauensvoll an den älteren und mächtigeren Bruder wenden darf. Und wie arbeiteten diese Armen! Wie diese Reichen! Engländer und Franzosen, deren Kunst älter, deren Maschinenwesen ausgebildeter, deren Kapitalskraft unendlich viel gewaltiger war, hatten den ganzen Markt mit Beschlag belegt; billiger und rascher als sonst jemand konnten sie auf ihren eigenen Schiffen die Fabrikate ihrer Heimatländer herbeischaffen, und diese ihre Mutterländer wieder waren von altersher die Sitze des höchsten Gewerbfleisses, in denen alle menschlichen Bedürfnisse befriedigt werden konnten. Das Deutschland aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war aber ein unendlich armes Land. Was seine Einwohner verbrauchten, bezog es um schweres Geld selbst aus der Fremde, und die Politik seiner unzähligen Regenten hatte es dahin gebracht, dass in dem weiten Bereich seiner gottgesegneten Marken nichts oder doch nur blutwenig erzeugt wurde, das ins Ausland hätte exportiert werden können. Deutschland hatte kein entwickeltes Gewerbe in grossem Massstab,

keine Fabriken, keine Industrie, und was die deutschen Kaufleute in Buenos Ayres verkauften, war keine deutsche, sondern französische oder englische Ware.

Doch wir wollen nicht die Bilder vergangener Tage beleben, ob es auch einen eigenen Reiz gewährt, zu sehen, wie die edle Kraft einst mit tausend Widrigkeiten ringen musste, bevor der feste Grund gelegt war für eine glücklichere Zukunft. Wir eilen über die manchen Jahre hinweg, die den Keim von der Blüte trennen, und fassen die gegenwärtige Epoche ins Auge. Es ist die Epoche des Reichtums und der Grösse.

Ihre Anfänge reichen in den Beginn der Sechzigerjahre zurück. Der glorreiche Aufschwung der deutschen Nation riss auch die Kolonialen in Buenos Ayres aus dem Dunkel der Zurückgezogenheit heraus. Sie erfuhren es mit einem Male, um wie viel mehr Überredungsgabe die Stimme der Kanonen besitzt, als die Stimme der Philosophen. Die soziale Stellung, die den Söhnen der Nation der Denker so lange verweigert wurde, war plötzlich mühelos erobert für die Kanoniere von Königgrätz und Sedan. In der internationalen Gesellschaft ist es nun einmal so; die Visitkarte eines Volkes, auf welcher sich der Titel „Sieger" befindet, wird mehr respektiert, als jene, welche in noch so schönen Lettern den Titel „Mutter der Doktoren" trägt. Nach allen Richtungen hin machte sich die Wirkung fühlbar, welche der Ruhm der deutschen Waffen ausübte. Die argentinischen Salons erkannten dem Deutschen Gleichberechtigung zu mit Franzosen, Engländern und Italienern. In der Armee der Republik wurden gewesene deutsche Offiziere mit Freude aufgenommen, und man stellte sie auf hohe Posten, wo es ihnen möglich war, auf eine Beseitigung der vielen Schäden, auf eine Besserung der Kriegszucht und stramme Erziehung der Truppenkörper Einfluss zu nehmen. Das Wort „Wissen ist Macht" schwebte auf jeder Zunge, und man borgte sich den preussischen Schulmeister aus und vertraute ihm den Unterricht in den Volksschulen, Kriegsschulen und Universitäten an. Junge Argentiner, die nach Europa zur weiteren Ausbildung gingen, machten den Abstecher von Paris nach Berlin und den andern deutschen Städten und kamen mit dem Ruhm der deutschen Universitäten, mit Begeisterung über die Zivilisation und den Reichtum der deutschen Länder und Gebiete zurück, die so ungeheuer verschieden von

dem Lande der Nebel und Auerochsen, das Tacitus gesehen hat. Man erfuhr in Argentinien, dass es auch eine ziemlich reiche — eine recht hübsche — eine schöne — eine wundervoll schöne und reiche deutsche Litteratur gebe, dass Beethoven ein Deutscher war, und dass Bismarcks Nation auch in Malerei und Plastik, in Mathematik, Technik und den Naturwissenschaften Ungeheures geleistet habe. Kurz, als Bismarck und Moltke ihre Kriege führten, da ahnten sie wohl nicht, dass sie zugleich Deutschland für die Argentiner — entdeckten. Seinen praktischen Ausdruck fand aber dies alles hauptsächlich im Handel. Es war keine Verschwendung, als der deutsche Reichstag zum ersten mal das Budget für die deutsche Ministerresidentschaft in Buenos Ayres votierte, denn es galt jetzt nicht mehr nur das Wort von nationaler Ehre, es galt nun auch wirklich deutsche Interessen. Überraschend blühte die Kolonie empor; jedes Jahr bezeichnete eine Vermehrung ihrer Kopfzahl, eine Ausdehnung ihrer Handelssphäre. Der deutsche Kaufmann fand unbeschränkten Kredit auf den Plätzen von Buenos Ayres und Rosario; man hörte von den Porteños oft ein scherzendes Wort, das inhaltsschwer war wie kaum eines: „Die fünf Milliarden Kriegsentschädigung“, sagten sie, „sind ja in Eure Tasche gewandert.“ Nun, die ganze Summe war es gerade nicht, die für die argentinischen Teutonen abfiel, aber soviele Strahlen, als die Sonne des nationalen Aufschwungs in die Ferne entsenden konnte, so viele drangen auch nach Argentinien. Denn plötzlich begann auch deutsche Ware in die Republik Eingang zu finden. Neben den alten grossen deutschen Häusern, die den Handel mit Frankreich und England vermittelten, entstanden neue, ausgezeichnet geleitete Firmen, die sich ausschliesslich dem Verkehr mit Deutschland widmeten. Es folgte eine Reihe von schönen Tagen, deren jeder in der Geschichte der deutschen Industrie rot unterstrichen werden mag, denn jeder brachte einen neuen Reiz des deutschen Gewerbefleisses, er brachte ein neues deutsches Produkt auf den Markt der La Platastädte. Schlag um Schlag kamen deutsche Gewebe, deutsches Glas, deutsches Porzellan, deutsche Eisenschienen u. s. w. u. s. w. die La Platamündung heraufgeschwommen, und Engländer wie Franzosen sahen bald auf diesem bald auf jenem Punkte eine rastlos thätige, allumfassende Konkurrenz neben sich erscheinen und sich behaupten. Die deutschen

Kaufleute marschierten mit einem male, wie die deutschen Soldaten: schnell wie der Blitz, in mächtigen Haufen, und immer vorwärts, immer vorwärts ... Und die Langsameren, die Reserve, die nicht so flink auf den Beinen war, das deutsche Handwerk, das mit der Maschine nicht konkurrieren konnte? Es konkurrierte wenigstens mit dem im Lande befindlichen Handwerk und siegte in der Nachhut. Unter dem Einfluss der vortrefflichen Schulen der Heimat entstand auch in Buenos Ayres ein blühendes Kunstgewerbe, das sich bald Anwart und Schätzung erwarb. Unsere Handwerker da unten begannen nicht nur gut, sondern auch schön und stilvoll zu arbeiten; sie traten aus der gallisierenden und italianisierenden Schablone heraus, bereicherten den vorhandenen Formenvorrat um neue Muster und entwickelten die gegebenen Formen durch geistreiche Einfälle und Wendungen. Vor allem war ihnen aber jene Eigenschaft förderlich, die wir in Kunstsachen die artistische Toleranz nennen möchten; sie versuchten nicht der ganzen Welt ihren Geschmack aufzudrängen, sondern arbeiteten für jeden nach seiner Façon; so für die Speisezimmer der deutschen Millionäre Möbelgarnituren in deutscher Renaissance, für den Porteño lieferten sie wunderschöne Imitationen der Barockzeit, und ihre Tapezierer- und Dekorationsarbeiten, ihre Kunstschlosserarbeiten und Herstellungen aus geschmiedetem Eisen lehnen sich an die reinsten Muster der Renaissance, der altdeutschen Manier oder des reizvollen Rokokostiles an.

Wenn man nun Überschau hält über den gesamten Kreis der deutschen Wirksamkeit in Buenos Ayres, so gewinnt man ein wahrhaft staunenerregendes Bild. Die Deutschen sind hochgeehrte Bürger des Landes geworden. Sie werden, auch wenn sie arm herüberkommen, von den Eingeborenen gut empfangen, denn der Porteño kennt und achtet ihren eisernen Fleiss und universelle Verwendbarkeit; er weiss, dass sie ebensogut zum Ackerbau wie zur Viehzucht, zum Kleingewerbe wie zum Grosshandel, zur Handarbeit wie zum Fabriksbetrieb taugen, dass sie im Unterricht wie in der Armee oder beim Eisenbahnbau als Arbeiter und Ingenieure dienen können, und dass sie auf jedem Posten, den sie einnehmen, der Republik, die ihnen Gastfreundschaft gewährt, zum Vorteil gereichen. Den deutschen Besuchern öffnet sich jeder Salon; der deutsche Wechsel gilt in den Banken für gutes Geld. Die grossen

deutschen Häuser, in denen sich die Hauptmasse des Reichtums der Kolonie ansammelt, unterhalten Verbindungen mit der ganzen Welt; sie exportieren nach allen Richtungen und importieren nordamerikanische, englische und französische Produkte ebensogut, wie sie ihre Schiffe in Hamburg, Bremen und Lübeck mit den Erzeugnissen ihrer Heimat befrachten. Was sie z. B. in den letzten Jahren allein an Imitationen französischer Luxusartikel aus Deutschland eingeführt haben, übersteigt die kühnsten Erwartungen, und die Franzosen beginnen gar sehr zu fürchten, dass die geschickte und fabelhaft billige deutsche Nachahmung ihre kunstvollen, aber auch ungleich kostspieligeren Originalfabrikate, z. B. Bijouterie, Quincaillerie, Lampen, Passementerie, Bronzen, u. s. w., u. s. w., allmählich aus dem Felde schlagen wird. Die Einfuhr aus Deutschland betrug Ende 1884 bereits 9 %, die Ausfuhr von Talg, Wolle, Rinderhäuten und verschiedenen Pflanzenstoffen nach Deutschland zu derselben Zeit 7—9 %. Der Realbesitz der Deutschen in Buenos Ayres allein wird auf 16 Millionen Mark geschätzt; ihr Warenumsatz ist ein ungeheurer; die Waren, die für deutsche Adressaten das Zollhaus im Laufe eines Jahres passieren, werfen für den argentinischen Staatssäckel gegen 21 Millionen Mark ab; die Provinzialbank stellt durchschnittlich im Jahre über 6 Millionen Mark deutscher Einlagen Dépôtscheine aus; ein halbes Dutzend deutscher Firmen wie Mallmann, Tornquist, Bemberg-Heimendahl, Bracht, von Eiken, repräsentiert eine Kapitalskraft von 100 Millionen Francs — kurz, Deutschland ist auch im Süden Amerikas das grosse, mächtige Deutschland geworden.

Betrachten wir nun dieses mächtig emporblühende Gemeinwesen, nachdem wir seine Aussenseite kennen gelernt haben, auch in seinem inneren Leben. Im grossen Verkehr mit den Völkern hat der Deutsche sein unbewegliches Wesen verloren; die Starrheit seiner Geistesrichtung hat sich gelöst, und er vermag heute, wohin immer das Schicksal ihn verschlägt, sich den Forderungen des Augenblicks zu accomodieren. Die Verachtung der fremden Eigenart, die einen Grundzug des französischen Charakters bildet, ist dem Deutschen fremd, nicht minder wie die eisige Exklusivität des Engländers, und so nimmt er auch innerlich herzlichen Anteil an der Bevölkerung, in deren Mitte er lebt, er lernt ihre Sprache, eignet sich ihre Sitten an und sucht ängstlich alles zu vermeiden,

wodurch er sozusagen als fremder Körper in einem fremden Organismus erscheinen könnte. Neben dieser Billigkeit gegen die Gefühle des Porteño hat er es aber verstanden, sich die Treue gegen seine eingeborene deutsche Natur zu erhalten. Er ist ein guter Patriot geblieben, der niemals der fernen Heimat vergisst. Die nationalen Festtage begeht er, wie es sich auf einem Boden ziemt, wo man auf fremde Gefühle Rücksicht nehmen muss, nicht mit marktschreierischen Aufzügen und greller Prachtentfaltung, sondern still und würdig mit einer Art innerer Sammlung. Ob auch durchaus im praktischen Leben stehend, geht ihm Licht und Wissen über alles, und so ist ihm nichts verhasster als der Geiz, wenn es sich um seine teueren Schulen, um die Besoldung der Lehrer, um die Ausbildung seiner Kinder handelt; man findet sehr viele Eltern von nur mässigem Wohlstand, die die riesigen Kosten nicht scheuen und ihre Kinder zur Erziehung nach Deutschland schicken, und die derart erzogene Jugend, die also die Bildung und die Begriffswelt zweier Weltkreise in sich aufgenommen hat, ist wahrhaftig die ärgste nicht. Im deutschen Hause herrscht der regste Familiensinn. Die deutschen Klubs und Vereine sind nicht Stätten jener dämonischen Macht des Spieles, die in Buenos Ayres so viel Unheil anrichtet; sie sind wirklich nur Stätten der Erholung, auf die die Hausfrau nicht eifersüchtig sein muss. Die Männer flüchten sich aus dem Getümmel des Lebens in den Schoss der Familie zurück, die ihre höchsten Freuden einschliesst, und die Frauen wieder leben nicht für die Aussenwelt, sondern für die Pflichten ihres Hauses, die deutsche Kolonie ist reich an Damen von ausgezeichneter Bildung, aber sie ist arm an Damen von Welt, die mit ihren rauschenden Schleppen alle Salons kehren und deren ganzes Leben in Luxus und Verschwendung aufgeht. Man findet denn auch in der deutschen Kolonie kein brausendes gesellschaftliches Leben; die Genüsse des Daseins werden in kleinen, intimen Zirkeln ausgekostet, wo mehr auf Behaglichkeit, als auf Pracht, mehr auf stille Reize, als auf starke sinnliche Würze gesehen wird. Allerdings hat diese Parzellierung der Gesellschaft auch ihre schweren Nachteile, Nachteile, die um so schroffer hervortreten, je lebendiger man die Erinnerung an die Vergangenheit der Kolonie bewahrt. In jenen Tagen hielten unsere Kolonialen in allen Beziehungen des Lebens wirklich wie ein Leib

und eine Seele zusammen. Niemanden fiel es ein, sich von dem andern abzuschliessen. Diese schöne Demokratie der Herzen, welche alles, was deutsch war, zu einem unzerbrechlichen Ganzen zusammenhielt, sie ist nun gelockert, die Schlichtheit der Gesinnungen, die Brüderlichkeit der Gefühle hat nachgelassen. Wo man früher unter seinen Landsleuten nur glücklichere oder weniger glückliche unterschied, da ist mit der Vermehrung der Kolonialen, mit der verschiedenen Verteilung des Vermögens und der wachsenden Konkurrenz auch so manches wohlbekannte Erbübel wieder erschienen. Man könnte schier an die Wahrheit des Wortes glauben, dass das Wohlergehen der Feind des Menschen sei, so sehr sucht man sich da unten gegenseitig auf alle mögliche Weise die Ruhe zu verbittern und die Kraft zu lähmen. Den Anfang hiezu macht das Lästern. Man tratscht und klatscht mit einer Hingebung, als ob es das erste der zehn Gebote wäre, von seinem Nächsten übel zu reden. Merkwürdig ist es, dass in dem spanischen und italienischen Sprachschatz sich kein gleichwertiger Ausdruck für das deutsche Tratsch findet, und Spanier und Italiener lieben es auch richtig nicht, den Abwesenden durchzuhecheln; der moquante Geist des Franzosen hingegen, der coûte que coûte ein Objekt für sein satirisches Skalpell haben muss, besitzt in der Bavardage etwas, was dem deutschen Klatsch annähernd, aber auch nur annähernd entspricht. Denn wohlgemerkt, niemals geht die Bavardage so ins Blut, wie das Geträtsch, dessen Grundwurzel nicht Freude an der Pikanterie, sondern alleregoistischster Natur ist; wir haben es hier mit jener Missgunst zu thun, die sich persönlich geschädigt glaubt, wenn es dem andern wohlgeht, mit dem Konkurrenzneid allerschlimmster Art. Wir kennen ihn ja von der Heimat her, diesen Brotneid, der nach dem Konkurrenten am liebsten mit Pflastersteinen werfen möchte, und der jeden, der an der Tafel des Lebens mitspeisen will, als einen Todfeind mit tödlichem Hasse verfolgt. Ich will nicht weiter explizieren — genug, mit seinem anmutigen Tratsch steht der Deutsche in Buenos Ayres einzig da, und nur Ausnahmen sind es leider, dass deutsche Kaufleute unter einander ebenso kordial und freundschaftlich verkehren, wie es in der italienischen und französischen Kolonie unter Konkurrenten der Fall ist.

Dazu gesellt sich ein anderes gesellschaftliches Übel: der Kastengeist, diese alte unselige Krankheit des deutschen Geistes.

Das preussische Junkertum mag hohnlachen, wenn man es angreift, und dem Angreifer zurufen, er möge doch den Balken im eigenen Auge nicht übersehen, denn das Junkertum hat sich in veränderter Form, als Finanzadel, als Patriziertum, als reiches Prozentum, leider auch in der Mitte der deutschen Bürgerschaft von Buenos Ayres etabliert. Äusserlich einig, ist der Körper der Gemeinde innerlich zerschlagen und zusammenhanglos geworden. Die Grosshändler schreiten mit dem Stolz eines geheiligten Standes durch das Leben. Ihr Haus ist jedem verschlossen, dessen Visitkarte nicht das siebenziffrige Finanzadelswappen aufweist. Die Angestellten der grossen Häuser bilden eine eigene Klasse für sich, ebenso die kleinen Handels- und Gewerbsleute, ebenso die Handwerker und Bediensteten. Will sich einer aus einer niedrigeren in die nächst höhere Klasse hinaufheiraten, so muss er wohl für sein Wagnis verrückt genannt werden, oder aber er ist an Mut und Ausdauer ein Held gleich Hüon von Bordeaux. Spricht der Inferiore mit dem Blaublutigeren, so nehme er ja nur den Hut vom Kopfe oder er begegnet einem sehr entrüsteten Stirnrunzeln. Empfängt der Ärmere den reichen Paten oder Hochzeitsgast, so eile er ihm ja nur bis vor die Schwelle des Hausthors entgegen, damit sich die Gnade des Erlauchten nicht in Ungnade verkehre. Es ist traurig, was wir da sagen, aber es ist wahr.

Dieser Kastengeist und Millionenstolz hat nicht einmal ein Auge mehr für die tüchtigen jungen Leute, die sich mit ausgezeichneten Zeugnissen von deutschen Hochschulen bei ihnen einführen wollen. Der eine fertigt den Unglücklichen mit dem Almosen von ein paar Pesos ab, bei einem andern hört man schon von einem hochnasigen Komptoiristen, der Chef sei nicht zu sprechen, ein dritter sagt es trocken heraus, es komme „zu viel gelehrtes Proletariat“ aus Deutschland. So erfahren unsere neuangekommenen Lehrer, Ingenieure, Chemiker, Musiker — Leute, in deren Erscheinung sich der innere Adel ausdrückt — sie erfahren oft mit Verzweiflung, dass die Entfernung, die sie von der heimatlichen Erde trennt, nicht so ungeheuer gross ist, wie die Kluft, die sich zwischen ihnen und ihren geldstolzen Landsleuten in Buenos Ayres aufthut. Wahrlich, wenn es nach diesem engherzig-blinden, eiskalten Kastengeist ginge, wie viel der deutschen Kraft müsste dann in den Strassen von Buenos Ayres vor Hunger

und Entbehrungen umkommen! Wenn nicht der gutmütige Gastwirt in der Bierkneipe wochenlang pumpen, trösten und den gesunkenen Mut aufrichten würde, gar mancher unserer „Studierten“ hätte sich als Schiffsknecht verdungen, um nur wieder Argentinien zu verlassen, denn die helfen konnten, waren schier unnahbar wie der Kaiser von China. Aber glücklicherweise giebt es noch häufige Ausnahmen unter den Deutschen selbst und sind wir in Amerika, unter den Porteños, deren Gutherzigkeit keinen Unterschied macht zwischen Fremden und Fremden. Die Porteños sind human. Überdies spähen sie mit dem Scharfsinn, den das Bedürfnis ihnen gegeben, jede Kraft heraus, die sie für das allgemeine Wohl ihres Landes nützen können, und mit Begierde schauen sie überall aus, wo sie solche Kräfte retten, fördern, unterstützen können. Sie haben den deutschen Geist achten gelernt und lieben den Deutschen. Für sie ist er, ob sein Vermögen von gestern oder von fünf Jahren her datiert, immer der gleiche: der Mann, zu dessen Thatkraft sie Vertrauen haben, und nicht etwa heute ein Bettler, morgen ein Parvenu, übermorgen ein Lord. Sie öffnen ihm gerne ihr Haus, interessieren sich für ihn, nehmen sich seiner an, auf welcher Stufe der Glücksleiter sie ihn immer treffen mögen. Bist du heute nichts, so wirst du doch in ein, zwei Jahren etwas sein — sagen sie sich — denn du bist unter Demokraten, wo der Gaucho den Weg zum Präsidentenstuhl vor sich sieht, du bist in einer Republik, in der es Reiche und Arme wohl, in der es aber keine Stände, keine Vorrechte, keinen Hochmut geben darf. Bei uns gilt kein anderer Adel, als der Adel der Arbeit. Ich sage es frei heraus: Unter all den deutschen Kaufleuten, Künstlern, Handwerkern, Doktoren, Ingenieuren, Offizieren, Litteraten etc., die in den letzten 20 Jahren in der La Plata-Metropole Karriere gemacht haben, haben neunundneunzig Perzent ihr Glück der Freundschaft und dem Wohlwollen des fremden Porteño und nur ein Perzent der Brüderlichkeit ihrer eigenen Kolonialen zu verdanken. Mir sind Lebensläufe bekannt, die in ihrem düstern Anfang wie in ihrer plötzlichen wunderbaren Wendung zum bessern tief beschämend sind für uns, ehrend im höchsten Grade für den Argentiner. Sollte man es z. B. glauben, dass ein Physiker, dessen Atteste von dem Karlsruher Polytechnikum zwei ganze Wochen lang auf dem Pult eines Millionärs

geruht hatten, plötzlich nach dem ganzen Umfang seines Talents in einem — Stall entdeckt wurde? Der arme Teufel musste sich in eine entferntere Estancia verdingen, und der Estanciero, selbst ein trefflich gebildeter Mann, überraschte ihn einmal im Stall, wie er auf der mageren Streu liegend, mehr einem Wilden gleich an Kleidung, die Gleichung für den Venusdurchgang suchte. „Um Gottes willen, was thun Sie da?“ schrie der Argentiner, und als er es erfuhr, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen. „Und das haben Sie mir nicht gesagt? Hinaus, hinaus von hier, Sie müssen in die Stadt . . .“ Heute ist der Mann Professor an einer ansehnlichen Schule in Valparaiso. Oder ein anderer Fall: an der Ecke einer volksbelebten Strasse stand eines Tages ein junger Mann, hochgewachsen, blond, mit blauen Augen, von edelgebildetem Gesicht, aber seine defekte Kleidung wies auf äusserste Armut und Entbehrungen. Eine lange Wagenreihe fährt an ihm vorüber; es ist ein Brautzug, der sich zur deutsch-protestantischen Kirche bewegt. In einem der Wagen findet der junge Mann ein bekanntes Gesicht heraus, das eines ansehnlichen Mitglieds der deutschen Kolonie. Unser armer Fussgänger hebt bereits mechanisch die Hand, um den Hut zu lüften, da er den Augen des andern begegnet, doch lässt er die Hand wieder sinken, hebt das Haupt stolz empor und murmelt: „Nein, dich nicht...“ Aber er blickt lange dem Brautzug nach, und seine Augen füllen sich langsam mit Thränen; endlich wendet er sich zum Gehen. Da tritt ein älterer Herr auf ihn zu, der bis dahin in der Thür einer Konditorei gelehnt hatte, und spricht ihn französisch an: „Entschuldigen Sie, mein Herr, Sie sind wohl ein Deutscher — darf ich Sie um einen Gefallen ersuchen? Möchten Sie mir nicht einen Artikel aus einer deutschen Zeitung übersetzen, der mich lebhaft interessiert?“ Der Deutsche ist gerne bereit und folgt jenem in die Konditorei. Es ist merkwürdig, wofür sich der Herr so lebhaft interessiert: der Artikel betrifft keinen andern als „Sultan“, den berühmten Reichshund des Fürsten Bismarck. Nachdem man ihn absolviert hat, bietet der freundliche Greis dem jungen Deutschen eine Zigarette an, dann kommt Eis auf den Tisch, und man plaudert. Nach einer halben Stunde hat der Porteño alles erfahren, was er wissen wollte, und sagt lächelnd zu seinem Gaste: „Ich habe von meinem Standpunkt aus wohl

bemerkt, dass Sie Herrn N. absichtlich nicht grüssten und dass Sie dann — nun, die Thränen, die ein Mann weint, sind sein Geheimnis, man darf davon nicht sprechen. Besuchen Sie mich morgen, und ich hoffe, alles wird gut gehen.“ Der so sprach, war einer der erlauchtesten Männer der Republik, und der Mann, von dessen Geheimnis er nicht sprechen wollte, ist heute ein ausgezeichneter Offizier, der den Ruhm der deutschen Bildung wahrhaftig besser repräsentiert, als Herr N. den Ruhm des deutschen Herzens.

Ist also den Deutschen in Buenos Ayres, wird man fragen, der berühmte Wohlthätigkeitssinn ihrer Nation so abhanden gekommen, dass es für ihre armen Landsleute keine andere Rettung giebt, als jene, die die Güte anderer Nationen ihnen zuteil werden lässt?

Das nun wollen wir nicht sagen, oder wir wollen es wenigstens nicht in solcher Allgemeinheit aussprechen. Für die Wohlthätigkeit geschieht seitens der deutschen Kolonie noch immer sehr viel. In einer Reihe von Vereinen und Instituten wird mit anerkennenswerter Menschenfreundlichkeit an der Unterstützung der Notleidenden aller Art gearbeitet. Der deutsche Hilfsverein z. B., der seit dem Jahre 1871 besteht, hat sich Dank verdient durch den Samaritanergeist, den er in der Unterstützung der notleidenden und arbeitsunfähigen Landsleute entfaltet. Mit berechtigtem Stolze kann der deutsche Ansiedler ferner von dem deutschen Hospitalverein sprechen. Seine Gründer haben seit dem Jahre 1865 volle dreizehn Jahre lang in Wort und Schrift, bei öffentlichen Gelegenheiten und in privaten Kreisen, in Zeitungen, Broschüren und Briefen gearbeitet, bis ihnen die Freude gegönnt war, den Unglücklichsten aller Unglücklichen, ihren kranken Stammesbrüdern, das wunderschön erbaute und eingerichtete deutsche Hospital zum Geschenk zu machen. Alles, was nur irgend Namen hatte, wurde für den schönen Zweck in Kontribution gesetzt; aus Deutschland sowie von den Deutschen in Montevideo, Rio Janeiro, Rosario kamen Liebesgaben, in Privatzirkeln wurde gesammelt, es wurden Bazare und Wohlthätigkeitsakademien veranstaltet, und die verschiedenen Geselligkeitsvereine mussten Jahr für Jahr mit in den Dienst der Humanität treten, bis endlich am 14. April 1878 das vom Architekten Moog er-

baute Hospital feierlich eröffnet und in den Besitz der Kolonie übergeben werden konnte. Kaum war es aber erstanden, als der rastlose Hospitalverein bereits an eine Vergrösserung seiner Schöpfung dachte. Unter dem Ehrenpräsidium des deutschen Ministerresidenten von Holleben, geleitet von den Präsidenten Beckhaus und Krutisch, ging es nun wieder von vorne an. Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta sandten Spenden, es kamen solche vom Fürsten Bismarck und den deutschen Staatsmännern, die Vereine in Buenos Ayres liehen wieder ihre Kraft her, und es zeigte sich abermals, was Opferfreudigkeit und Edelmut im Dienste der reinsten Menschenliebe hervorzubringen vermag. Wenn also kräftige Männer und wohlthätige Frauen vorhanden sind, die ihr Herz dem fremden Leiden zuwenden — und an solchen fehlt es ja in der zehntausendköpfigen Gemeinde von Buenos Ayres gewiss nicht — wird sich niemand der Pflicht entziehen, an die er gemahnt wird, und diese humanen Menschen, von denen wir sprechen, hören eben nicht auf zu bitten, zu mahnen, an die Herzen zu appellieren. Bezeichnend ist es aber, dass der deutsche Hilfsverein nur an 200, der Hospitalverein nur an 600 ordentliche Mitglieder zählt, während sie doch beide tausend und zweitausend Mitglieder haben und noch überdies die Privatwohlthätigkeit ihre stille, segensreiche Wirkung üben müsste. Die Taschen unserer Reichen sind ja nicht zugeknöpft, wenn ein Wohlthätigkeitskomité bei ihnen vorspricht; aber muss dieses Komité erst vorsprechen, müssen sie erst daran erinnert werden, dass es Jammer und Elend auf Erden giebt, müssen sie sonst blind sein für die Not und sich von andern darüber berichten lassen, statt selbst zu sehen und zu — helfen? Das ist es, was wir tadeln, und das ist es, was wir einen der krassesten Auswüchse des Kastengeistes nennen. Es fehlt das Wohlwollen für den niedriger Stehenden, die eigene Initiative. Man giebt, nicht weil man Freude hat an der Wohlthätigkeit, sondern weil es keine Rolle spielt im eigenen Budget, und weil es notwendig ist, auf der Spenderliste vertreten zu sein. Man scheut die unmittelbare Berührung mit der Armut wie eine Beschmutzung der eigenen Majestät; man verkehrt mit dem Armen wie mit einem pestkranken Schiffspassagier: Riechsalz vor der Nase, und das Almosen wird ihm auf einer langen Stange hinübergereicht. Und ganz ähnlich

vermeidet man die Berührung mit dem, was man hier „Parvenu“ nennt. Guten Tag, guten Abend — auf diesen kühlen Gruss beschränkt man ausserhalb des Geschäftsbureau den Verkehr mit ihm, und macht sich dadurch noch mehr lächerlich, denn morgen, wenn er einen Riesenzug auf der Börse oder in einer merkantilen Spekulation gethan, drückt man ihm plötzlich mit voller Kordialität die Hand und erklärt ihn für „seinesgleichen“. Seinesgleichen? Viel Dank, ihr Herren, aber ein vernünftiger Mensch geizt nicht nach dieser Ehre. Nichts ist so lächerlich und albern, als wenn der Bürger den Junker kopieren will. Der Junker ist eine der komischsten Figuren der Welt, aber wahrhaftig, er wird noch übertroffen von der — Karrikatur des Junkers.

Doch wenden wir uns von diesem wenig anmutenden Kapitel ab; es giebt auch einladendere Züge in der Physiognomie der Deutschen am La Plata. Wir haben von dem Mangel an grossen Salons gesprochen und die Gründe dieser Erscheinung zu erklären versucht. Nun darf man aber darum nicht glauben, dass das gesellige Leben völlig stagniere. Im Gegenteile hat es einige vorzügliche Sammelpunkte, aber diese liegen eben nicht im Familienzirkel, sondern in Klubs und Vereinen. Hier spielt nun auch — man erkennt doch den Deutschen in jedem Himmelsstrich wieder — das Wirtshaus eine bedeutende Rolle, und dies umsomehr, als es die Zufluchtsstätte ist für alles, was noch nicht den Ehering trägt, indem die Lebensführung der deutschen Familien eine ziemlich klösterliche ist und ein nur etwas häufigerer Besuch genügt, um die Dame des Hauses mit schwiegermütterlichen Ahnungen zu erfüllen. So bringt man denn die Abende in standesmässig geschlossenen Tafelrunden im Gasthaus höheren oder niederen Ranges bei Export oder im Lande gebräutem Bier zu und schiebt fleissig Kegel und freut sich des Ansehens, welches man darob bei den Porteños geniesst; denn der europäische Leser möge erfahren, dass der Argentiner ein enthusiastischer Freund aller Neune geworden und dass er ein Gast der Deutschen Kegelgesellschaften ist, die dieses herrliche Spiel am silbernen Strom eingebürgert haben. Doch giebt es auch Zentralpunkte für edlere Genüsse, so den Turnverein, dessen Konzerte und Reunionen jedesmal einen Festtag für die Kolonie bilden, die Vereine „Concordia“ und „Germania“, deren schöngeistige Bestrebungen insbesondere wegen der vortrefflichen Theater-

vorstellungen, die sie arrangieren, gelobt werden müssen, vor allem aber die „Singakademie“. Wenn von dem Ansehen und der Blüte der Deutschen in Argentinien die Rede ist, so wird man niemals vergessen dürfen, welcher Anteil an diesem Aufschwunge der „Singakademie“ zukommt. Dieser ausgezeichnete Verein vornehmlich hat in den 25 Jahren seines Bestandes die Deutschen populär gemacht und ihnen die Sympathien der einheimischen Bevölkerung erobert; zugleich war er jederzeit die festeste Stütze aller humanitären Pläne und Wohlthätigkeitsunternehmungen. Nach einer oberflächlichen Schätzung kann man annehmen, dass die Singakademie im Laufe der Jahre an 100 000 Mark für humanitäre und nationale Zwecke ersungen hat; ja, diese Ziffer dürfte weit eher zu nieder als zu hoch gegriffen sein. Sie konzertierte, um nur einiges hervorzuheben, für den deutschen Turnverein, für den Hospitalbau, für die Verwundeten von 1870, für die Hinterbliebenen der Opfer des Wiener Ringtheaterbrandes, der Sturmfluten an den Küsten Deutschlands, des Erdbebens auf Ischia und der Überschwemmten von Murcia. Das sind der Ruhmesblätter genug in der Geschichte eines Vereines; aber bei der Singakademie verschwindet die Masse der Leistungen und die Summe, die sie den schönsten Bestimmungen zugeführt haben, vor der Qualität der Leistungen und vor der vielleicht stilleren, aber darum nicht minder ehrfurchtgebietenden Wirkung, die er in anderer Beziehung auf die Kolonie ausgeübt hat. Wir sprechen von der versittlichenden, veredelnden Wirkung der Kunst. Man möchte es als rührendes Symbol bezeichnen, dass die Singakademie, als sie zum ersten Mal vor nahezu drei Jahrzenten vor das Publikum hintrat, die „Schöpfung“ von Haydn zum Vortrag brachte; ihre Erscheinung war selbst eine Schöpfung, die Schöpfung einer Schule, in welcher der Sinn für die reine klassische Musik bewahrt und fortgepflanzt werden sollte, und zugleich die Schöpfung einer Blütestätte für den nationalen Geist in seiner holdesten Erscheinung, in jener seiner Gestalten nämlich, wo er seine königlichen Glieder in die makellose, alle versöhnende Gewandung der Kunst hüllt. Die Singakademie ist geworden, was sie nach dem Plan ihrer Begründer werden sollte. Sie pflegte in gleicher Weise Vokal- wie Instrumentalmusik. Sie machte den Porteño, der nur italienische und französische Musik gekannt hatte, mit Gluck und Haydn, Mozart und Beethoven, und

mit Schuberts süssen Liedern bekannt. Warum haben doch die deutschen Künstler so wenig Mut und Unternehmungsgeist, warum macht nicht einer von ihnen gleich den italienischen Geigern einmal auch dem La Plata-Strom einen Besuch? Die Singakademie hat ihnen vorgearbeitet, dank ihrem langjährigen ebenso tüchtigen als sympathischen Leiter Herrn Karius hat sie das Ohr des Porteños geschult, und Joachims süsse Geige, Alfred Grünfelds Klavier, Poppers Violoncell wird nicht unverstanden bleiben. Das argentinische Publikum drängt sich zu den Konzerten, in welchen die Mondscheinsonate, die Appassionata, gegeben werden, und die Deutschen — ja, die Deutschen halten im Zeichen dieser Konzerte zusammen wie ein Mann. Sonst in Stände abgesondert, zerklüftet, finden sie in der Singakademie ein einigendes Band. In diesem Verein ist jeder willkommen, der Sinn und Mittel für die Kunst hat, und so gross ist der moralische Einfluss, den diese Kunststätte ausübt, dass niemand es wagt, sich aus thörichtem Hochmut von ihr auszuschliessen. Hier sind alle vertreten: der schlichte Handwerker, der Angestellte, der „Parvenu", die Junker-Karrikatur — und sieh' da, es hat niemand an Ansehen verloren, weil er in der Singakademie Schulter an Schulter mit Minderhervorragenden der Kunst huldigte; es geht doch, sich mit einem ehrenwerten Mann, welcher Klasse er sonst immer angehören möge, zusammenzuthun zu einem edlen Zweck. Und geht's hier, warum sollte es nicht in allem andern ebenso gehen? Singakademie, voran! Du bist der Tausendsassa, dem niemand widersteht; vielleicht gelingt es deiner sozialen Allmacht, die notwendige gesellschaftliche Reform in unserer Kolonie zu erzwingen und die Hemmnisse hinwegzuräumen, die einem freien, echt bürgerlichen und landsmannschaftlichen Verkehr im Wege stehen. Die deutsche Kolonie hat Ansehen, Reichtum und Macht; sie hat noch eine ungeheure Zukunft vor sich — sie soll auch das besitzen, was der beste Hebel zu weiterer Grösse und innerem Aufblühen ist: die Einigkeit.

Da wir von den Deutschen gesprochen haben, mag es am Platze sein, hier auch der in Buenos Ayres lebenden stammverwandten Östreicher zu gedenken. Klein an Zahl, haben sie bis jetzt nicht die Gelegenheit gehabt, als selbständiger, geschlossener Körper ihre Kraft zu erproben. Ihre Angehörigen, insofern sie

Deutsche sind, sind im allgemeinen in der grossen deutschen Kolonie aufgegangen, und insofern sie Italiener von der dalmatinischen Küste oder aus Triest, Istrien und Südtirol sind, haben sie sich, einem natürlichen Gravitationsgesetze folgend, der italienischen Kolonie angeschlossen. Doch innerhalb der letzten Jahrzehnte hat sich verschiedenes ereignet, wodurch die Aufmerksamkeit der Porteños auf Östreich gelenkt wurde, und unter dem Zusammentreffen günstiger Umstände hat sich das Selbstbewusstsein der kleinen östreichischen Gemeinde merklich gesteigert; sie beginnt sich bereits als selbständige Individualität in dem argentinischen Völkergewoge zu fühlen, und in immer schärferen und deutlicheren Umrissen hebt sich ihr Charakterbild von den andern sprach- und stammverwandten Ansiedelungen ab, mit welchen sich ihre Angehörigen bisher vermischten.

Es gab eine Zeit, da der östreichische Name bei den Südamerikanern in schlechtem Geruche stand. Man kannte den grossen mitteleuropäischen Staat bloss vom Hörensagen und schöpfte seine Wissenschaft über ihn fast ausschliesslich aus italienischen Quellen. Da ist es nun leicht zu erraten, welche Vorstellungen in solcher Schule eingepflanzt und grossgezogen wurden, denn die italienischen Blätter, Bücher und Geschichtswerke glichen ja in früheren Jahrzehnten, wenn es sich um Östreich handelte, den Hohlspiegeln, die nur hässliche, bis zur Unkenntlichkeit entstellte Zerrbilder der Wahrheit zurückgaben. So passierte es oft und oft, dass der Porteño förmlich erstaunt war, sobald er einen Östreicher erblickte, der sich in nichts von andern zivilisierten Menschen unterschied. Wer sich niemals in der Situation befunden, als Wundertier aus dem Grunde zu gelten, weil man eben kein Wundertier ist, der mag es sich von den Östreichern in Buenos Ayres sagen lassen, wie peinlich bei aller Komik diese Situation ist, die italienische Phantasie hatte sie mit den Kerkermeistern von den Bleidächern Venedigs, mit den Korporälen vom Spielberg identifiziert, und es bedurfte nun rastlosester Arbeit und tadellosester Haltung, um langsam und allmählich das allgemeine Vorurteil der Porteños hinwegzuräumen, und sich ihre Gunst und Achtung zu erobern. Indessen was war damit für das Bewusstsein des Östreichers viel gewonnen? Man weiss ja, dass der einzelne im Auslande doppelt empfindlich ist, wenn es sich

um Ruf und Ehre seines Vaterlandes handelt, und dass es für ihn kein vollkommenes Glück geben kann, solange nicht die Fremden, in deren Mitte er weilt, in seiner Person den Angehörigen eines ruhmreichen, ehrfurchtgebietenden Volkes anerkennen wollen. Ob nun auch die Zahl der östreichischen Kolonisten langsam anwuchs, und ob sie auch ihre Namen durch keinen Makel befleckten, so waren sie doch nur ein kleines Häuflein, ohnmächtig gegen die eingewurzelte Missachtung, und das Höchste, was man ihnen zugestand, war, dass man sie als Ausnahmen von dem östreichischen Nationalcharakter gelten liess. Man machte ihnen Komplimente über ihre Liebenswürdigkeit, ihren humanen Sinn, über ihren lebhaften Geist und gesellschaftliche Tournure — von ihrem grossen Vaterlande sprach man aber nach wie vor nur als einer Heimstätte der Verwilderung und der Barbarei.

Da kam das Jahr 1873, und mit ihm eine merkwürdige Umwälzung der Urteile über Östreich; der Umschwung vollzog sich unter dem Zeichen der Wiener Weltausstellung. In Östreich wird heute noch viel über den finanziellen Misserfolg der Ausstellung geklagt; man glaubt offenbar, solch ein Riesenunternehmen sei ein kaufmännisches Geschäft, das in kurzer Frist endgültig abgewickelt sein und mit dem Momente, da es zu Ende ist, ein für allemal Gewinn oder Verlust ergeben muss. Ich erlaube mir die Bemerkung, dass dies der Standpunkt eines Krämers ist, nimmermehr aber der eines Politikers und Staatsmannes; mit solchen Ansichten richtet man einen 27 Kreuzerbazar ein, nicht aber eine Weltausstellung, deren Nachwirkungen in den Welthandel bestimmend eingreifen und oft Jahrzehnte lang fortdauern. Hat die Wiener Weltausstellung ein Defizit ergeben, so ist das allerdings bedauerlich. Aber sind darum die Summen, die auf das Riesenwerk aufgewendet wurden, nutzlos verschwendet? Sind sie nicht vielmehr schon hundertfach zurückerstattet worden von dem Ausland, das durch die Ausstellung erst den Ruhm der östreichischen Arbeit, die Vortrefflichkeit der Fabrikate, die hohe Vollendung der Kunstgewerbe, den Reichtum an Getreide, Kohle, Eisen, Wein und tausend Schätze der Natur kennen lernte, die in Östreich gedeihen? Wir, die wir in weiter Ferne vom Vaterlande leben, wir wissen von dem ungeheuren Eindruck zu erzählen, den die Ausstellung in der entlegenen Fremde zurückliess; wir haben

diesen wohlthätigen Eindruck schier alltäglich in kommerzieller und sozialer Beziehung zu empfinden. Im Jahre 1873 war es, dass die Argentiner, deren europäisches Reiseziel bis dahin nur Paris, London oder Monaco gewesen, auch Wien zu sehen bekamen. Sie kamen anfangs vereinzelt, später in ganzen Gruppen. Sie kamen als Skeptiker — voller Bewunderung schieden sie, um bald wiederzukommen. Ihre Avantgarden betraten Wien ungefähr mit dem Gefühle, womit man sich entschliesst, einmal des Spasses halber sich auch eine dunkle Kuriosität anzusehen; denn was konnte es Schöneres geben als Paris, und der Abstecher von der Seine an die Donau, was konnte er anderes sein, als ein Sprung von der grossen Weltbühne in ein unbedeutendes, unästhetisches Tingel-Tangel voll des Qualms der Barbarei? Aber man muss nur die Briefe und Berichte gelesen haben, die die Besucher von jenseits des Ozeans damals in ihre Heimat sandten, um zu begreifen, was dieses Jahr 1873 in Östreichs Geschichte zu bedeuten hat. Dahin war es mit den alten, eingelernten Vorstellungen; die Vorurteile und Zerrbilder, sie waren dahin. Jene Briefe, Zeitungsberichte und mündlichen Erzählungen waren nicht nüchterne Schilderungen mehr, sondern förmlich dithyrambische Gesänge auf die altehrwürdige Kaiserstadt. Man nannte sie die Schöne, die Einzige, die Unvergleichliche. Sie war die Stadt der wundervollen Paläste und der schönsten Frauen, des Reichtums und der edelsten Kunstblüte, der schöpferischen Kulturarbeit und der heitersten, sonnigsten Lebensfreude. Die ersten Porteños, die Wien gesehen hatten, waren förmlich stolz darauf, die ersten gewesen zu sein; etwas wie Entdeckerfreude klang aus ihren Worten und Reden — sie hatten Wien entdeckt.

Der Österreicher in fremden Landen verweilt gerne bei diesen freundlichen Erinnerungen, und er muss es ja nicht erst erklären, warum. In jenen Tagen sah er sich plötzlich aus seiner dunklen Einsamkeit und Verlassenheit hervorgeholt und in die Mitte des reichsten Glanzes gestellt. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, das Lob der Heimat von fremden Zungen zu hören, und wann war je eine Eitelkeit reiner in ihren Motiven und segensreicher in ihren Folgen als diese? Etwas von den Sympathien, die man gegen sein Vaterland bekundete, übertrug man auch auf ihn. Wie ein Botschafter nahm er die herzlichen Glückwünsche der Fremden

für seinen Staat entgegen, und nicht nur, dass dies sein Selbstbewusstsein hob, so erwärmte es ihn auch zu dem Vollgefühle seiner staatlichen Zugehörigkeit und erfüllte ihn mit dem Gedanken, dass er ausser seinem täglichen Beruf auch noch den andern, idealeren Beruf habe, in dem entlegenen Weltteil ein würdiger Sohn seiner Heimat, ihrer Ehre und ihrer Kultur zu sein. Das sind nur subjektive Empfindungen, wird man sagen, kleine psychologische Momente, die in dem Getriebe der ungeheuren Weltallskräfte verschwinden; aber der Blick des weitausschauenden Staatenlenkers darf sinnend auch auf diesen ersten kleinen Quellen des Volksbewusstseins ruhen, auf diesen Tausendstteilchen der Gesamtkraft, die am Ende, gleichwie Sandkorn zu Sandkorn sich häuft, das grosse, schöpferische Staatenleben bestimmen.

Nun sind Jahre seit der Weltausstellung verflossen, und wir dürfen nun die Bilanz ziehen aus diesem bedeutungsvollen Zeitabschnitt. Die Porteños haben Österreich nicht mehr aus den Augen gelassen. Wenn man im Sommer zur Badezeit in den berühmten österreichischen Kurorten Rundschau hält, so wird man auch viele Gäste aus Argentinien finden; ihre Namen, die sich sonst nur in den Hotellisten der pyrenäischen Badeorte oder in denen von Nizza und Cannes vorfanden, man kann sie gegenwärtig auch in Karlsbad und Teplitz, in den Gasthäusern des tyrolischen Ampezzothals, Toblachs, Reichenaus und der oberösterreichischen Seen verzeichnet finden. Die reichen jungen Argentiner, die bisher nur die Pariser Sorbonne zur Ausbildung besuchten, sie lernen deutsch an jener Wiener Universität, auf deren Namen fünfhundert Jahre wissenschaftlichen Lebens ungezählten Lorbeer gehäuft haben; die jungen Argentiner sind in der Gemeinde des Wiener Quartier latin gekannt und geachtet, sie hören bei Billroth Chirurgie, bei Brücke Physiologie. Der Handelsverkehr zwischen der südamerikanischen Republik und Österreich ist ebenfalls von Jahr zu Jahr reger geworden. Die grossen Wiener Kolonialwarenhäuser beziehen (leider noch in indirektem Verkehr über Hamburg) ihre Waren aus Buenos Ayres; ebenso liefert Argentinien Fleischkonserven, Häute und Wolle für Österreich. Welchen Umfang dieser Verkehr erlangt hat, geht aus der Thatsache hervor, dass die Errichtung eines argentinischen Konsulats in der grossen Fabriksstadt Brünn notwendig geworden ist, und dass erst in

neuester Zeit wieder ein zweites Konsulat in Budapest kreiert wurde. Es hat denn auch die argentinische Gesandtschaft in Wien nicht bloss den Namen, sondern auch sehr wesentliche Interessen ihres Staates am Wiener Hofe zu vertreten, und der Gesandte Dr. Cané geniesst nicht bloss die Ehren eines accreditierten diplomatischen Würdenträgers, sondern er ist auch mit ernster, wichtiger Arbeit überhäuft. Bezeichnend ist die Thatsache, die auch in England nicht wenig Aufsehen erregt hat, dass die argentinische Regierung in den letzten Jahren zwei mächtige Panzerschiffe von den Werften von Triest bezog. Um die Wichtigkeit, welche in Buenos Ayres den Beziehungen mit Österreich beigelegt wird, zu illustrieren, thun wir aber wohl am besten, wenn wir einer österreichischen Stimme selbst das Wort lassen. Das „Neue Wiener Tagblatt“, eines der verbreitetsten Wiener Organe, das durch Schwung, Geist und Verve einen ersten Platz in der europäischen Publizistik einnimmt, meldete zu Anfang dieses Jahres folgendes: „Von einem in Buenos Ayres lebenden Österreicher erhalten wir einen überaus interessanten Bericht über die Anwesenheit unserer Kriegskorvette „Aurora“ auf der Reede der grossen La Plata-Metropole. Der vom 23. Dezember 1884 datierte Brief lautet: Einige schöne Tage liegen hinter uns, Tage von stolzester Freude, in denen unsere kleine österreichische Kolonie Anteil nehmen durfte an den Ehren und Auszeichnungen, mit denen hier, 6000 Seemeilen von der teuren Heimat entfernt, die ruhmwürdige österreichische Flagge überschüttet wurde. Auf ihrer grossen überseeischen Tour begriffen hielt nämlich Sr. M. Korvette „Aurora“ auf der Reede von Buenos Ayres, und von dem Augenblicke, da sie eingelaufen war, bis zu ihrem Scheiden war sie der Gegenstand lebhaftester Huldigungen seitens aller Kreise der hiesigen Bevölkerung. Die Stimmung unserer Kolonie zu schildern, als das herrliche Kriegsschiff bei uns zu Gate war, das ists ja wohl überflüssig — aber wir müssen dankbar der Herzlichkeit erwähnen, mit welcher die deutsche Kolonie, und an ihrer Spitze der hochverdiente deutsche Ministerresident Baron von Holleben, der tapfern Bemannung der „Aurora“ entgegenkam. Über alles Lob erhaben ist aber die wirklich hinreissende Liebenswürdigkeit, welche die argentinischen Behörden, zu oberst der Präsident der Republik selbst, der „Aurora“ erwiesen — wie denn die Regierung

des Generals Julio A. Rocca überhaupt dielebhaftesten Sympathien für Österreich bethätigt; so hat sie beispielsweise bereits zwei Kriegsschiffe in Triest bauen lassen, und erst in diesem Jahre hat sie in Budapest ein Konsulat errichtet. Für den 18. Dezember also war der Besuch des Präsidenten an Bord der „Aurora“ angesagt. Zu festgesetzter Stunde trat Baron von Holleben in die Amtsräume des Präsidenten Generals Julio A. Rocca ein, um ihn zu dem Besuch abzuholen; im Gefolge der beiden Herren befanden sich die höchsten militärischen Funktionäre der südlichen Konföderation, darunter der Kriegsminister General Viejobueno, Kontre-Admiral Cordero, der Adjutant des Präsidenten, Oberstlieutenant Escalante, die Kommandanten mehrerer argentinischer Kriegsschiffe, u. s. w. u. s. w. Den halbstündigen Weg vom Palast des Präsidenten bis zum Einschiffungsorte legte die ausgezeichnete Gesellschaft in prächtigen Wagen zurück, welche von Herrn Unzué zur Verfügung gestellt wurden. Man muss nämlich wissen, dass es ganz gewiss auf der ganzen Erdenrunde keinen begeisterteren Freund Österreichs und Wiens giebt, als Herrn Unzué, der es, so oft er europäischen Boden betritt, niemals unterlässt, sein teures Wien aufzusuchen, und der sich erst vor zwei Jahren seine gesamte Dienerschaft — Diener, Köchin, Stubenmädchen, Lakaien und Kutscher — aus Wien herbeigeholt hat. So liess er es sich denn auch nicht nehmen, bei den Festlichkeiten zu Ehren der „Aurora“ seinen Sympathien für Österreich wie und wo er konnte werkthätigen Ausdruck zu geben. Korvettenkapitän Viktor Bousquet und das Offiziercorps der „Aurora“ empfingen in Galauniform den Präsidenten der argentinischen Republik, die auf Deck angetretene Besatzung präsentierte das Gewehr, und das Musikcorps der Korvette spielte einen Marsch, während am Grosstopp die argentinische Flagge aufgezogen wurde. Dann fanden prächtige Manöver statt, die mit grösster Präzision und Leichtigkeit ausgeführt wurden. Kaum nötig ist es zu sagen, dass alles, was die Besucher auf der „Aurora“ sahen, nur dazu beitrug, den prächtigen Eindruck zu verstärken, den dieses schmucke Kriegsschiff und sein liebenswürdiges Offiziercorps allerorten gemacht haben. Nach Beendigung des mehr als anderthalbstündigen Besuches begaben sich der Präsident und seine Begleiter, zu denen sich nun auch Korvettenkapitän Bousquet gesellte, an Bord des in der

Nähe liegenden Schulschiffes „Argentina“, wo sie von dem Kommandanten Oberst Eugenio Bachmann, einem gebornen Österreicher, empfangen wurden, und von hier erfolgte dann die Rückfahrt nach der Stadt, wo die illüstre Gesellschaft, mit dem Präsidenten an der Spitze, im Café de Paris dinierte. An Bord der „Aurora“ fand sodann am 20. abends ein glänzendes Ballfest statt, welches die Offiziere ihren hiesigen Freunden und deren Familien gaben. Am 22. trat dann die „Aurora“, von den herzlichsten Wünschen begleitet, die Weiterreise an.“

Der Östreicher mag aus diesem Bildchen, das in einem der bedeutendsten Blätter eines Landes entworfen ist, ersehen, dass er am La Plata heutzutage soviel Wohlwollen und Gastfreundschaft finden wird, wie sie ihm vielleicht in engbefreundeten europäischen Staaten kaum geboten wird. Überall in Europa wird ihn heute die Not der Zeit verfolgen. Konkurrenzneid und Missgunst werden seine Bemühungen mit argwöhnischen Augen betrachten. Im wirtschaftlichen Krieg aller gegen alle, der über der alten Welt einherbraust und sich bereits auch nach Nordamerika hinübergezogen hat, wird er nicht ohne Feinde bleiben. In den grossen Fragen der auswärtigen Politik giebt es im europäischen Staatensystem noch Freundschaften und Allianzen, in den Fragen des wirtschaftlichen Lebens ist aber — jeder Tag belehrt uns ja darüber — das Wort „Freundschaft“ zu einem leeren Schall geworden, und die Völker sind durch das Prohibitivsystem in ihren Ökonomien so schwer geschädigt, sie werden eines vom andern so sehr isoliert, dass sie ihre Blicke in weite Entfernungen hinaussenden müssen, um nach Absatzgebieten für die Produkte ihres Bodens, ihrer Industrien, ihrer Künste zu suchen. Die Nationen, deren Länder grosse Küstenentwicklungen besitzen, haben sich gerade in unsern Tagen auf bedeutende und weltbewegende Kolonialunternehmungen eingelassen und stehen sich in zwei Weltteilen, in Asien und in Afrika, eifersüchtig gegenüber. Und Östreich? Glücklicherweise ist es durch seine Lage vor kolonialem Übereifer geschützt; aber während die andern streiten, könnte es sich vielleicht in aller Stille eine ausserordentliche Position in Südamerika schaffen. Ist doch Südamerika wahrhaftig nicht ausserhalb der Welt, und wenn Tonking den Franzosen einen Krieg wert ist, so dürften die La Platastaaten der österreichischen Handelswelt wenigstens einige

Aufmerksamkeit wert sein. Die berühmten österreichischen Weine z. B. könnten ganz gewiss mit den französischen konkurrieren; das steyrische Eisen, die böhmische Kohle, die herrlichen Glasfabrikate, die ja bereits die Weltstrasse nach Ostindien und Australien zurückgelegt haben, würden sich ebenso gewiss auch in Argentinien einbürgern können. Und da sprechen wir nicht einmal von jener wundervollen Kunstindustrie, die auf französischem Boden selbst die Franzosen, auf deutschem die Deutschen geschlagen hat; sie würde am La Plata ungeheuer reüssieren. Es kann ja nicht geleugnet werden, dass heute noch die bedeutende Entfernung und der in den Windeln liegende, äusserst primitive Seeverkehr zwischen Östreich und Argentinien dem Aufschwunge des wechselseitigen Warenaustausches hinderlich im Wege stehen. Aber das ist's ja eben; es ist Zeit, dass der heutige Zustand ein Ende nehme, dass der österreichiche Handel und Verkehr endlich auch einmal selbständig in der argentinischen Statistik figuriert, und dass östreichische Ware als solche deklariert werde, während sie bisher, bloss weil sie ihren Weg über Hamburg nahm, als deutsches Fabrikat angeboten und gekauft wurde. Würde sich denn nicht der herrliche Triestiner Hafen vorzüglich als Kopfstation für einen blühenden Handel nach den La Platastaaten eignen, und würde er nicht gerade dadurch endlich seiner natürlichen Bestimmung als Konkurrent der norddeutschen Häfen um einen gewaltigen Schritt sich nähern? Schliesslich sei nicht vergessen, dass die heutigen argentinischen Staatsmänner, die in einer ernsteren Schule aufgewachsen sind, als die Generation des Manuel Rosas, und die strenge darauf bedacht sind, die Frivolität und das Herrschergelüste von der Leitung der Staatsangelegenheiten fernzuhalten — es sei nicht vergessen, dass diese Staatsmänner mit Freude alles begünstigen, wodurch ihrer Heimat frisches Blut und Leben zugeführt und den Produkten ihrer heimatlichen Arbeit neues Terrain erobert werden kann. Solch' ein ernst denkender, klug berechnender Staatsmann ist der Präsident General Rocca, solch ein Mann ist auch sein Gesandter am Wiener Hofe, Dr. Cané, und wenn es namentlich der ausgezeichneten Loyalität und den rastlosen Bemühungen des letzteren zu verdanken ist, dass Argentinien heute in Wien sozusagen kein ausserweltliches Land mehr ist, so hat es eben derselbe Gesandte anderseits auch durch seine

geradezu klassisch zu nennenden Berichte über Österreichs Export- und Importfähigkeit dazu gebracht, dass man in der Casa rosada von Buenos Ayres immer eifriger Beziehungen mit Österreich anzuknüpfen sucht und alles favorisiert, was mit österreichischer Marke versehen ist. Werden diese Annäherungsversuche nicht unberücksichtigt gelassen, so lässt sich heute schon voraussagen, dass unter dem Schutze vorteilhafter Handelsverträge sich zwischen der La Plata-Mündung und der herrlichen blauen Adria ein Verkehr entwickeln wird, von dem beide Staaten gleichmässig profitieren werden.

Endlich ist noch eines nicht zu vergessen: das günstige Vorurteil nämlich, welches sich heute in Südamerika und speziell in Buenos Ayres dem österreichischen Namen zuwendet, und welches hervorgerufen zu haben zum guten Teil das persönliche Verdienst einiger vortrefflicher Männer ist. Mit besonderer Anerkennung sei hier des seinerzeitigen Ministerresidenten, Barons von Gravenegg, gedacht, der sich lebhaft um die österreichischen Interessen bemühte, dann des vor zwei Jahren verstorbenen Carlos B. Wehely — des Vaters der österreichischen Kolonie. Wehely war eine wahrhaft ehrfurchtgebietende Erscheinung; er war eine solche Vereinigung von Edelmut, Herzensgüte und Aufopferungsfähigkeit, dass sich an ihn weder Bavardage noch Tratsch und Klatsch jemals heranwagen durften. Alles liebte diesen österreichischen Patrioten, der keine schönere Pflicht kannte, als sich seiner Landsleute anzunehmen und ihnen mit allen Kräften zu dienen. Ich nannte ihn den Vater der Kolonie — er war es auch; er ist ganz unersetzlich für unsere Landsleute in Buenos Ayres. Was nun den gegenwärtigen Augenblick betrifft, so braucht man wahrlich nicht verlegen zu sein, um die hervorragenden Spitzen der Kolonie zu nennen. Abgesehen von mehreren Handelsfirmen, die in Ansehen stehen, giebt es auch geborene Österreicher, die sich hier auf Posten aufgeschwungen haben, welche vor ihnen einem Fremden schier unerreichbar dünkten. Namentlich ist es das österreichische Offizier- und Marinecorps, aus dessen Mitte solche Männer hervorgingen. Man frage z. B. in Buenos Ayres nach den Namen Czetz, Bachmann, Francisco Latzina, Mauricio Mayer — alle vier gehörten einst der österreichischen Armee an und stehen heute in der Reihe der durch Tüchtigkeit und verdienstvolle Schöpfungen

populärsten Männer der argentinischen Metropole. Ihre Lebenswege haben sich merkwürdig geteilt. Latzina ist heute ein namhafter Gelehrter, und zwar ist die Statistik sein Fach, die erst durch ihn in Argentinien eingeführt und eingebürgert wurde. Seine wissenschaftlichen Publikationen erfreuen sich in Europa hohen Ansehens; mehr als viele andere litterarische und scientifische Mitteilungen sind es heute Latzinas Werke, aus denen die europäischen Gelehrten ihre Kenntnisse über den gegenwärtigen Zustand Argentiniens schöpfen. Czetz und Bachmann sind der militärischen Laufbahn treu geblieben, und wir werden noch Gelegenheit haben, von den grossen Verdiensten zu sprechen, die sie sich um die Ausbildung des argentinischen Wehrsystems erworben haben, und zwar Czetz in der Eigenschaft als Reorganisator des militärischen Bildungswesens, unter dessen Leitung aus der Kadettenschule in Palermo und der höheren Offiziersakademie trefflich gebildete Offiziere hervorgehen; und nicht minder Eugenio Bachmann als Direktor der Marineschule sowie als Kommandant des in Triest gebauten Kriegsschiffes „Argentina“. Was endlich Mauricio Mayer betrifft, so ist er heute entschieden eine der interessantesten Persönlichkeiten von Buenos Ayres. Sein Leben bietet den glänzendsten Beweis, dass Wollen Können ist. Vor 20 Jahren stand er als Fremder, arm, freundlos und verlassen in der ungeheuren Stadt, deren Sprache er kaum kannte. Aber geschmeidig gleich einem Italiener, lebhaft und fruchtbaren Geistes gleich einem Franzosen, ausgerüstet endlich gleich einem Sohn Albions mit unzerbrechlicher Zähigkeit und Geduld, stürzte er sich unbedenklich in den Wettlauf um Macht und Gewinn. Heute ist er Präsident der Westbahn, Direktor der Provinzialbank, eines Instituts, dessen Schicksale aufs innigste mit denen des Staates verknüpft sind. Seine Stellung stellt an die persönliche Qualifikation ausserordentliche Anforderungen, er muss Diplomat sein im Verkehr mit der Regierung, und in seinen finanziellen Calcül muss er die Politik des ganzen Südamerika ebensowohl wie die Politik Englands, Frankreichs und Italiens als bestimmende Faktoren einbeziehen. Bis auf den heutigen Tag hat ihn sein Genie durch hundert Fährlichkeiten hindurch geleitet, und wie viele harte Nüsse es im Laufe der Zeiten auch zu knacken gab — dieser geniale Östreicher hat bewiesen, dass er gute Zähne hat, kein

Fremder hat es noch zu solchen Stellungen gebracht, und ich zweifle nicht, dass Mayer noch Minister wird.

Trotz der hervorragenden Stellung aber, die sich einzelne Männer in der geschilderten Weise errungen, lässt es sich doch nicht verhehlen, dass die östreichische Kolonie heutzutage noch lange nicht jene Blüte erreicht hat, die sie mit einiger Anstrengung von ihrer Seite und mit einiger Unterstützung vom Vaterlande her erreichen könnte. Noch ist sie kein ebenbürtiger Faktor im Vergleich mit der deutschen, französischen und englischen Kolonie, noch wird sie an Kopfzahl selbst von den Schweizern übertroffen, die entweder in Buenos Ayres selbst dem Gewerbe leben oder in der Provinz Ackerbaukolonien begründen lassen. Aber wenn man auch nur das Heute betrachtet, welche Aspekte eröffnet es nicht für die Zukunft! Wie zeigt es mit unwiderleglicher Kraft, dass am La Plata alle Bedingungen zum wirtschaftlichen und sozialen Wohlergehen einer grossen östreichischen Kolonie vorhanden sind! So wünschen und hoffen wir denn, dass diese glückverheissenden Vorzeichen auch im Vaterlande selbst freundliche und wohlwollende Beachtung finden, und dass es dem argentinischen Staatsmanne am Wiener Hofe, dem Gesandten Dr. Cané, gelingen möge, seine Absichten realisiert, einen regen, mächtig aufblühenden Verkehr zwischen dem La Plata und den Ufern der Adria hergestellt zu sehen.

Ökonomische Verhältnisse.

Zu dem Bilde der sozialen sei in den nachfolgenden Zeilen nun auch in gedrängter Kürze ein Abriss der ökonomischen Verhältnisse der La Plata-Metropole hinzugefügt. Weit entfernt von dem Anspruch auf Vollständigkeit verfolgen diese Streiflichter nur den Zweck, dem Leser auch die Bekanntschaft jener Elemente zu vermitteln, ohne welche das Urteil über ein grosses Gemeinwesen stets ein schiefes bleiben müsste.

Das Fundament seiner Grösse und seines Wohlstandes besitzt Buenos Ayres gleich London, Bombay und New York in seinem Hafen, durch dessen ungünstige Lage es zwar von Natur aus nicht prädestiniert erscheint, eine hervorragende Rolle in dem Kulturleben Südamerikas zu spielen, sondern es sollte Montevideo sein, welches seiner topographischen Lage gemäss schon zur Arterie des südamerikanischen Handels angelegt zu sein scheint. Die politischen Wirrwarre jedoch der Uruguayanischen Nachbarin haben dazu beigetragen, dass das grosse Ausfallsthor, durch welches sich der Handelszug von und nach Europa bewegen muss, in Buenos Ayres ist. In nicht unbeträchtlichen Äquivalenten zieht zwar heute der Verkehr auch an Buenos Ayres vorbei stromaufwärts direkt nach Rosario, allein diese Abzweigung kann der Hauptlinie nichts von ihrer Bedeutung nehmen. Noch heute müssen mehr als 70 % des transozeanischen Verkehrs die Douane von Buenos Ayres passieren, und unter den glücklichen geographischen Bedingungen, wie sie nun einmal gegeben sind, wird sich das Verhältnis der beiden Städte wohl auch in Zukunft nicht ändern. Die Metropole und ihre junge Schwesterstadt Rosario dürfen übrigens neidlos auf einander blicken; sie sind eben keine Konkurrenzhäfen, die einander sozusagen das Brot vor dem Munde wegschnappen müssen, um zu existieren. In den verschiedenen

Machtsphären, die ihnen von der Natur gegeben sind, können beide neben einander bestehen, ohne dass der Vorteil der einen Stadt die andere schädigen würde; auf dem ausgedehnten Territorium der Republik ist selbst Platz für mehr als zwei Städte. — Wir sagten also, dass in Buenos Ayres die Hauptströme des Exports und Imports münden. Die Produkte nun, welche das Land von seiner grossen Reede entlässt, um sie im Warenaustausch an Europa abzugeben, repräsentieren ungeheure Werte, Werte, die es beweisen, welch' mächtige Konkurrenz namentlich dem australischen Überseehandel in Argentinien entstanden ist. Dieser Export umfasst: Rindvieh, Pferde, Wolle, Häute, Klauen, Hörner, Talg, Därme, Fleisch, Fleischextrakt, Rindöl, Knochen, Mais, Klee, Pepton, Straussenfedern u. s. w., und nach ihrer kommerziellen Wichtigkeit geordnet führen die Hauptlinien dieser Warenausfuhr nach Frankreich (welches allein um jährlich 6 Mill. Frcs. Produkte von uns aufnimmt), ferner Belgien, Deutschland, Uruguay, England, Italien, Vereinigte Staaten, Spanien, Brasilien, Chili und Paraguay. Was dagegen aus der Fremde nach Buenos Ayres gebracht wird, um von hier aus über das ganze Land verbreitet zu werden, haben wir bereits ausführlich behandelt. Eine einheimische Industrie besitzt das Land gar nicht oder doch nur in wenig nennenswerter Ausbildung, so dass es mit Bezug darauf den europäischen Handelsstaaten tributär ist. Was im Lande selbst erzeugt wird, ist mit einigen Bierbrauereien, Liqueur- Eis- und Zündhölzerfabriken, Spiritusbrennereien sowie einigen Zuckerraffinerien an der brasilianischen Grenze so ziemlich erschöpft; allenfalls kann man dazu noch hie und da eine mechanische Werkstätte, sowie die nicht unbedeutende Möbelproduktion rechnen. Alles in allem wird jedoch durch diese industrielle Thätigkeit wenig über 5 % des Bedarfs gedeckt, so dass also noch für lange Jahre nicht daran zu denken ist, das Land von dem europäischen Gewerbefleiss unabhängig zu machen, und dass Argentinien noch geraume Zeit in der Statistik der europäischen Industriestaaten als eines der aufnahmsfähigsten Länder figurieren wird. Die Hauptmasse des Imports hat ihre Quellen in England und Frankreich, dann in Deutschland, Italien, Belgien, Spanien, den Vereinigten Staaten und Uruguay. Wenn man in dieser Liste den Namen Östreich-Ungarns vermisst, so ist, wie wir bereits gesagt

haben, kein anderer Schluss daraus zu ziehen, als dass dieser Staat es bis jetzt unterlassen hat, seiner guten Ware auch seinen guten Namen zu geben, denn in Hülle und Fülle finden sich seine Erzeugnisse auch am La Plata, jedoch unter deutscher oder französischer, nur nicht unter heimischer Flagge.

Ist nun Argentinien im stande, all diesen Bedarf, der durch das Ausland befriedigt wird, mit den eigenen Produkten zu decken; mit andern Worten, erreicht die Ausfuhr die Höhe des Imports, ist die Handelsbilanz eine aktive oder eine passive? Die statistischen Ergebnisse einer längeren Reihe von Jahren gaben darauf eine befriedigende Antwort, indem sie bewiesen, nicht nur dass stets ein beträchtlicher Überschuss zu Gunsten des Landes vorhanden war, sondern dass auch sowohl die Export- wie die Aufnahmsfähigkeit sich konstant steigerte. Ja selbst für das laufende Jahr, in welchem eine finanzielle Deroute schwere Opfer forderte, führen die Ausweise über das erste Quartal Daten ins Treffen, die den gesunkenen Mut notwendig beleben müssen und eine sichere Bürgschaft für die ökonomische Kraft des Landes geben. Diese Daten sind die folgenden: in dem ersten Quartal des laufenden Jahres betrug

der Export 23 003 332 Pesos fuertes = rund 115 Mill. Frcs. (1884 in demselben Zeitabschnitt 19 308 251 Pesos fuertes = rund 97 Mill. Frcs.)

der Import 19 308 251 Pesos fuertes = rund 97 Mill. Frcs. (1884 in demselben Zeitabschnitt 14 713 385 Pesos fuertes = rund 74 Mill. Frcs.).

Für die genannten Zeitabschnitte hat sich also der Export um 18 Mill. Frcs., der Import um 23 Mill. Frcs. gehoben, was allerdings ein steigendes Übergewicht des letzteren bedeutet; aber selbst in dem, wie gesagt, nicht wolkenfreien ersten Quartal 1885 hat die Ausfuhr die Einfuhr um nicht weniger als 18 Mill. Frcs. übertroffen, ein Ergebnis also, für welches die Finanzpolitiker so manches weltbeherrschenden Staates den Göttern auf den Knieen danken würden. Ausser der volkswirtschaftlichen hat dies aber für den Staat noch eine besondere finanz- und steuerpolitische Bedeutung, indem er die Zölle, mit denen er diesen ganzen ungeheuren Verkehr belegt, zu seiner Haupteinnahmsquelle macht. Um eine Vorstellung von dem Erträgnis derselben zu geben, seien

hier die entsprechenden Ziffern für das erste Quartal des laufenden Jahres angeführt. Es betrugen in diesem Zeitraum die Zolleinnahmen in der Douane von Buenos Ayres

an Eingangszöllen 5 162 971 Pesos fuertes (1884: 4 108 711 Pat.)
an Ausfuhrzöllen 952 635 Pesos fuertes (1884: 1 218 251 Pat.)

zusammen also 6 115 606 Pesos fuertes gleich 30½ Mill. Frcs. gegen 26½ Mill. Frcs. des ersten Quartals 1884. Diese Ziffern sprechen zur Genüge für die wirtschaftliche Kraft der Republik und in erster Linie der Hauptstadt selbst: noch klarer tritt aber dieselbe hervor, wenn man den auswärtigen Verkehr mit der Kopfzahl der Bevölkerung zusammenhält. Dieser Vergleich ergiebt nach Latzinas Berechnungen für 1882 folgendes überraschende Resultat: der Wert der Handelsbewegung auf die Kopfzahl repartiert, entfielen 1882 auf den Kopf: in England 455 Pesetas, Frankreich 240 Pes., Argentinien 220 Pes., Deutschland 185, Vereinigte Staaten 170, Brasilien 105, Östreich-Ungarn 85 Pes., Italien 80, Spanien 15 Pes. Argentinien rangiert also in dieser Beziehung an dritter, das grosse Deutschland an vierter Stelle; Östreich steht leider mit seiner minimalen Ziffer tief zurück, und das Mutterland der argentinischen Republik, jenes Spanien, in dessen Besitzungen einst die Sonne nicht unterging, und dessen Einwohner in Gold und Silber sich wälzten, dieses unglückliche Spanien ist durch seine verderbte Staatskunst heute in seinem Handelsverhältnis fast fünfzehnmal ärmer als die südliche Konföderation.

Ich habe von den Einnahmsquellen des Staates gesprochen. Unter die Dinge nun, in welchen die Republik noch glücklicherweise hinter Europa zurückgeblieben ist, gehört auch das preiswürdige Steuerwesen mit seinen Systemen und Apparaten, welche bekanntlich so genial konstruiert und so trefflich ausgebildet sind, dass heute unter ihrem Drucke ein einziges grosses Seufzen durch Mitteleuropa geht. Das freiere Amerika kennt noch nicht diese Omnipotenz der Steuerschraube. Meine argentinischen Leser werden sich wahrscheinlich an den Kopf greifen, wenn sie erfahren, dass beispielsweise in dem einst so reichen Wien der Staat von jedem Hause 47% des Ertrages an verschiedennamigen Steuern einkassiert; der naive Porteño wird ausrufen: ja, dann ist ja der Hausherr gar nicht Hausherr mehr! So ist es auch. In den Gesetz-

büchern der alten Welt werden noch immer mit grossem Aplomb die Prinzipien von der Freiheit des Individuums, von der Heiligkeit und Unantastbarkeit des Eigentums kodifiziert, daneben aber erfindet diese philosophische Staatsweisheit in Form von Steuern, Zöllen, Gebühren und Spezialabgaben immer neue Bleigewichte, womit Individuum und Besitz zu Boden gedrückt, der Erwerb rücksichtslos belastet, der Verkehr ungeheuer verteuert, gefesselt und eingeschnürt wird. Das sind eben Dinge, die der Amerikaner nicht versteht. Er begreift, dass die Staatsmaschine eigener Mittel bedarf, um im Gang zu bleiben, aber wozu er mehrerer als der notwendigen und unerlässlichen Mittel notwendig hat, das begreift der Amerikaner nicht. So ist denn in Argentinien wie in Nordamerika der Grundzug des Steuersystems der, dass in erster Linie nur eine solche Abgabe auferlegt und erhoben werden darf, wodurch die wirtschaftliche Kraft des Staatsbürgers nicht leidet — also ausserordentlich mässige Steuern vom Besitz jeder Art und fast ungehemmte Freiheit des Verkehrs auf dem Territorium der Republik; zur Deckung des staatlichen Lebensbedarfs dienen aber die Finanzzölle, mit denen die Einfuhr und zum geringen Teil auch der Export belegt werden. Gewiss sind diese Zölle nicht gering, aber in ihrer Gesamtheit stellen sie doch noch immer eine geringere und weniger empfindliche Belastung dar, als wie wenn in Europa eine nominell geringfügige Steuer durch allerhand Zuschläge in Wirklichkeit auf das zehn- und selbst zwanzigfache ihres angeblichen Fusses erhöht wird. Ein anderes ist es freilich um die Ordnung im Staatshaushalt, und wenn man von diesem Kapitel spricht, ist es wieder an den Europäern, manchmal verwundert die Köpfe zu schütteln. Denn es kann nicht geleugnet werden, dass es damit in Argentinien noch recht sehr happert, und dass neben vielfachen Mängeln in der Organisation hauptsächlich ein Grundübel es ist, an welchem die Finanzverwaltung leidet: das Übel der Unwirtschaftlichkeit und Verschwendungssucht. Man möchte fast glauben, dass diese Untugend unausrottbar dem national-argentinischen Charakter anhaftet: die luxuriösen Neigungen, die wir in dem Leben der Familie fanden, sie treten auch bei der Führung des Staatshaushaltes hervor. Die Ausgabenetats der Republik sahen sich zu Zeiten so an, als hätte sie Timon von Athen verfasst; ungeheure und schwer oder gar nicht durchführbare Pläne

wurden darin mit einer Naivetät ins Auge gefasst, als wäre ihre Realisierung ein Kinderspiel, und für diese gigantischen Pläne wurden Betrag um Betrag ins Budget eingestellt, als ob der Staat eine Wünschelrute besässe, die nur ein wenig durch die Luft zu sausen braucht, um alles Gold und Geschmeide, das einer braucht, sofort herbeizuzaubern. Das ist es eben, dass eine Tugend, von der man eine allzu grosse Dosis besitzt, sich durch ihr Übermass selbst in das Gegenteil verkehrt; die lebhafte Phantasie, die uns an dem Porteño so wohl gefiel, hat im politischen Leben auch viele Illusionäre geschaffen, und nirgends rächt sich die Illusion so empfindlich, wie gerade auf dem rauhen Gebiet der Finanzen. Hier ist kühlste Berechnung, leidenschaftsloseste Abwägung des Möglichen und des Unmöglichen die erste und oberste Voraussetzung einer gedeihlichen Wirksamkeit, und in dem halbtropischen La Plataklima, scheint es, sind diese nordischen Charakterelemente nun einmal nicht alltäglich zu finden, und um nicht selbst all zu herb in dieser importanten Question Kritik zu üben, spreche ich mit dem Leitartikel der Deutschen La Plata-Zeitung vom 21. Juni 1885, und diese ist bekannter Weise der ärgste Feind unserer Regierung nicht. — Nun, dem Freunde soll man ja die Wahrheit sagen.

Anleihen, Ersparnisse und Günstlingswirtschaft.

Man ist sowohl in massgebenden Regierungskreisen als auch im Publikum vollständig darüber einig, dass eine nachhaltige Aufbesserung der argentinischen Finanzen nur dadurch erreicht werden kann, dass aus dem allzu stark belasteten Ausgaben-Etat des Staats alle diejenigen grösseren und kleineren Summen gestrichen werden, die unnützen oder unproduktiven Zwecken dienen. Das heutige Budget mit seinen zahllosen Ausgabeposten für Sinekuren und eine zu weit getriebene äussere Repräsentation gleicht eben aufs Haar dem berühmten Fasse der Danaiden, welches alles Gold der Welt nicht auszufüllen vermöchte. Wirft man die fünfzehn oder sechzehn Millionen Nacionales, welche Herr Pellegrini neuerdings den englischen Bankiers abgerungen zu haben scheint, in dasselbe hinein, anstatt sie bis auf den letzten Heller für produktive Anlagen auszugeben, so werden sie spurlos verschwinden, ohne dem Lande irgend welchen Vorteil zu bringen und ohne

die Löcher des Präsupuesto, alias Danaidenfasses, zu verstopfen. Es wäre also geradezu verbrecherischer Leichtsinn, wenn man zur Begleichung des Unterschieds zwischen Ausgaben und Einnahmen mit jenem Gelde rechnen wollte, anstatt Ersparnisse zu machen. Letzteres hat man denn auch vor, und es fragt sich nur, ob es schliesslich — wenn das Gold der Londoner Bankiers erst einmal im Kasten klingt — nicht doch bei den guten Vorsätzen bleiben wird, mit denen ja auch der Weg zur Hölle gepflastert ist.

Ohne die ehrlichen Absichten der gegenwärtigen Regierung irgendwie in Zweifel zu ziehen, müssen wir das fast glauben, weil wir leider voraussehen, dass die besonderen Umstände, die personellen Verpflichtungen gegenüber einer auf geleistete Dienste pochenden hungrigen Gevatterschaft, und endlich der zu unnützen Ausgaben aller Art treibende Grossmachtskitzel, stärker sein werden als diese ehrlichen Absichten.

Mit Bezug auf die aus der Versorgung von unfähigen Günstlingen erwachsenden Ausgaben hat die „Nacion“ uns einige hübsche Belege geliefert, indem sie beiläufig erwähnte, dass der von der Regierung nach Europa geschickte Einkäufer von Eisenbahnmaterial schon eine Viertel-Million Nacionales an Kommission verdiente, dafür aber unbrauchbares Material lieferte.

Grössere Ausgaben noch als die Unterbringung unwissender Protégés verursacht dem Staate indes der oben erwähnte Grossmachtskitzel, oder — wenn man lieber will — die Sucht vor dem Auslande zu glänzen, die den Argentinern nun einmal in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wir wollen hier nicht von den Kosten sprechen, die eine allzu ausgedehnte diplomatische Repräsentation dem Staatsschatze auferlegt — obwohl das Messer der Kritik gerade an diesem Punkte sehr leicht angesetzt werden könnte — sondern nur ein Beispiel anderer Art anführen, welches diese Neigung zum Grosstum am unrechten Orte in krasser Weise beleuchtet.

Als vor nicht langer Zeit einige dreissig argentinische Marineschüler unter Führung von einem halben Dutzend Offizieren nach Triest gesandt wurden, um das daselbst erbaute Schulschiff „La Argentina“ abzuholen, da quartierte man alle die blutjungen Herrchen in dem ersten und teuersten Hotel der österreichischen Hafenstadt ein und liess sie dort auf Staatsunkosten einige Monate

herrlich und in Freuden leben. Damit nicht genug, gab man ihnen auch noch die Mittel, eine Vergnügungsreise nach Venedig, Wien, Berlin und Paris zu machen, damit sie auch dort gewissermassen Flagge zeigen und durch ihr chevalereskes Auftreten angenehmes Aufsehen erregen sollten.

Auf diese Weise glaubte man jene sechzehn bis siebzehnjährigen Jünglinge in der europäischen Gesellschaft gut einzuführen und den Glanz des argentinischen Namens zu erhöhen. Dass unter solchen Umständen die Überführung der „Argentina“ von dem bezeichneten Hafenplatz nach dem La Plata mehr kostete als das ganze Schiff, wird niemanden Wunder nehmen; ebensowenig, dass der angestrebte Zweck keineswegs erreicht wurde.

Gewohnt, die Seekadetten aller europäischen Marinen in einfacher und bescheidener Weise auftreten und nur mit kurzem Urlaub ihr Schiff verlassen zu sehen, mussten das grossartige Benehmen und das ostentative Herrenleben, welches jene jungen Argentiner überall führten, notwendig entweder eine scharfe Kritik oder ein höhnisches Lächeln hervorrufen. Man findet es in Europa eben einfach unbegreiflich, dass junge Burschen, die noch in die Schule gehen, sich benehmen, als ob jeder von ihnen der Repräsentant seines Landes wäre, und noch unbegreiflicher, dass eine ernste Regierung ihnen die Mittel und die Gelegenheit dazu giebt. Die Schlüsse, welche man daran auf die Disziplin und die seemännische Berufsthätigkeit jener künftigen Marineoffiziere machte, konnten unmöglich günstige sein.

Etwas Ähnliches wie der „Argentina“ ist der „Uruguay“ auf ihrer letzten Reise nach Europa passiert, denn Reise und Reparaturen haben mehr gekostet als das ganze Schiff.

Das sind Ausgaben, die nicht allein nichts nützen, sondern sogar schaden, weil sie das Land und seine Regierung in den Ruf der Unsolidität bringen.

Denkt man also ernstlich daran, Ersparnisse zu machen, nun gut, so fange man wenigstens am rechten Ende an und streiche zunächst alle überflüssigen Extra-Ausgaben für flanierende Generäle, Materialien-Einkäufer, überflüssige Legationssekretäre und prunkvoll auftretende Repräsentanten der Marine aus dem Etat. Ferner appelliere man an den Patriotismus der Herren Vaterlands-Vertreter, die bekanntlich Unsummen Geldes für möglichst geringe

Leistungen beziehen, man reduziere das Heer der matétrinkenden Beamten, die in allen Offizinas herumlungern, schaffe keine neuen Schiffe mehr an, die auf der hiesigen Reede verfaulen, und breche ein für allemal mit dem Prinzip des politischen Favoritismus, der heute so hässliche Blüten am Baume der Staatsverwaltung treibt.

Dann, aber auch nur dann, wird manches anders und besser werden.

Das zeigt sich auch in der Handelswelt. Export und Import ruhen fast ganz in den Händen der Fremden. Der Estanciero liebt es nicht, seinen Geist mit kommerziellen Kalkulen zu beschweren; lieber baut er seinen Kohl im Stillen, d. h. er sieht zu, wie ihm Getreide und Vieh heranwachsen, und verkauft es dann zu billigsten Preisen an die fremden Exporteure, von denen erst die Ware zur überaus gewinnbringenden Verwertung direkt nach Europa verfrachtet wird. Meist sind es Deutsche, Belgier und Engländer, die sich mit diesem profitabeln Zwischenhandel beschäftigen, also wieder Ursache dafür, dass unter den argentinisch-europäischen Frachtschiffsverbindungen jene mit Belgien, Deutschland und England die zahlreichsten sind. Übrigens erfahre ich gerade während dieses Buch im Druck ist, dass der vorjährige Besuch des östreichischen Kriegsschiffs „Aurora“ in Buenos Ayres eine im beiderseitigen Interesse erfreuliche Folge gehabt hat. Der vom Kapitän V. Bousguet an seine Regierung erstattete Bericht über seine Reise enthielt nämlich eine Reihe von Anregungen zur Herstellung regerer Handelsverbindungen Östreich-Ungarns mit den La Platastaaten, und eine dieser Anregungen bezieht sich speziell auf die Reorganisation der konsularischen Vertretung des Kaiserstaates in Argentinien. Im Schosse der kaiserlichen Regierung besteht denn auch, ebenso in der Direktion des östreichischen Lloyd, wie mir der Direktor Baron Hauser versicherte, alle Geneigtheit, auf diese Vorschläge einzugehen, sowie nach Kräften die Aktivierung der von der Handelswelt sehnlichst verlangten regelmässigen Dampferverbindung mit Südamerika zu betreiben. — Doch um zurückzukehren, so ist es nicht genug zu verwundern, wie die einheimische Bevölkerung in dem Handelsleben immer und überall den ersten Platz an andere überlässt und selbst sich mit der bescheidensten Rolle genügt;

fast könnte man den Ausspruch riskieren, dass der Porteño stolz darauf ist, in kommerzieller Beziehung nur Lakaiendienste zu leisten. Am meisten favorisieren die Einheimischen mittleren Standes noch die Börse, und es ist namentlich das Börsenmaklergeschäft in ihren Händen; aber wie rentabel dasselbe unter Umständen auch sein mag, so spielt doch der Sensal, hier unten Corredor genannt, nicht die erste Geige, sondern wiederum sind es die Fremden, die Eingewanderten, die hier herrschen und die grossen Geldschlachten dirigieren, die hier geschlagen werden. Die Börse bietet übrigens äusserlich sowohl wie im innersten Wesen interessante Kontraste gegenüber dem Börsenleben, wie es sich in Europa ausgebildet hat. Auffallend ist es schon, dass der Geschäftsgang sich in verhältnismässiger Ruhe, ohne überflüssigen Aufwand an Lungenkraft abwickelt — ein Vorzug also gegenüber den Gewohnheiten des europäischen Börsepublikums, das mit seinem heidenmässigen, ohrenzerreissenden Lärm und Gejohle die Börse in Verruf gebracht und zu einer seltsamen, unsympathischen Kuriosität gestempelt hat. Der zweite grosse Unterschied, ein Unterschied wesentlichster Art, besteht aber darin, dass in Buenos Ayres glücklicherweise die Börse noch nicht zur Herberge geworden ist für jenes krankhafte, halb und halb schwindelhafte Spieler- und Spekulantentum, das an europäischen Börsen heute eine typische Erscheinung ist. Es giebt keine eigentlichen Berufsbörsianer, kein Koulissengeschäft, kein wahnsinniges Spiel um blosse eingebildete Werte, vielmehr hat das Institut seinen Charakter als grosser Waren- und Geldmarkt, sowie als Regulator für reelle Waren- und Geldwerte bis jetzt intakt erhalten und alle Versuche zurückgewiesen, diese seine Eigenschaft nach europäischem Muster ins Schlimme zu „verbessern“. Das Hauptkontingent der Börsebesucher stellt denn auch die ernste Kaufmannschaft, und aus dem Interesse dieser Kaufmannschaft, die mit tausend Fasern mit dem Handelsleben Europas verknüpft ist, fliesst es hauptsächlich, dass der Gold- und Wechselkurs der europäischen Plätze auf dem Geldmarkt von Buenos Ayres eine hervorragende Rolle spielt. Daneben werden natürlich die einheimischen Papiere besonders stark gehandelt, und unter diesen sind wieder die Aktien der Hypotheken- und der Nationalbank die leitenden Spielpapiere, deren Kurs dem ganzen Markt das Gepräge giebt.

Überhaupt giebt das Bankwesen den vielleicht stärksten und lebendigsten Ausdruck für die kommerzielle Bedeutung der Metropole. Es wäre thöricht, ein argentinisches Institut mit der Englischen Bank vergleichen zu wollen, aber zieht man alle Umstände in Betracht und berücksichtigt man namentlich die Jugend des argentinischen Handels, so wird man finden, dass das Verhältnis zwischen den argentinischen und europäischen Banken durchaus kein ungleiches ist, und dass Buenos Ayres, wenigstens was das ungeheure Mouvement in seinen Banken anbelangt, vielleicht allen Städten des europäischen Kontinents voraus ist. Die Metropole hat, die unzähligen Privatbankhäuser abgerechnet, nicht weniger als sieben grosse öffentliche Banken, deren ungeheure Wirksamkeit förmlich bis in die letzte und entfernteste Ackerbaukolonie hinabgespürt wird. Diese Institute sind: die Provinzialbank mit 17 Filialen, die Nationalbank mit 17 Filialen und 14 Agenturen, die Hypothekenbank, die Italienische Bank, die Bank von Josef Carabassa & Cie. auch Spanische Bank genannt (ihr Begründer vor 20 Jahren noch ein ganz unbemittelter Börsenmakler), dann die Londoner River Platabank, und endlich die Englische Bank.

Unter allen diesen Instituten nimmt die Provinzialbank in aller und jeder Beziehung den wichtigsten Rang ein. Die nachfolgenden Ziffern mögen einen mässigen Begriff von ihrer Bedeutung geben: im Jahre 1882 wiesen ihre Bücher aus: ein Eigenkapital von 150 Mill. Frcs., an Depots 158 Mill. Frcs., welche sich auf 22,000 Depositeure verteilten; an kommerziellen Depots 36 Mill. Frcs., an Eingängen auf Contocorrents 350 Mill. Frcs., desgleichen an Ausgängen 351 Mill. Frcs., an Portefeuillewerten 250 Mill. Frcs. Die von ihr emittierten Bankbillets repräsentierten 173 Mill. Frcs. In jenem Jahre betrug ihr Reingewinn 12 Mill. Frcs., so dass auf den Monat im Durchschnitt eine runde Million entfiel. Wenn möglich noch interessanter sind folgende Daten: 1881 hatte die Provinzialbank für Europa für 45 Mill. Rimessen abgegeben, 1882 bereits für 70 Mill., 1883 für 165 Mill. und 1884 war sie bereits bei dem ungeheuren Betrag von 260 Mill. Frcs. Rimessen für europäische Plätze angelangt. Dieser horrende Verkehr war mit ein Beweggrund dafür, dass das Rimessengeschäft eingedämmt wurde, da die Bank dadurch in Gefahr geriet, ihre ganzen Fonds einzig und allein in diesem Zweig aufzuwenden.

Nun ist sie aber nicht zu diesem Zweck allein in der Welt, sondern sie hat auch ausserordentliche Pflichten in der Heimat selbst zu erfüllen, ja, man kann sagen, dass sie förmlich die Milchkuh von ganz Buenos Ayres ist. Ich glaube, die Hauptstadt hat, was sie ist, zum grössten Teil der Provinzialbank zu verdanken, denn nichts kann sich dem wohlthätigen Einfluss vergleichen, den dieses Institut insbesondere durch die Förderung des Mittelhandels auf die Entwicklung des argentinischen Handels überhaupt geübt hat. In Europa leiht eine Bank 1 000 Francs sehr gerne her, aber bekanntlich nur dann, wenn sie für 2 000 Frcs. Deckung hat; in keinem Lande der Welt findet sich aber ein Beispiel für die Liberalität, mit welcher die Provinzialbank ihre Kassen öffnet, sobald der kleine Mann bei ihr anklopft und nur einigermassen die Garantie vorhanden ist, dass durch den gewährten Kredit ein gesundes und lebensfähiges Unternehmen gestützt und in seinem Bestande gefördert würde. Dank dieser klugen und zugleich patriotischen Bankpolitik blühen heute in Buenos Ayres unzählige Kaufgeschäfte, die in dem engherzigen Europa sicherlich wie Spreu im Winde verloren gewesen wären, und so ist die Provinzialbank recht eigentlich die Schöpferin des argentinischen Kaufmannsstandes geworden. Auch zu politischen Zwecken wird sie oft zur Ader gelassen — wo kommt das nicht vor? Und wenn weiter nichts in der Luft gelegen wäre, so hätten diese kleinen politischen Tribute auf den Bestand der Bank niemals irgend welchen Einfluss üben können und sie wäre heute noch wie je zuvor das gesündeste und gewaltigste Geldinstitut Argentiniens. Aber die Ereignisse des laufenden Jahres haben ihr manchen schweren Schaden zugefügt, der in der ganzen Republik arg verspürt wird. Einerseits die politisch-schwüle Atmosphäre in Südamerika selbst (die brasilianisch-argentinisch-chilenische Diplomatie sang Eifersuchtslieder mit etwas säbelrasselnder Begleitung), andererseits aber und vornehmlich der englisch-russische Konflikt, infolgedessen die Londoner Citymänner ihre Geldtruhen ängstlich geschlossen hielten, diese beiden konvergierenden Umstände also drückten schwer auf die Verhältnisse in Argentinen. Die Geldnot wurde eine allgemeine, der Goldkurs stieg rapid zu einer ausserordentlichen Höhe, und natürlich war es nächst der Nationalbank auch die Provinzialbank, in welcher

sich die prekäre Situation am empfindlichsten fühlbar machte. Jedoch griff die Provinzial-Regierung sofort mit allen ihren Machtmitteln ein, um eine ernste Kalamität fernzuhalten, und man darf hoffen, dass nachdem nun die politischen Ursachen der Finanznot beseitigt sind, der sogenannte Krisenzustand endlich wieder einem dauernden Gleichgewichte Platz machen werde. Der Grund für diese Hoffnung ist ein sehr einfacher. Wiederholt schon hat diese Bank in dem wechselvollen Lauf der Begebenheiten arge Stösse auszuhalten gehabt, und bei den naturgemäss stark oszillierenden Geldverhältnissen des gesamten südamerikanischen Kontinents schien es auch oft, als ob sich die Dinge zum Schlimmen wenden wollten. Aber Argentinien besitzt so viel natürliche Ressourcen, dass es noch jedesmal gelang, es von der verhängnisvollen Grenze zurückzureissen, jenseits welcher das Verderben ist, und gerade solche Momente waren es, wo die Provinzialbank, die mit dem ökonomischen Leben des Staates und der Bevölkerung aufs innigste verwachsen ist, ihre Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft aufs glänzendste bewährte. Die Folge dieser in Zeiten ärgster Not erfochtenen Siege ist es aber, dass die Handelswelt nun, da abermals ein Ungewitter drohte, nicht die Bank entgelten liess, was sie nicht verbrochen hatte, sondern ihr das Vertrauen erhielt, das sie in so hohem Grade verdiente. Auch das persönliche Element, das ja in solchen Fragen eine so wichtige Rolle spielt, darf hier nicht unerwähnt bleiben: sowie es die tüchtige Leitung war, welche die Bank zu ihren grossartigen Erfolgen führte, so ist sie es auch, von der man das meiste zur Überwindung der momentanen Schwierigkeiten erwartet. Buenos Ayres muss es seiner früheren Provinzialregierung ernstlich Dank wissen, dass sie frei von landesüblichen Rücksichten und Vorurteilen die Direktion des Institutes mit Männern besetzte, die ihren Aufgaben auch vollkommen gewachsen waren, und um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss hinzugefügt werden, dass hauptsächlich die Heranziehung des germanischen Elements zur Bankverwaltung ebenso von der Vorurteilslosigkeit der Regierung zeigte, wie sie sich für die Bank selbst wohlthätig erwies. Unter der langjährigen Verwaltung des Präsidenten Casares, der selbst in Deutschland erzogen war, sowie seines Nachfolgers Uriburu hat sich jener meisterhafte Geschäftsbetrieb eingelebt, der in dem wenig wirtschaftlichen

Argentinien durch sein strenggeordnetes Wesen doppelt hervorleuchtet, und unter Casares war es, wo deutsche Organisationstalente und Finanzgenies ersten Ranges an die Spitze des Instituts gelangten. Tornquist, Heymendahl, Bunge, Paats und der Engländer Forester, das waren die eigentlichen treibenden Kräfte der Bank, ihre grossen Bankpolitiker, ihre leitenden Geister, die bewunderungswert durch Routine wie durch grossartigen, echt amerikanischen Überblick die schönsten und erfolgreichsten Finanzpläne entwarfen und durchführten, von denen Argentiniens Finanzgeschichte zu melden weiss; neben diesen Männern stand überdies in der Verwaltung der Bank ein Elitecorps von Porteños, lauter tüchtige Männer und unbemakelte Charaktere, die sich gerne dem Kommando ihrer genialen deutschen Kollegen unterordneten und es mit besten Kräften auszuführen halfen. Unter solchen Generälen, und mit einem solchen Generalstab an der Spitze befindet sich die Bank selbst an der jetzigen kritischen Wende im Besitze des Vertrauens und der Sympathien der Handelswelt.

Durch Ansehen und Regierungsgunst, wenn auch nicht finanziell, ist die Nationalbank das zweitgrösste Institut Argentiniens. Ihre Aspirationen gehen wohl noch weiter, und ihr Direktorium ist bestrebt, für sie denjenigen dominierenden Rang zu gewinnen, der ihrem stolzen Namen entsprechen würde, aber vorläufig ist es ihr noch nicht gelungen, die Provinzialbank zu überflügeln. Allein auch so wie die Dinge stehen, ist ihre Geschichte eine der interessantesten und hat sie nicht Ursache, sich über Mangel an günstigem Glückswechsel zu beklagen. Vor zehn Jahren noch, unter Avellanedas Präsidentschaft, eine finanzielle Ruine, schien sie je eher je lieber im tiefsten Dunkel sterben zu wollen; man hörte und sah nichts von ihr. Unter Roccas Regierung aber leuchtete ihr plötzlich die Sonne der Gunst, und von da an stieg ihr finanzielles Wachstum und ihre Bedeutung parallel der Macht der Nationalregierung. Dank der zahlreichen Anlehensoperationen, die sie für die öffentlichen Gewalten in London abschloss, ist sie nun wieder im Schwung, und bei gutem Haushalt wird sie zweifellos auch der Provinzialbank ebenbürtig werden. Auch in ihrer Verwaltung ist es vornehmlich das germanische Element, dem die meisten Erfolge zuzuschreiben sind; der Begründer des deutschen

Welthauses Mallmann und der Gerant Herr Diehl war es, der die Administration der Nationalbank einsetzte und ihre grossen Finanzoperationen durchführte. Heute ist die Nationalbank nicht nur von den politischen Autoritäten begünstigt, sondern sie ist ganz und voll in das grosse Bankkonzert des Weltverkehrs aufgenommen, und Unsummen sind es, die durch ihre Kassen von und nach Europa abfliessen. Gerade fällt mir eine Zeitungsnotiz in die Hand, die dies nicht übel veranschaulicht: am 7. August 1884, heisst es da, hat die Bank mit einem französischen Steamer das Sümmchen von ½ Mill. Pf. St. Rimessen für Europa abgegeben.

Das Gesagte genügt vielleicht, um einen annähernden Begriff von der ungeheuren Geldbewegung auf dem Hauptmarkt Argentiniens, dem der La Platakapitale zu geben, und um die Bedeutung zu illustrieren, welche darnach den Banken, als den grossen Réservoirs zukommt, durch welche alles seinen Weg nimmt, was aus der Republik nach Europa, von der alten Welt wieder nach Argentinien zurückströmt. Nur um den bescheidenen Rahmen nicht zu überschreiten, der diesen unsern flüchtig hingeworfenen Notizen gegeben ist, unterlassen wir es, hier auch die sozusagen lebensgrossen Porträts der übrigen Banken zu zeichnen. Auch diese Institute, die man mit einem Sammelnamen Kolonistenbanken nennen könnte, sind lauter erste Firmen und als solche in Paris und Marseille, in Genua und Neapel, in London, Liverpool und Hamburg anerkannt; ihre Tratten haben Weltkurs, und wenn sie nach Buenos Ayres zur Honorierung zurücklaufen, haben sie, mit den ersten Giri der Welt, gleichwie mit finanziellen Ordenssternen bedeckt, oft auch die Reise um die Welt gemacht, denn der Engländer und Franzose hat mit ihnen in Algier, Alexandrien und Smyrna, in Bombay und Calcutta gezahlt, bis sie, die Sonnenbahn verfolgend, wieder von Osten nach Westen zurückkehren, um an der Zahlstelle am La Plata eingelöst zu werden.

Und der argentinische Kaufmann passt sich ganz seinen vortrefflichen Banken an. Er weiss, dass die Bank die Kreditwürdigkeit ihres Klienten nach seinem Umsatz kalkuliert, und sein erstes Streben geht darnach dahin, sich diesen Umsatz zu verschaffen. Er lässt das Geld nicht tot in seiner Kasse liegen, sondern trägt jeden Cent, und sei es von heut auf morgen, in die Bank. Diese aber macht von dem ihr offerierten Kredit mit

tausend Freuden Gebrauch, denn da das Geld im Verhältnis sehr teuer ist und die Anlehenswerber stets zu Hauf sich drängen, so macht die Bank, indem sie Geld zu 3 % aufnimmt und zu 7 % verleiht, ein glänzendes Geschäft. Das allgemeine Zahlungsmittel ist im kommerziellen Verkehr der Cheque, nicht nur jede Bank, auch jeder Kaufmann von einigem Ruf hat seinen eigenen Cheque, und speziell in der Ausbildung des Chequewesens steht Buenos Ayres auf der Höhe des Londoner und Pariser Verkehrs. Merkwürdig ist es, dass, wieviel Misstrauen einem auch anfangs im Privatverkehr entgegengebracht wird, es doch im geschäftlichen Verkehr bald schwindet und einem geradezu unbegrenzten Vertrauen Platz macht; ohne Wechsel, Schuldschein oder andere Kautelen werden grosse Fakturen kreditiert, und Geschäfte über fabelhafte Beträge, bei deren Nennung einem Krähwinkel-Brätertum schwindelig vor den Augen würde, werden ohne Zeugen und Notariatsakt abgeschlossen — es giebt eben verschiedene Methoden im Verkehr: nach der einen ruft man ewig nach der hohen Polizei und Obrigkeit und verharrt in lächerlicher Kleinheit, nach der andern herrscht die ungebundenste Freiheit, aber welche Pflichten sind es auch, die einem diese Freiheit auferlegt! Denn Samstag ist der Cobriertag, der Zahltag wie in London, der heilige Tag der Geschäftswelt, an dem der Kaufmann seine Kreditwürdigkeit beweisen muss. Wehe ihm, wenn er an diesem Tage seinen Verpflichtungen nicht nachkommt! Er ist faul am Platze, und wie von einem Sturmwind verweht ist das Vertrauen dahin, das ihm noch 24 Stunden zuvor in ungeheurem Masse geschenkt wurde, und ohne Unterlass wankt und knarrt und kracht es nun in dem morschgewordenen Gebälke seines Hauses. Hat er aber am Cobriertag die Bank aufsitzen lassen, so kann er sein Testament machen, denn dann ist er ein für allemal rettungslos verloren. So steht neben der absoluten Freiheit des Verkehrs auch ein strenges Gericht, das, von dieser Freiheit selbst geboren, unnachsichtlich den Leichtsinn straft und dem verbrecherischen Vertrauensbruch mit kurzer und rascher Justiz das Brandmal der Kreditunwürdigkeit aufdrückt.

Wir haben an anderer Stelle das Strassenbild von Buenos Ayres zu zeichnen versucht, doch wir fühlen, wie schwach die Feder ist, eine rechte Vorstellung von diesem rastlosen Leben

und Treiben zu geben, in welches der riesige Handelsverkehr jeden Augenblick neue Fluten und Wogen schleudert, dem er jeden Moment neuen Charakter, neue Farben, neue Züge giebt, und das er so zu einem der wundersamsten, mannigfaltigst wechselnden Bilder gestaltet. Fieberhaft schlägt dieser Handelsverkehr durch ganz Buenos Ayres; vom frühen Morgen bis in die späte Nacht schafft er Arbeit, Leben und Bewegung. Am besten und ruhigsten geht es noch in den Banken und Engrosgeschäften zu, die bloss von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends — freilich ohne Mittagspause — geöffnet sind. In der grossen Saison aber giebt es auch bei diesen Aristokraten der Handelswelt keine bestimmte Sperrstunde, und namentlich vor Abgang eines Steamers wird selbst in den grössten Häusern oft bis Mitternacht gearbeitet. Dieser Ausnahmezustand wird aber bei dem Detaillisten zur Regel, diesem geplagtesten Menschen der ganzen Stadt, der gar keine Ruhe hat und seinen Laden, nachdem er ihn in aller Frühe öffnete, je nach der Kategorie erst um 11 oder 12 Uhr nachts schliessen darf. Am ärgsten unter allen ist jedoch der Tiendero daran, der Modewarenhändler; die Damen wissen es vermutlich nicht, mit wie viel Opfern an Zeit, Schlaf und Gesundheit man das süsse Recht erkauft, für ihre Toiletten zu sorgen. Es gehört wirklich mehr noch als himmlische Geduld dazu, Kommis in einem derartigen Geschäfte zu sein, und es ist kein schlechter Witz, wenn man in Buenos Ayres diese ärmsten aller Kommis der Fürsorge von Tierschutzvereinen empfiehlt. Die Überarbeitung des Personales in den verschiedenen Geschäftszweigen hat auch schon drastische Folgen gehabt; es kam zu stürmischen Meetings und zu ansehnlichen Strikes, bis endlich zur allgemeinen Befriedigung die Sonntagnachmittagsruhe eingeführt wurde.

Es ist nun die Frage, ob sich dieser ungeheure Aufwand von Kraft und Arbeit im Handel auch lohnt? Die Antwort muss eine bejahende sein. Sind auch Transportspesen, Zölle und Geld ausserordentlich teuer, so ist doch der Klein- wie der Grosshandel im allgemeinen ein lohnender und der Verdienst so ansehnlich, wie vielleicht nirgends sonst in Amerika. In einzelnen Branchen freilich ist die Konkurrenz bereits eine allzu grosse und ungesunde, und namentlich hat hier die deutsche Industrie mit ihren Imitationen viel gesündigt. Man kaufte lange Zeit in Argentinien nach dem

Prinzip „gut und teuer“, bis die deutsche Imitations-Industrie, die Reulaux mit dem Wort „billig und schlecht“ vor ganz Europa stigmatisierte, auch in Argentinien eindrang, den Geschmack des Publikums verdarb und den ausgezeichneten Erzeugnissen anderer Firmen oder selbst Staaten das Absatzgebiet wegkaperte. Obenan stehen unter den Bahnbrechern dieser ungesunden Konkurrenz die deutsche Quincaillerie, Bronze, Pforzheimer und Hanauer Bijouteriewaren sowie die inferiore Goldindustrie, wozu dann rasch die Italiener mit schlechten Manufakturwaren sich gesellten. Mit welch einem kaufkräftigen Land wir es übrigens zu thun haben, geht aus den Preissätzen für die unentbehrlichsten Artikel, nämlich für Kleidung und Wäsche, hervor. Man bezahlt z. B. für ein Paar Schuhe je nach dem Viertel, wo man sie kauft, 20—40 Frcs., für einen Anzug 60—250 Frcs., für einen Hut 8—30 Frcs., für Handschuhe 5—10 Frcs. Hingegen ist fertige Wäsche trotz des hohen Einfuhrzolles verhältnismässig billig, ein Dutzend sehr guter Hemden kommt auf 100 bis 150 Frcs. zu stehen. Dieser mässige Preis rührt wohl hauptsächlich daher, dass an Ort und Stelle selbst an Weissnäherinnen kein Mangel ist, indem die Frauenzimmer aus armen Familien sich hauptsächlich von der Näharbeit ernähren. Bei der Geringfügigkeit der im Lande betriebenen Industrie ist es überhaupt kein Wunder, dass Handwerker sehr gut bezahlt werden; man kann ihren täglichen Verdienst im Durchschnitt auf 10—20 Frcs. veranschlagen. Hingegen leben die kommerziellen Gehilfen in sehr ungleichen Verhältnissen. Sehr viel hängt bei ihnen davon ab, ob sie noch jung im Lande sind, oder ob sie bereits Platzkenntnisse erworben haben. Den ersteren geht es — es nützt nichts, es zu beschönigen, vielmehr könnte es nur Jammer und Elend stiften — den ersteren also geht es traurig. Verlässliche und tüchtige Leute aber werden sehr gut, weit besser als in Europa bezahlt. Eine alte Anekdote erzählt, mit welcher Freude ein Millionär dem andern, sagen wir Rothschild Herrn Vanderbilt, mitteilte, dass Vanderbilt junior, der ihm zur kaufmännischen Ausbildung übergeben worden war, durch Fleiss und Verwendbarkeit bereits von 17½ auf 19½ Dollars monatlich avanciert sei. Nun, die jungen Millionärssöhne in Buenos Ayres machen ganz andere Avancementssprünge — aber nicht nur Millionärssöhne bringen dies zu stande, sondern jeder junge Mann

von erprobter Tüchtigkeit überhaupt. Denn das Monatssalär eines untergeordneten Beamten in einem guten Hause beträgt 200—400 Frcs., und die rangshöheren Beamten haben Bezüge zwischen 500—2000 Frcs., ungerechnet die Tantièmen, in deren Genuss man nach einer ungeschriebenen, aber von jedem anständigen Kaufmann mit strenger Gewissenhaftigkeit eingehaltenen Usance schon nach einigen Dienstjahren gesetzt wird, natürlich unter der Voraussetzung, dass man sich dieser Bonifikation durch besonders ausgezeichnete Kondition würdig macht. Alles in allem genommen ist also der Kaufmannsstand in Buenos Ayres nicht nur in sozialer Beziehung hervorragend, sondern er ist auch überaus rentabel. Was aber die Angestellten betrifft, so ist es sicherlich nicht unwichtig zu erwähnen, dass so wie die Wohnungspreise, so auch die Lebensmittelpreise nicht höher sind, als in irgend welcher grösseren europäischen Stadt, dass sich also bei ungleich höherem Salär das Leben selbst um so viel günstiger stellt. Im ganzen genommen sind die notwendigsten Lebensmittel entschieden billiger als in Europa. Namentlich das Fleisch steht im Preise 5 mal unter den Europas, hingegen sind Vergnügungs-Bedürfnisse Theater u. dergl., Mieten, Dienstboten und Kleider 2 bis 3 mal so teuer als in Europa. Zum Schlusse dieses Kapitels seien noch nachfolgende Daten, welche wir der bekannten vortrefflich geleiteten Handelsstatistik des Herrn Dr. Franz Latzina entnehmen, als Aufschluss über den gegenwärtigen Stand des Ex- und Importgeschäfts gegeben. Im Monat Mai dieses Jahres wurden an zollpflichtigen Waren nach hier eingeführt für . . . . $ m/n 6,823,527
an zollfreien für . . . . „ „ 921,743

Total . . $ m/n 7,745,270

Ausgeführt wurden im gleichen Monat von hier zollpflichtige Waren im Werte von . . . . $ m/n 3,172,820
und zollfreie von . . . . „ „ 746,998

Total . . $ m/n 3,919,818

Im ganzen wurden im Monat Mai an Abgaben aller Kategorien, die Steuerzuschläge einbegriffen, 2,365,911 $ m/n liquidiert.

Während der verflossenen fünf Monate des laufenden Jahres stellte sich das Verhältnis zwischen Ein- und Ausfuhr wie folgt:

Zollpflichtige Waren wurden eingeführt für	$ m/n	27,116,516
zollfreie Waren für	„ „	4,304,539
Total . .	$ m/n	31,421,075
Ausgeführt wurde an zollpflichtigen Waren für	$ m/n	30,058,089
zollfreie Waren für	„ „	4,756,666
Total . .	$ m/n	34,814,755

Im ganzen wurden während der verflossenen fünf Monate dieses Jahres an Zoll-Abgaben für 10,813.757 $ m/n liquidiert, was einen Zuwachs von 1,444,039 $ m/n gegen die im gleichen Zeitraum des vergangenen Jahres vorgenommene Zoll-Liquidation ergiebt.

P.S. 1 $ m/n = 5 Frcs. = 4 Mk.

Die Einwanderung fährt fort, uns in stets verstärktem Strome zuzufliessen.

Im Monat Mai langten auf 38 überseeischen Dampfern 371 Passagiere und 6178 Einwanderer direkt hier an, während die Zahl der via Montevideo Eingetroffenen 1138 Passagiere und 2546 Einwanderer betrug, woraus eine bedeutende Zunahme gegen die gleiche Epoche des Vorjahres resultiert. Noch auffallender wird diese Steigerung der Einwanderung, wenn man die verflossenen fünf Monate des Jahres 1885 in Betracht zieht. Es sind nämlich innerhalb dieses Zeitraumes hier angelangt 223 Dampfer mit 11,398 Passagieren und 55,190 Einwanderern, also 23,862 der letzteren mehr als vom 1. Januar bis Ende Mai 1884. Darnach wird es nicht als übertrieben gelten dürfen, wenn man die Zahl der hier während des ganzen Jahres 1885 voraussichtlich anlangenden Einwanderer auf 120—130,000 schätzt.

Der interessanteste Teil der Sozialstudie eines Gemeinwesens ist das Einblicken in seine Vergangenheit und Gegenwart, weil wir dadurch mit der möglichsten Wahrscheinlichkeit in seine Zukunft sehen können, und in dieser Linie ist die Zu- und Abnahme der Bevölkerung einer Stadt der untrüglichste Gradmesser ihrer Prosperität, ihrer geistigen und materiellen Entwickelung. Wir überlassen es daher nachstehender offizieller Tabelle, dem Leser über die Entwickelung von Buenos Ayres ein untrügliches Bild zu liefern. Wenn auch ein berühmter Mann gelassen ausgesprochen:

Die Statistik besteht in der Kunst, in Ziffern zu lügen, so bürgen wir für die Wahrheit unserer statistischen Citate.

Bevölkerung von Buenos Ayres in verschiedenen Epochen.

Años	Poblacion	Años	Poblacion	Años	Poblacion
1580	60	1864	140,000	1876	200,000
1711	11,220	1865	150,000	1877	215,000
1770	22,007	1869	177,787	1878	234,029
1778	24,205	1870	186,320	1879	257,440
1801	40,000	1871	195,262	1880	270,708
1810	45,000	1872	204,634	1881	289,925
1822	55,416	1873	214,453	1882	315,764
1852	76,000	1874	220,000	1883	340,375
1855	91,548	1875	230,000	1884	365,302

VI. Verschiedene Nisi.

Also wäre Buenos Ayres ein Eldorado, und es gäbe keinen vorteilhafteren Entschluss, als mir nichts dir nichts eine mässige Ruderpartie über den Ozean nach den Ufern des La Plata zu unternehmen?

Nun, es giebt heissblütige Patrioten, welche dies wirklich ohne Einschränkung behaupten, und anderseits giebt es auch Personen, denen das ganze Land bloss als eine wohlassortierte Abteilung der Hölle erscheint — die Wahrheit aber liegt wie gewöhnlich in der Mitte. Weder ist alles so schlecht, dass man unbedingt fluchen, noch so vortrefflich, dass man bedingungslos anbeten und bewundern müsste. So viel steht für uns schon jetzt fest, dass der Einwanderer nirgends so freudig empfangen und so kräftig in seinen Unternehmungen gefördert wird, als dies hier von den Eingebornen geschieht. Nimmt man die ungeheure Konsumtionskraft des Landes, betrachtet man ferner seine natürlichen Reichtümer und wie es jungfräulich der schöpferischen Berührung entgegenharrt, um den menschlichen Fleiss mit einer Fülle von Blüten und Früchten zu lohnen, dann wird man es keine Extravaganz nennen, wenn der Handelszug sich in grösseren Kolonien und in beschleunigterem Tempo nach den La Platastaaten hinwenden würde. Denn wahrlich, dort unten ist kein verlorener Posten.

Allein das alles geniert nicht, dass sich in Stadt, Land und Gesellschaft ebenso gut auch böse Mängel und schreiende Missstände vorfinden. Die grossen Führer der Nation, Sarmiento, Mitre und andere, haben oft und oft in Reden, Broschüren und umfangreichen Bänden ihr Vorhandensein beklagt, ihre Ursachen entwickelt und die Wege zur Abhilfe gewiesen, und so ist es sicherlich nicht unpatriotisch, ja vielleicht ist es umgekehrt nur verdienstlich, wenn der anspruchslose Flaneur, der ich bin, seine Schritte auch den

Bezirken der Armut zuwendet, nachdem er dem Schönen und Tüchtigen seine Aufwartung gemacht.

Denn es giebt auch sehr viel Armut in Buenos Ayres — Armut in materiellem, mehr aber noch im ideellen Sinne: Armut des einzelnen wie der Gemeinschaft, Armut der Taschen wie des Geistes, Armut auf jedem Gebiete des geistigen Lebens einer jeden Nation. Überall stehen die Extreme dicht nebeneinander, neben dem höchsten, verehrungswürdigsten Glanze die stumpfe, apathische Dürftigkeit, die so träge ist, dass sie kaum den Finger zu ihrer eigenen Rettung rührt. Überall, im grossen wie im kleinen, irgend ein Nisi, das den Unmut wecken und die Reinheit des Lobes trüben muss.

Dieses unerbittliche Nisi hängt sich wie ein Bleigewicht an alles, z. B. auch an den Namen der Hauptstadt selber. Buenos Ayres ist, wie sein Name sagt, die Stadt der guten Lüfte. Wäre nicht der rasche Temperaturwechsel zu berücksichtigen — ich habe selbst einmal 16 Grad Temperaturverschiedenheit im Laufe eines Tages erlebt — so würde das Klima an Milde und Heilkraft mit jenem von Barcelona, Nizza und Palermo rivalisieren können, ja es sogar übertreffen. Dieses wunderbare Klima hat einen Winter, der sanfter ist, als der Winter Italiens, und einen Sommer, der an milder Pracht den Maitagen am Genfersee gleicht. Selten nur sinkt das Thermometer unter Null, niemals steigt es wie in der furchtbaren römischen Hitze über 40 ° C. Kurz, Buenos Ayres ist wirklich, was sein Name besagt: die Stadt der guten Lüfte, und den schlagendsten Beweis hiefür bieten seine miserabeln sanitären Verhältnisse. Es ist dies kein Kokettieren mit gewagten Paradoxen — das wäre ebenso albern als frivol — sondern es verhält sich in Wirklichkeit so. Die Stadt ist nämlich buchstäblich auf Kot erbaut. Die von der Munizipalität nach Europa entsendeten Studienkommissionen bringen hübsche Kanalisationsprojekte mit nach Hause, unterdessen besitzt aber die Stadt bis heute nur sechs Kilometer Kanäle, und auch diese dienen weniger ihrer eigentlichsten Bestimmung, als um das Regenwasser abzuleiten. Infolgedessen ist die Trinkwasserfrage nirgends vielleicht so ernst zu nehmen, wie hier. Mit kolossalen Mitteln wurde eine künstliche Wasserleitung angelegt, an welcher sich die Engländer unermesslich bereichert haben. Mit grossartigen Pump-

und Hebewerken wird das Wasser aus dem La Plata in ein grosses Zentralreservoir geleitet, von welchem aus dann die Versorgung der Stadt mit dem notwendigen Trink- und Nutzwasser geschieht; aber dieses trübe, kaum geniessbare Wasser ist ungesund, und überdies kann die Wasserleitung nach ihrer gegenwärtigen Anlage überhaupt nicht den Bedürfnissen einer Stadt von solcher Ausdehnung und so bedeutender Einwohnerzahl genügen, und so geschieht es, dass zu Zeiten förmlicher Wassermangel eintritt und das Wasser schier wie eine kostbare Medizin esslöffelweise von Stunde zu Stunde verabreicht wird. Also einerseits Wassermangel, anderseits das Meer von Schmutz und Kot, das im Sommer die Luft mit einem unerträglichen Staub erfüllt und bei Regenwetter als verderbliche Feuchtigkeit die festesten Fundamente durchsickert und sich bis in die obersten Stockwerke der Häuser hinaufzieht — ist es nötig, die Folgen zu schildern, welche aus dem Zusammenwirken dieser Missstände entstehen müssen? Nicht zu vergessen, dass es dadurch eine absolute Notwendigkeit ist, in jedem Hause auch noch eine separate Zisterne anzulegen, und zwar natürlicherweise in der Nachbarschaft der Senkgrube. Es geht beim besten Willen nicht an, dieses übelriechende Thema zu ignorieren; ist es doch die Hauptquelle all' der furchtbaren Schläge, von welchen Buenos Ayres im Laufe dieses Jahrhunderts wiederholt betroffen wurde, ist es doch der Hauptgrund des gelben Fiebers und anderer Infektionskrankheiten, welche erst 1873 wieder wie die Geissel Gottes die Nachlässigkeit und den Unverstand der Gewalthaber an den Einwohnern rächten. Damals fielen ganze Hekatomben dem gelben Fieber zum Opfer, an einem Tage starben bis 800 Menschen dahin, und in den früher so volkreichen Strassen bewegten sich düstere Totenzüge unter friedhofähnlicher Grabesstille — denn was nur konnte, hatte sich in wilder Flucht aus der Stadt entfernt. Seit jenen traurigen Tagen ist manches besser geworden — aber nur manches; namentlich aber der Hauptsitz der drohenden Gefahr, Wassermangel und elende Kanalisation, wurde bis auf den heutigen Tag wie ein sakrosanktes Heiligtum respektiert, an das man sich nur mit papiernen Projekten, niemals mit einer frischen, energischen, weit ausgreifenden That heranwagte. Das Munizipium hat sich die Verschönerung der Kapitale recht sehr angelegen sein lassen; es wurden prächtige Neubauten

aufgeführt, man hat hübsche Parkanlagen ins Leben gerufen und mit beträchtlichen Opfern an Zeit und Geld auch noch anderes geschaffen, was einer gesunden Stadt sicherlich zur Zierde gereichen würde — allein das ist's ja eben! Der Luxus, den der Gesunde sich gestatten darf, ist sehr übel angebracht im Hause des Kranken; und Buenos Ayres ist ja physisch krank, und seine autonome Verwaltung sollte vorläufig keine andere Sorge kennen, als die traurigen sanitären Verhältnisse zu verbessern und der Stadt das zu geben, was sie am dringendsten braucht: Wasser und Kanäle. Gerne würde man dann manchen ästhetischen Mangel verzeihen, denn einen solchen zu beseitigen wird es ja niemals an Zeit fehlen.

Bei dieser Gelegenheit sei noch eines andern Übelstandes gedacht, der vollends verdirbt, was nicht schon durch das elende Wasser und die miserable Kanalisation verdorben wurde. Es ist dies der Mangel selbst der primitivsten Lebensmittelkontrolle. Auf dem Papier ist sie zwar streng vorgeschrieben, und es giebt gut besoldete Beamte, in deren Hände die Wahrung der bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen gelegt ist, aber in praxi liebt man es nicht — so lautet ja die bekannte Phrase — das verkaufende Publikum zu molestieren. Das kaufende Publikum existiert eben für die Herren nicht, und so wird die schamloseste Lebensmittelverfälschung getrieben. Was nur einer will, kann zu Markte gebracht werden; niemand wird es ihm verwehren. Kunstweine, in welchen von einem Saft der Reben nicht die Spur zu finden ist, Mineralwässer, die sehr bequem aus dem La Plata geschöpft worden sind, u. s. w. Es wundert mich, dass nicht schon ein ingeniöser Spitzbube sich gefunden hat, der die Idee von Talleyrands Koch praktisch benützte und eingemachte Stiefelsohlen als Delikatesse verkaufte. Übrigens, wer weiss — ich bin ja nicht Marktinspektor und kann unmöglich von allem Schwindel, der unter dem Kreuz des Südens passiert, unterrichtet sein — vielleicht haben die Porteños dank ihrer vorzüglichen Lebensmittelkontrolle wirklich auch schon Stiefelsohlen gegessen. Besonders ist man aber mit dem Wein übel dran. Die echten Weine, die aus Europa kommen, müssen zum Schutz vor den Gefahren der Reise mit Sprit oder Cognac versetzt werden, so dass sie schon von Haus aus in grösseren Mengen nicht genossen werden können und selbst in kleinen

Portionen schädigend wirken; die Kunstweine sind ja eben Kunstweine, mit all' jenen gewissenlosen Praktiken hergestellt, aus all' jenen entsetzlichen Ingredienzien zussammengemischt, die die Gesundheit vergiften und den räuberischen Fabrikanten bereichern. Und so datiert sich von daher eine neue, anmutige Serie von Krankheiten, die Serie von Magenleiden und Darmaffektionen, die zu Zeiten einem Teile der Bevölkerung von Buenos Ayres das hypokratische Aussehen eines Karlsbader Publikums verleiht.

Wenn man betrachtet, was Albernheit hier gesündigt hat und noch sündigt, so kann es nur Wunder nehmen, dass Buenos Ayres nicht ein Sterblichkeitsprozent hat, grösser als das in den pontinischen Sümpfen, und dass es nicht eine von den Menschen gemiedene Hölle ist gleich Java und Cayenne. Aber trotz alledem und alledem ist Buenos Ayres eine gesunde Stadt und geben seine Sterblichkeitstabellen Zeugniss davon, dass es in diesem Punkte nicht nur das nebelige London, sondern auch das heitere Paris und Wien weitaus übertrifft. Denn die Natur, gütiger und vorsorglicher als Bürgermeister und Magistrat, hat dieser Stadt die guten, milden, heilkräftigen Lüfte gegeben, von denen sie ihren Namen trägt. Hätte sie diese nicht, hätte sie nicht ihr wunderbares Klima, ihren Pampero, der im Dahinstürmen die Atmosphäre von den Miasmen reinigt, die aus dieser gewaltigen Kloake aufsteigen, nicht ihre wohlthätigen Gewitter, die den hundertjährigen Schmutz und Kot von ihrem herrlichen Körper wegspülen und rastlos an der Zerstörung der Infektionskeime arbeiten, dann, ja dann wäre es zum Verzweifeln, und Buenos Ayres wäre nur ein Eldorado für Apotheker und Ärzte und Kurpfuscher.

Übrigens, bei Licht betrachtet, ist dies auch wirklich der Fall. Es ist nicht ohne Interesse, auf die Verhältnisse des ärztlichen Standes in Argentinien näher einzugehen; zumindest wird der geneigte Leser auf dieser kleinen Exkursion Dinge erfahren, von denen sich die europäische Schulweisheit nichts träumen lässt. Damit meine ich nicht etwa die Art, wie an den beiden Hochschulen in Buenos Ayres und Cordova Medizin vorgetragen wird, denn was die wissenschaftliche Qualifikation der Lehrkräfte anbelangt, so genügen sie nicht nur den lokalen Bedürfnissen, sondern sie arbeiten auch mit Ernst und Geschick auf dem Gebiet der exakten Forschung. Es sind tüchtige, für die hohen Zwecke ihres Berufs begeisterte

Männer, zumeist Vertreter der Pariser und der deutschen Schule, die die Traditionen der europäischen Meister mit Erfolg bewahren und fortbilden. Für manche Zweige fehlt es freilich noch an den rechten Männern, so z. B. für das Fach der innern Pathologie und Physiologie, aber das entschuldigt sich von selbst durch den Umstand, dass Buenos Ayres eben nicht das zu diesen fachlichen Forschungen notwendige klinische Materiale in den gleichen Massen besitzen kann, wie etwa Paris oder Wien. Dagegen wird auf anderen zugänglicheren Gebieten theoretisch wie praktisch Vorzügliches geleistet. Selbst die so junge und überaus schwierige Wissenschaft der Ophthalmologie hat bereits in Schülern von Wecker und Landold hervorragende Vertreter. Auf Eine Spezies darf aber der Argentiner mit besonderem Stolze hinweisen, und das ist seine Chirurgenschule. Diese darf sich kühn neben den europäischen Meistern vom Fach sehen lassen. Ihr genialster Vertreter ist Professor Pirovano, dem die Leitung der chirurgischen Klinik in Buenos Ayres anvertraut ist. Unbestritten der geschickteste Operateur in Südamerika würde Pirovano, wenn er Europäer wäre, sicherlich Weltruf geniessen. Heute, wo er noch im kräftigsten Mannesalter steht, darf er bereits auf eine ruhmvolle Laufbahn zurückblicken, deren Phasen immer neue Fortschritte in seiner Kunst, immer neue Verdienste als Arzt und Lehrer bedeuten. Die Professur ist ihm nicht von einem huldvollen Gott im Traum geschenkt worden, sondern er hat sich dieses hohe Amt redlich verdient; erst nachdem er viele Jahre lang in Paris praktiziert, nachdem er an den Kliniken von Wien, London und Berlin gearbeitet hatte, nachdem ihm von Billroth selbst der Ritterschlag erteilt worden war — erst dann erhielt er seine Professur. Wie ernst es übrigens der Unterrichtsverwaltung mit der Förderung des medizinischen Unterrichts ist, beweist der Umstand, dass sie, alle kleinlichen Eifersüchteleien verachtend, dem germanischen, also einem fremden Elemente bei der Besetzung der medizinischen Lehrkanzeln eine nicht genug zu lobende Berücksichtigung zu teil werden lässt. An der Cordovaner Universität z. B. bekleiden nicht wenige Deutsche die Professur der Heilskunde, und so finden wir hier unten auch die berühmte Schule Volkmanns, Rokitanskys, Oppolzers und Skodas aufs tüchtigste vertreten. Die erste Vorbedingung für das Gedeihen der Heilkunde: hervorragende Lehrer,

die es mit ihrer Wissenschaft ernst meinen, ist also vorhanden. Nun hat auch noch in den jüngsten Lustren das Spitalwesen einen erfreulichen Aufschwung erfahren, wodurch dem Studenten und dem jungen Doktor die Möglichkeit gegeben ist, nicht nur Bücherweisheit anzuhäufen, sondern auch praktisch, am Krankenbett selbst, zu sehen, zu lernen und sich zu vervollkommnen. Ob die Studenten aber auch lernen — das ist nun die Frage. Nun, im allgemeinen kann man sich, wie ich schon wiederholt bemerkt habe, keinen glückseligeren Zustand denken, als den eines argentinischen Studenten. Es giebt für ihn nur Eine Pflicht: sich zu amusieren; nur Ein Ziel, das er nicht aus den Augen lassen darf: möglichst frühzeitig einen Protektor zu suchen, dessen Wohlwollen ihm alle Wege ebnet. Nichts ist so wenig zeitraubend wie das Studium, nichts so bequem wie das Prüfungsmartyrium in Buenos Ayres. Dieses einzige Martyrium verlangt nur einen schwarzen Frack und etwas lebhaften Geist verbunden mit äusserster Ungeniertheit; „keilen ist dann Thorheit, Wissen unnützer Ballast," denn — die Prüfungskommissionen, wie lautet doch der Ausdruck? sie haben noch niemanden gefressen. Indessen ist es unklug, in Bausch und Bogen abzuurteilen; es giebt doch einige Kommissionen, die schon Den und Jenen, die sogar sehr viele Prüfungskandidaten gefressen haben, und das sind gerade die medizinischen Kommissionen. Zu dem Ruhm der beiden Fakultäten in Buenos Ayres und Cordova gehört es auch, dass ihre Professoren sich bis heute von dem erniedrigenden Protektionswesen rein gehalten haben und dass sie für jede andere Erwägung als die der öffentlichen Wohlfahrt unzugänglich sind. Mit eiserner Strenge wird bei den Prüfungen darauf gesehen, dass niemand die Universität verlässt, dem man nicht mit einiger Beruhigung das Leben und die Gesundheit eines Patienten anvertrauen kann; beim medizinischen Examen giebt es gottlob kein „Durchrutschen"; das hat sogar schon mancher eingewanderte Europäer mit Schmerz erfahren müssen, so dass ihm die Lust verging, das argentinische Universitätswesen über die Achsel anzusehen. Dieser in seiner Unnachsichtlichkeit so segensreiche Zwang ist es zumeist, dem die Porteños eine tüchtige Schule von Medizinern zu verdanken haben; denn findet sich nur der geschickte Pädagoge, der den Porteño zur Arbeit anzuhalten versteht, so ist bei dessen angebornem Talent, bei der wundervollen

Beobachtungsgabe und dem Scharfblick, der dem Argentiner von Natur aus eigen ist, alles gewonnen, und die strenge erzieherische Thätigkeit, die anhaltende Schulung und Übung zeitigt die besten Früchte. Des Umstandes nicht zu vergessen, dass der junge Doktor nach Ablegung seiner Prüfungen noch gewöhnlich für ein, zwei Jahre zu Studienzwecken nach Paris geht — freilich lässt sich von Buenos Ayres nicht kontrollieren, ob während dieser Zeit einzig die Göttin der Weisheit ihn fesselt, oder ob nicht noch andere, zierlichere und wenig vestalische Göttinnen an seinen Huldigungen partizipieren. Aber genug, in keinem anderen Zweige der Wissenschaft wird schon in den Studienjahren eine so solide Basis gelegt, wie in der Medizin, in keiner anderen wird der Adept so gewissenhaft vorgebildet ins praktische Leben entlassen.

Ist er aber einmal mit dem Doktorat gekrönt, so gehört ihm die Welt — und zumindest gehört ihm die „ganze Welt" von Buenos Ayres. Nichts lässt sich der gesellschaftlichen Position vergleichen, die der Arzt in Buenos Ayres geniesst, und was die 300 Ärzte der Metropole für die Ausübung ihrer Kunst jährlich verdienen, würde in guten, harten Silberthalern vereinigt einen zweiten silbernen Strom bilden, der sich trotz der silbernen Fluten des La Plata sehen lassen könnte. Man mag sich dagegen sträuben wie man will, der europäische Ahnenstolz hat einen Zwillingsbruder in Argentinien, und das ist der Doktorstolz. Der Doktor trägt dasselbe aristokratische Selbstbewusstsein in sich, wie der europäische Marquis, Baron oder Graf, und es ist vielleicht nur ein Überrest von demokratischer Verschämtheit, dass er dieses nicht gerade starr republikanische Gefühl zu mildern sucht, indem er bloss von einer geistigen Aristokratie spricht. Aber so oder so genommen, er ist Aristokrat und wird von der Gesellschaft als solcher anerkannt. Er ist die Dekoration eines jeden Salons und das enfant chéri der Damenwelt. Ist er unverheiratet, so ist es schier unglaublich, wie oft die gesündesten Töchter und die robustesten Mütter plötzlich Krämpfe bekommen und seine schleunige Hilfe bedürfen; Don Fulan aber, der ihn immer wieder zu sich bittet und ihm die junge Dame vom Hause anzuhängen sucht, ist bis aufs Haar eine Kopie des Mr. Proudhomme in Paris oder des Berliner Herrn Friedrich Wilhelm Schulze, dessen Gesicht vor Vergnügen strahlt, wenn bei ihm der Herr Herzog oder der Herr

Rittergutsbesitzer am Sonntag einen Löffel Suppe nimmt. Denn dieses Doktorat ist nicht nur eine glänzende materielle Versorgung, es erhöht auch den Glanz eines ganzen Hauses, es ist die goldene Aureole, in deren Strahlen man den stumpfen Schimmer gemeinen Blechs vergisst. Das bietet manche Angriffspunkte für eine schneidige Satire, aber zweifellos auch ebensoviele Seiten für eine ernste und wohlwollende Betrachtung. Sieht man von einzelnen Personen ab und fasst die Stände ins Auge, frägt man nach dem Durchschnittswert des argintinischen Mediziners und nach jenem der anderen Doktorenklasse, der Advokaten, so glaube ich, dass in der Rangstufe der geistigen Aristokratie der Arzt viel höher steht. Der Nachdruck ruht hier auf dem Worte geistig. Denn ist der akademische Grad einmal die Quelle der sozialen Würde, die beiden zuerkannt wird, so ist nicht zu vergessen, dass die Universität, wenn sie gleich einem Monarchen den landesgültigen Adel verleihen kann, doch nicht gleich einem Monarchen Gnaden erweisen darf. Es giebt aber recht viele Advokaten, die nur von der Gnade einer Kommission mit dem Doktorhut geschmückt sind, und viele solcher Ärzte giebt es nicht. Die meisten von ihnen haben sich das Diplom erarbeitet und erstritten, und das ist denn doch ein unterscheidendes Merkmal von schwerstem Gewicht (und nichts desto weniger floriert das Geschäft der Kurpfuscher nirgends so wie in Argentinien, Buenos Ayres ernährt ihrer eine Unzahl, und einzelne haben sich bis zur „Equipage" hinauf gepfuscht; Luft- und Wasserdoktoren, sogenannte Curanderos, machen trotz der strengen Gesetzgebung und vortrefflichen Facultät brillante Geschäfte).

Was bringt ein renommierter Arzt jährlich ins Verdienen? Die Frage ist, wie man sehen wird, von Interesse. Denn dieses Kapitel von den ärztlichen Honoraren führt uns wieder einmal in jene Sphären, wo das Ungeheuerlichste an der Tagesordnung, das Tollste und Unglaublichste etwas Gewöhnliches ist. Wir begegnen hier jenem je ne sais quoi, das man „echt amerikanisch" nennt, und bei dessen Anblick einem schlichten Europäer, der seine gesunden fünf Sinne beisammen hat, ganz schwindelig zu Mute wird. Der Arzt, dessen Fähigkeit das Mittelmass überschreitet, ist in Buenos Ayres in einer Weise überlaufen, dass er eigentlich übermenschliche Kräfte besitzen müsste, um allen Anforderungen zu

genügen. Es ist selbstverständlich, dass seine Leistungen glänzend honoriert werden müssen, und soweit wäre alles in Ordnung. Allein es giebt keine bestimmte Taxe, sondern der Arzt kann nach Willkür den Preis für seine Kunst so hoch hinaufschrauben, als es ihm behagt, und diese schrankenlose Macht wird zur Quelle der unerhörtesten Missbräuche. Freilich, wenn man sagt: in der Ordinationsstunde ist das Honorar mindestens 5 Frcs., und das Doppelte, wenn der Arzt den Patienten besucht — so hört sich das nicht übel an. Allein diese heuchlerisch mässigen Honorarsätze gelten nur, solange der Arzt kein Instrument anzurühren braucht; hat er nur die Nadelspritze oder ein Bistouri, den Forceps oder gar den Amputanten zur Hand genommen, dann giebt es bloss noch einen Massstab zur Bemessung des Honorars — die Börse des Patienten. So kommt es, dass ein komplizierter Rippen- oder Beinbruch das Jahreseinkommen eines einfachen Mannes verschlingen, eine bescheidene Familie ruinieren kann. Für ein Accouchement wird mit dem kältesten Blut von der Welt der Betrag von 500—1000 Frcs. gefordert — das Geborenwerden ist also ein etwas kostspieliger Spass. Ja, mir ist ein Fall bekannt, wo ein Arzt die Unverschämtheit hatte, für eine hypodermische Einspritzung eine Honorarnote von 50 000 Frcs. zu präsentieren. Die Geschichte passierte in Montevideo. Ob dieser Arzt nicht wahnsinnig war, höre ich fragen. Nein, er war es nicht. Und auch der Patient war im Vollbesitz seiner Vernunft, denn — er zahlte. Hätte er an eine der Fakultäten in deren Eigenschaft als Commission d'hygiène rekurriert, so hätte er zweifellos doch gezahlt, es war also das klügste, sich ins Unvermeidliche zu fügen. Zur Steuer der Wahrheit muss aber gesagt werden, dass es in der Regel nicht die im Lande geborenen, oder schon lange im Lande praktizierenden Ärzte sind, die sich zu so schamlosen Forderungen erniedrigen; meist sind es die neueingewanderten, oft kaum der Universität entsprungenen, die ausgehungert herüberkommen und sich nun rasch, mit einem einzigen grossen Fischzug bereichern wollen. Das ist, mit Verlaub, nicht die Handlungsweise eines menschenfreundlichen Arztes, sondern die eines räuberischen Spekulanten; indessen hat aber jedes Ding sein Nisi, und so ist auch jenes verruchte Spekulantentum in der Medizin nicht elternlos, auf dem Wege der Urzeugung entstanden. Wenn nicht

Buenos Ayres so elende Strassen hätte, wenn der Mediziner seine Besuche per pedes apostolorum abthun könnte, und sich nicht kostspielige Pferde, Wagen und Kutscher halten müsste, und wenn schliesslich auch alle Patienten pünktlich und gewissenhaft zahlen würden, — so wäre auch der ärgste graduierte Leuteschinder gezwungen, seine Ansprüche zu mässigen. So aber blutet oft ein Kranker nicht nur für die ihm geleistete ärztliche Hilfe, sondern auch für die Sünden der Stadtverwaltung im Punkte der Strassenbespritzung und Pflasterung und dafür, dass jene Patienten nicht geblutet haben, die im Schuldigbleiben geübt sind.

Derjenige Patient aber, der am ärgsten geschunden und misshandelt wird, das ist am La Plata die Gerechtigkeit. Auf dem Tändelmarkt des öffentlichen Lebens, wo Frivolität, Habsucht und Ehrgeiz das Heiligste verhandeln, giebt es keine Ware, die so hin- und hergeschleudert, verfeilscht, zerzerrt und in Fetzen gerissen würde als das bischen Gerechtigkeit. Nicht nur scientifische Unvollkommenheit, nicht nur ihre Unzuverlässigkeit und der träge, schleppende Gang, der ihre Funktion jeden Augenblick still stehen lässt, ist daran schuld, dass die argentinische Justiz im Auslande so diskreditiert ist, sondern in ganz besonderem Masse hat dies auch der Umstand verschuldet, dass die Justiz furchtbar teuer ist. Es ist eine merkwürdige Thatsache, dass, während anderwärts die heftigsten Klagen gegen die Polizei sich richten und die Gerichte berufen sind, Abhilfe gegen die polizeilichen Übergriffe zu verschaffen, in Buenos Ayres gerade umgekehrt die Sympathien sich noch immer mehr der Polizei als der Justiz zuwenden. Vielleicht rührt dies in erster Linie daher, dass die argentinische Polizei, verschieden von ihren europäischen Kolleginnen, es bis jetzt vermieden hat, allzusehr Revolutionsriecherei zu treiben und den Bürger um jeden Preis bevormunden zu wollen, und dass sie sich hauptsächlich auf jenen Dienst einschränkt, zu dem sie eigentlich da ist: nämlich auf die Bewachung der öffentlichen Sicherheit. Nun bietet sie ein merkwürdiges Doppelgesicht, denn der Sicherheitsdienst auf den Strassen arbeitet mit Präzision und Geschicklichkeit, während es in allen übrigen Zweigen noch sehr im Argen liegt. Die ganze Stadt ist in zwölf Polizeirayons eingeteilt, deren jeder einem Kommissär untersteht. Zur Wahrnehmung des Strassendienstes steht ein sehr zahlreiches und aus-

gezeichnet geschultes Corps von Wachmännern zur Verfügung. An jeder Ecke eines jeden der quadratischen Häuserblocks ist ein Wachmann postiert, der nicht nur den ihm zugewiesenen Rayon in wenigen Minuten durchschreiten kann, sondern auch in der Lage ist, das Strassenkreuz, in dessen Kreuzungspunkt er steht, nach allen Richtungen hin weit zu übersehen. Ein schriller Pfiff auf der Metallpfeife, die er im Dienst ebenso tragen muss wie das Seitengewehr, und im Notfall kommt ihm von allen Seiten Succurs. Ein schriller Pfiff aus einem der Häuser, die seiner Überwachung anvertraut sind, und der Wachmann weiss, dass man seiner da drinnen bedarf, sei es, dass ein Dieb sich eingeschlichen, sei es, dass ein Brand ausgebrochen und die Notwendigkeit vorhanden ist, so rasch als möglich die Feuerwehr zu verständigen. So ist die ganze Stadt mit einem vortrefflichen Maschennetz überzogen, dessen lebendige Knotenpunkte die braven dunkelfärbigen Mestizen in der italienischen Uniform und mit den weissen Gamaschen bilden (weiss Gott wozu man ihnen zu den dunkeln Gesichtern weisse Gamaschen gegeben hat), und nur selten gelingt es einem tollkühnen Halunken, der am hellen lichten Tag einen Handstreich wagt, diesem dicht gewobenen Netz zu entwischen, denn diese armen, mässig bezahlten Wachmänner thun ihre Pflicht mit einer Gewissenhaftigkeit, die ihren besser bezahlten Vorgesetzten, kaukasischer Rasse, wahrhaftig auch nicht übel anstünde. Freilich passiert ihnen im Dienstesübereifer zuweilen ein empfindlicher Schnitzer, wie z. B. der nachfolgende, bei dem ich selbst der leidende Teil war. Als ich einmal um 11 Uhr nachts in Begleitung meiner Frau eine menschenleere Gasse passierte, wurde meine Frau zufällig unwohl, dass sie einer Ohnmacht nahe war und ich sie mit meinen Armen stützen musste, damit sie nicht zu Boden stürze. Im Nu stand ein Wachmann vor uns, der uns wegen Verletzung des öffentlichen Anstands für arretiert erklärte. Der Mann liess uns trotz aller Aufklärungen nicht los und beging damit eine grenzenlose Dummheit, die meiner Frau Thränen entpresste und mich wie einen Rohrspatz fluchen liess — aber item, nachdem er uns nicht glaubte, that er eben nur seine Pflicht, wie er sie verstand, und führte uns (um $^1/_2$ 12 Uhr nachts!) in eines der unzähligen Polizeilokale. In dem dumpfen rauchigen Zimmer sassen auf den Holzbänken längs der Wand

einige scheussliche Galgenvögel, Männer und Frauen durcheinander; am Tisch des amtierenden Beamten ein bartloser junger Mann, der Escribiente (Schreiber) vor einer Tasse Kaffee. Er hiess uns in barschem Tone warten, der Kommissär werde bald kommen. Es vergeht eine Viertelstunde — der Herr Kommissär kommt nicht; wieder eine Viertelstunde — noch immer nicht, er sitzt noch immer in angenehmer Gesellschaft, und unterdessen konnten wir die dezenten Dialoge anhören, die die Sträflinge, mit denen wir dieselbe Luft zu atmen gezwungen waren, miteinander führten. Als es endlich spät nachts dem Herrn Kommissär beliebte, wieder in sein Bureau hereinzugucken, und ich voll Ärger, Scham und Verdruss meine Worte vielleicht nicht so abwog, wie es an einem Königshof Sitte ist, wäre ich um ein Haar einer Ordnungsstrafe verfallen — glücklicherweise konnte ich mich über meine Person ausweisen und einige sehr klingende Namen nennen, an die ich mich eventuell um Satisfaktion wenden wollte, worauf wieder der Kommissär sich wie ein echter Gentleman entschuldigte und sogar dem Herrn Escribienten für das ungeziemende Benehmen, das er uns bewiesen, einen Verweis gab. Das ist so ein Bildchen von der bornierten Pflichttreue eines niederen und von der Pflichterfüllung eines subalternen Polizeibeamten. Aber es giebt anderes auf diesem Gebiete, wogegen dieses mein Erlebnis Kinderspiel ist, es giebt Dinge, die rein ins Aschgraue gehen. Dreissig, vierzig Personen werden in einem entsetzlichen Loch, in welchem die Feuchtigkeit zu allen Poren des morschen Gesteins herausdringt, tagelang eingesperrt gehalten, bevor sie zum Verhör kommen. Halb verhungert, schmutzig, vollgesogen mit den scheusslichsten Miasmen, alle von Hass erfüllt gegen die leichtfertigen Beamten, deren Pflichtvergessenheit die Ursache dieses ihres unmenschlichen Zustandes, drohen sie jeden Augenblick zu revoltieren; und dann, wenn die Gefahr vorhanden ist, kann der Beamte, der sie selbst geschaffen, nur durch barbarische Strenge gegen die unglücklichen Verhafteten, nur durch Austeilung mörderischer Prügelstreiche den Geist der Revolte niederhalten. Wir wollen dieses traurige Kapitel nicht weiter verfolgen. Es ist Sache der Staatsmänner, sich um diese Dinge zu kümmern, die ebenso wichtig sind, wie eine diplomatische Intrigue am brasilianischen Hofe oder das Projekt eines Krieges mit Chili.

Die Regierung des Präsidenten Rocca hat sich viel Mühe gegeben, hier zu bessern und zu helfen, allein was können diese, sowie die auf die Verbesserung des Justizdienstes überhaupt abzielenden Bemühungen helfen, da die Regierung trotz aller Gewalten dem freien Beruf des Advokaten gegenüber machtlos ist?

Wir wollen zu erklären versuchen, was wir damit meinen.

Die Ärzte, die die kranke Justiz noch tiefer ins Übel hineinbringen, statt sie von demselben zu befreien, sind in Argentinien die Advokaten. Unter all' den Nisi, die wie düstere Schatten die Erscheinungen des argentinischen Lebens begleiten, sind die düstersten jene, welche sich auf die Justizpflege und das Advokatentum beziehen, und der Schilderer, der diese Missstände verschweigen oder gar pardonnieren wollte, würde die Strafe verdienen, womit einst im Mittelalter Fälschung und Untreue geahndet wurden: man schnitt die Zunge entzwei, die die Lüge gesprochen, und durchhieb die Hand, welche sie niedergeschrieben.

Ich habe geschildert, welch ausserordentliche bevorzugte Position in Staat und Gesellschaft dem argentinischen Advokaten eingeräumt wird. Warum dieser Vorzug? Die Antwort ist unschwer zu finden. Giebt es doch auch heute in dem Barreau von Buenos Ayres ausgezeichnete Männer, die wirklich Vertreter des Rechtes sind und deren Beredsamkeit im Dienste des allgemeinen Wohles steht; zu Anfang dieses Jahrhunderts waren es aber neben genialen Militärs zumeist die Rechtsgelehrten, die das Unrecht der spanischen Tyrannei am tiefsten empfanden, die den Freiheitsfunken nach Argentinien brachten und die ersten begeisterten Wortführer der Volkssouveränität wurden. Als es nun nach ruhmvollen Kämpfen die Konstitutionen auszuarbeiten, dem freien Volke seine Gesetze zu geben galt, richteten sich die Augen der Nation naturgemäss auf die erleuchteten Männer aus diesem Stande, der ja kraft seiner Studien in erster Linie die Technik der Gesetzgebung inne hat. Seit jener Zeit gilt der Advokat für den geborenen Gesetzgeber, und dieser Glaube ist so sehr zur Tradition geworden, dass heute der junge Student, der die erste Vorlesung in jura hört, im Geiste schon den Deputiertensitz, das Ministerfauteuil oder gar den Thronsessel des Präsidenten sieht, den er einst mit seinem weiten Ich auszufüllen gedenkt. Diese feste Zuversicht, dass das Doktorat der Rechte gleichsam den

Griff des bürgerlichen Marschallstabs bedeutet, erklärt auch den massenhaften Andrang der Jugend zum Rechtsstudium; sie erklärt aber auch den leider so geringen Ernst, mit welchem das Studium und später die Praxis betrieben wird. Das Phantom des Ehrgeizes ist's, welches schon von der jungen Seele Besitz nimmt, und während sich die Augen leidenschaftlich auf ferne, ferne Ziele richten, werden die ernsten Forderungen des Augenblicks vernachlässigt. Von ernstem Studium, von strengen akademischen Prüfungen, von gewissenhafter praktischer Vorbereitung keine Spur. Wozu denn auch? Man wird Rechtsanwalt, nicht um Anwalt eines fremden Rechts, sondern um ein Anwalt seiner eigenen Wünsche und Begierden zu sein, um mit einem Worte Carrière zu machen, und dazu sind durchaus nicht mühevolle Studien nötig. Es genügen zwei freie Künste, die der Argentiner mit besonderer Meisterschaft handhabt: die Kunst zu reden, und die Kunst — Rechnungen zu machen. In dieser letzteren sind die geriebensten Schlauköpfe noch immer nur Stümper gegenüber den Advokaten. Ihr erstes Wort heisst: Vorschuss. Dann aber beginnt das Nachschiessen. Eine Konferenz — es wird nachgeschossen; wieder eine — nachgeschossen; ein Brief — nachgeschossen. Und nun ergiesst sich eine Sturmflut von Kommissionen, Ausgleichsverhandlungen, Gerichtsgängen, fruchtlosen Terminen und noch fruchtloseren Schriftenwechsel, das alles mit Konferenzen garniert, mit Briefen gespickt und mit all' jenen Saucen übergossen, die in der Küche der advokatorischeu Praktiken meisterlich zubereitet werden, und immer wieder heisst es: Nachgeschossen! nachgeschossen! bis endlich der arme Prozessführer noch lange, bevor ein Ende des Streites abzusehen ist, seine Thorheit verflucht, dass er den Prozess angefangen. Oft zu spät, denn er ist bereits ruiniert und nagt mit seiner Familie am Hungertuch. Oft hat der Advokat selbst, der nur seinen Vorteil im Auge hatte, die Sache noch mehr verschleppt und verzögert, als es ohnehin in den behördlichen Bureaux geschehen wäre; oft hat der Advokat selbst durch seine mangelhafte juristische Bildung oder durch seine Unerfahrenheit die Sache schwer geschädigt. Aber was thut's? Die Riesenrechnung wird zum Schlusse dennoch präsentiert. Moses dünkte sich Wunders was, als er mit einem Schlag seines Stabes dem starren Gefels der Wüste Wasser ent-

lockte — armer Prophete! er war ebenfalls nur ein Stümper im Vergleich zu dem Advokaten, der aus der längst durchlöcherten Tasche seines schäbigsten Klienten doch noch immer Pesos hervorzuzaubern versteht. Und das alles geschieht, damit der junge Doktor, dem seine ersten Klienten nur zum Melken gut sind, die Mittel erwirbt, um seine ehrgeizigen Träume zu erfüllen, um mit einem erhabenen politischen Programm in einer Volksversammlung hervortreten und in die Stadt- Provinz- oder Nationalvertretung kandidieren zu können. Wer vermag in diesem Bilde noch die Ähnlichkeit mit den Verteidigern des Rechtes, die die Republik begründeten, zu erkennen? Die Nation gewiss nicht mehr, denn schon, schon beginnt sie auf der Hut zu sein vor diesem Strebertum aus der Mitte der Advokatie. Man begreift nun aber auch, woran zum grossen Teil es liegt, wenn jene Bemühungen der Regierung, welche auf die Regelung und Beschleunigung des judiziellen Apparates gerichtet waren, nicht mit der so notwendigen Raschheit zum Siege gelangten. Es giebt keine staatliche Abhilfe, so lange die Tramitaciones in den Advokaturskanzleien einen sicheren Schlupfwinkel haben und so lange der Advokat für seine Rechtshilfe Honorare verlangt, die alle Anstrengungen, die Justiz zu verbilligen, illusorisch machen. Hier wird jede Regierung machtlos bleiben, und da es lächerlich wäre, einer gesetzlichen Beschränkung des ganzen Standes das Wort zu reden, so giebt es dagegen nur ein Mittel: aus den Reihen des Advokatenstandes selber müsste die notwendige Purifikation hervorgehen und das Publikum seinerseits mit aller Energie sich der Ausbeutung, die unter dem Titel der Rechtsvertretung geübt wird, erwehren. Allein vorläufig scheint es noch sehr fraglich, ob sich das Publikum zu dieser Energie aufraffen wird. Ist es doch bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft hinauf so sehr von der Krankheit der Prozesssucht befallen, dass es wie toll zu den Gerichten rennt und in hellen Haufen den Advokaten und Winkelschreibern in die Netze fällt, trotzdem es selbst das Sprichwort geschaffen hat: „Besser ein magerer Vergleich, als ein fetter Prozess." A propos Winkelschreiber — das ist auch so eine Pflanze, die die Zustände vortrefflich charakterisiert. Wer kein Stück Brot mehr zu essen hat und dabei gewissenlos, träge und unwissend ist, wird Procu-

rador (Winkelschreiber) und geht auf die Jagd nach prozesslustigen Parteien. Ich für meine Person kann nur eines raten: Nur keinen Prozess! Nur keinem Procurador oder einem nicht aufs beste empfohlenen Advokaten in die Fänge geraten, sonst kann man sein Unglück sofort mit 10 multiplizieren.

Ein bedeutungsvolles Symptom ist es, dass die einheimische Presse mit steigendem Missmut ihre Kritik gegen das Advokaten-Strebertum zu richten beginnt. Zu andern Zeiten hätten wir auf die gereizten Stimmen der Publizistik nicht gerade viel gegeben, denn in einem Lande, wo ein Politiker den andern manchmal auf offener Strasse niederschoss oder wo die Herren Deputierten einander in öffentlicher Kammersitzung Spitzbuben nannten (um sich nachher zu versöhnen), in einem solchen Lande konnte es nicht verwundern, wenn die Zeitungen tagtäglich einen intimen Todfeind verspeisten, wenn sie von der südlich üppigen Phraseologie der moralischen Entrüstung ausgiebig derben Gebrauch machten und manchmal mehr mit der Heugabel als mit der Feder geschrieben zu sein schienen. Allein die Formen des politischen Kampfes haben sich langsam zwar, aber stetig veredelt und auch die Presse hat davon profitiert. Nicht nur das Revolutions- sondern auch das Schimpf- und Zankfieber hat sich unendlich gemildert, und wenn man heute eines der vielen in Ansehen stehenden argentinischen Blätter zur Hand nimmt, so wird man darin, wenn nicht die wissenschaftliche Tiefe des Staatsrechtslehrers oder den Gedankenflug des genialen Politikers, so doch die redliche Absicht finden, grosse Fragen nach grossen Gesichtspunkten zu erörtern. In dem Masse, als diese Besserung sich vollzog, ist auch die Macht und Bedeutung der Publizistik von Stufe zu Stufe gestiegen. Heute darf man wohl sagen, dass ohne Vorwissen und Billigung der hauptstädtischen Presse — man verzeihe die hyperboräische Wendung — kaum ein Spatz vom Dach fällt. Alle Parteien buhlen um ihre Gunst, jedermann, bis zu den Machthabern in der Casa rosada (Regierungsgebäude) beugt sich vor ihrer Kritik. Sie fabriziert heute Abgeordnete und Minister ebenso gut, wie sie morgen Gesandtschaftsposten verteilt, Eisenbahnen ins Leben ruft, Papiere an der Börse kotiert. Ist's heute ein Tingel-Tangel, das sie rasch berühmt macht, so ist's im nächsten Augenblick ein Bühnenkünstler oder ein Renn-

pferd, und dann bringt sie wieder Artikel, dass man in Brasilien und Chile Kopfweh davon bekommt und sich ängstlich fragt: Wann wird's endlich losgehen? Kurz, es giebt nichts, was sich der Kontrolle dieses hundertäugigen Argus, der ewig wach ist, überall seine Vorposten hat und mit blitzähnlicher Geschwindigkeit kommt, sieht und schreibt, — es giebt nichts, sagen wir, was sich seiner Kontrolle entziehen könnte.

Es ist merkwürdig, wie rasch die argentinische Publizistik emporgeblüht ist. Unter Manuel Rosas war sie, um das Wort eines berühmten deutschen Satirikers zu gebrauchen, ein Messer ohne Klinge, dem der Stiel fehlt; der Journalist musste schweigen, sonst... Man hat es in schaudernder Erinnerung, dieses „Sonst“; es war die argentinische Seufzerbrücke, sie führte direkt zum Tode. Wer wagte es damals ein Blatt zu schreiben — wer es zu lesen? Heute aber hat Buenos Ayres allein an 100 Tagesjournale und Wochenblätter, wovon über 80 in spanischer Sprache, während jede der fremden Kolonien ebenfalls ihre in der Heimatssprache geschriebenen Organe hat. So zählen wir 7 italienische, 3 deutsche, 3 französische, drei englische Zeitungen, nicht gerechnet, was mit jeder Post an Zeitungen aus den argentinischen Provinzen, sowie aus Amerika und Europa einläuft und von dem Publikum förmlich verschlungen wird. Mit den Auflagen der europäischen und nordamerikanischen Blätter halten die argentinischen infolge der so viel geringeren Kopfzahl der Bevölkerung nun freilich keinen Vergleich aus, doch sind sie im Verhältnis überaus ansehnlich; es giebt Journale mit einer Auflage von 10—12 000 Exemplaren, die also nicht um ein Haar weniger verbreitet sind als die alt berühmte Augsburger Allgemeine, oder als jenes olympische Blatt von der Spree, das für ganz Europa Regen und Sonnenschein spendet, die „Norddeutsche Allgemeine“ des Reichskanzlers Fürsten Bismarck. Ein Zeitungsunternehmen ist demnach, geschäftlich gesprochen, nichts Unrentables, und dies umso weniger, als man für den belletristischen Teil zuweilen kostenlos die berühmtesten Autoren Europas zu Mitarbeitern hat; es bestehen nämlich keine litterarischen Konventionen, man ist nicht zur Respektierung des Autorenrechtes verpflichtet und druckt kaltblütig ab, was Zola, Daudet, Goncourt und Flaubert im Schweisse ihres Angesichts geschrieben haben. Gleichwohl möchte ich es mir zweimal überlegen, bevor

ich mich auf ein Zeitungsunternehmen einliesse, und zwar darum: weil eben in Argentinien vielleicht noch mehr als in irgend einem andern Länderstrich Amerikas ein ganz besonderes journalistisches Genie zur gedeihlichen Führung eines Blattes gehört. Die Lesewelt hier unten ist ein Zeitungspublikum exquisitester Art und hat es bald heraus, ob einem Journale Sympathie oder Gleichgültigkeit gebührt. Dieses Publikum stellt Anforderungen wie jenes von Paris oder Wien. Die Zeitung soll so ziemlich alle Kreise des gesellschaftlichen, wie des kommerziellen, lokalpolitischen und staatspolitischen Lebens umspannen; der Journalist muss nicht nur über jeden Vorfall auf der Strasse au fait sein, er muss auch wie Asmodi die Pikanterien des Privatlebens belauschen, die Chronik der künstlerischen Ereignisse mit kritischem Griffel verzeichnen, die Wissenschaft in ihrer strengen Zurückgezogenheit aufsuchen, um auch ihre schweren Rätsel mit Leichtigkeit und Geschmack dem Leser vorzutragen. Und bei alldem, als ob es der Aufgaben nicht genug wäre, muss ein argentinisches Journal, wenn ihm seine Existenz lieb ist, eine klar ausgesprochene energische Parteihaltung haben, um tagtäglich mit weithin vernehmbaren, schmetternden Drommetentönen in das Kampfgewoge der Parteien und Fraktionen hineinzurufen. Die geistigen Kräfte, die derart in Anspruch genommen und verbraucht werden, repräsentieren eine solche Summe von Geist, Witz, Kenntnissen und ausgezeichnetem Geschmack, dass einerseits es nicht rätlich ist, bevor man sich gleichwertiger Kräfte versichert hat, den Konkurrenzkampf mit ihnen aufzunehmen, und dass anderseits die hohe Achtung gerechtfertigt ist, die man dieser geschickten und nützlich wirkenden Presse im Lande erweist. Keine Frage, dass auch sie noch weit, sehr weit von dem Ideale tadellosester Wirksamkeit entfernt ist. Nach unserem Geschmack müsste, um nur einiges zu erwähnen, gerade in der Behandlung privater Vorgänge, die sich in dem Schosse der Familie zugetragen haben, die reine Linie schonender Diskretion weit mehr eingehalten werden. Ebenso ist es ein arger Missbrauch der schrankenlosen Pressfreiheit, wenn die Journale unter Ablehnung jeder Verantwortlichkeit gegen Bezahlung „Zusendungen“ (Comunicados) aufnehmen, in welchen der Einsender, wenn er nur seinen Namen unter das Schriftstück setzt, und selbst dies wird oft maliciös umgangen, die Ehre hat, so und soviel tausend Lesern mitzuteilen,

dass Herr X. Y. „ein Spitzbube, ein Schurke, ein Betrüger, ein Verleumder“ ist. Der Unglückliche, der so schmählich in seiner Ehre gekränkt ist, wird, wenn er sich an das Journal halten will, mit kaltblütigem Achselzucken an den Einsender gewiesen — den kann er vor Gericht belangen, gegenüber dem Blatt ist er ohnmächtig. Ich danke schönstens für solch eine Satisfaktion, die mir für eine öffentliche Beleidigung im Gerichtssaal vor leeren Bänken gegeben, oder wer weiss? man ist ja in Argentinien! — auch nicht gegeben wird. So tief leider hat sich dieses Übel eingefressen, dass die Zeitungen dem Publikum fast täglich mit einem neuen Skandal aufwarten und dass ordentlich Schule in der Lästerung und Verleumdung gemacht wird. Das sind so Amerikanismen, die insbesondere in der Zeit der Kongresswahlen üppig gedeihen; da ist kein Kandidat, und wäre er ein Cato an Tugend und verdiente er der Retter des Vaterlands genannt zu werden, vor einem Denkzettel gesichert. Eines Tages erlaubt sich in einem gegnerischen Blatte irgend ein unbekannter Jemand die Frage an ihn, ob er noch immer dem Marqueur in dem und dem Gasthause die bewussten 60 Pesos schuldig sei, ob er schon den Raub rückerstattet hat, der bei der Vollstreckung irgend eines Testaments in seine Tasche geflossen, u. s. w. u. s. w. Wahrhaftig es wundert mich nur, dass dieser erfinderische Verleumdungssport nicht auch schon dahin gediehen ist, den General Mitre eines Raubmords oder Sarmiento der Brandstiftung zu beschuldigen.

Doch mit der Nennung der beiden grössten Namen Argentiniens, sei sie auch nur zufällig erfolgt, wendet sich der Schilderer unwillkürlich von dem Bilde niedriger Fehler und Mängel ab, und sein Blick richtet sich auf Erscheinungen, die den nationalen Geist in seiner schönsten Blüte und Würde zeigen. Sarmiento und Mitre, die die Geister von dem Revolutionsfieber heilten und in die Bahnen ruhiger Arbeit und massvollen Fortschritts lenkten, haben auch in der Journalistik Schule gemacht. Nicht nur dass die ihnen nahestehenden Blätter unter ihrem Einflusse sich gewöhnten, mehr um Ideen, als um persönliche Fragen zu kämpfen, nicht nur, dass die Kämpfer in diesem idealeren Streite auch idealere Waffen führen und das schonungslose Gift der Feder mildern lernten, so haben Sarmiento und Mitre oft und oft auch selber in Artikeln von hinreissender Formvollendung und edelstem

Schwung durch die Zeitung zur Nation gesprochen. Es geschieht z. B. nicht mit Unrecht, dass das Organ, dessen sich Mitre bedient, sobald er zur Feder greift, dass die „Nacion“ die argentinische Times genannt wird. Sie verdankt ihren ausserordentlichen Einfluss nicht nur dem Zaubernamen ihres geistigen Lenkers, sie verdient ihn auch durch den Gesinnungsadel und lauteren Patriotismus, den ihre Zeilen atmen, sowie durch die brillante Verve, mit der sie bis ins Kleinste hinab all' die vielgestaltigen Interessen und Erscheinungen des argentinischen Lebens behandelt — eine Verve übrigens, eine Schneidigkeit des Tones und elegante Führung des kritischen Seziermessers, die man auch in den anderen grossen Blättern von Buenos Ayres, in der „Prensa“, „Tribuna“, „Diario“, in der „Patria Argentina“, „Libertad“, „Nacional“ nicht vermissen wird, so dass, von allem andern abgesehen, diese publizistischen Organe jedenfalls eine Quelle des Witzes und der amusantesten Satire sind und der französischen Presse nicht ebenbürtig zur Seite stehen. Was die nicht-spanischen Blätter anbetrifft, so finden die italienischen und französischen auch ausserhalb ihrer Kolonien beträchtliche Verbreitung, während die englischen als die geistigen Vermittler der Beziehungen mit dem Londoner Weltmarkt, insbesondere der Geschäftswelt beachtenswerte Dienste leisten. Die deutschen Blätter aber, die in Buenos Ayres erscheinen, mögen hier besonders für die vortrefflichen Dienste bedankt sein, die sie dem deutschen Element in Argentinien erwiesen haben. Es kann kein grösseres Lob für den Mann der Feder geben, als die Anerkennung, dass er durch rastlosen Eifer, Geist und Geschick für seine Heimat in der Fremde Terrain erobert, für sein Volk Respekt zu erzwingen gewusst hat, und das ist den deutschen Journalisten am La Plata, einem J. Aleman, einem E. Bachmann, wirklich gelungen. Alemans „Arg. Wochenblatt“, Bachmanns musterhaft redigierte „Deutsche La Platazeitung“ sind solche Organe, die in nicht genug anzuerkennender Weise über der Unlöslichkeit des Bandes zwischen den deutschen Kolonialen und dem Mutterlande wachen, und die dabei auch durch die redliche Liebe zur neuen Heimat dem Porteño wert geworden sind. Tonangebend für die Gesinnungen und Gefühle der Kolonie finden sie im Kreise der anderssprachigen Berufsgenossen als werte Kollegen die freundschaftlichste Hochachtung, sowie ihnen ander-

seits von den argentinischen Politikern die gerechteste Würdigung zuteil wird.

Es sei nun noch gestattet, da wir von der Publizistik gesprochen haben, den Sprung auf das benachbarte Gebiet des litterarischen, und dann des künstlerischen Lebens überhaupt zu unternehmen. Der Sprung ist riskant, denn — er führt uns in beträchtliche Tiefen. Auf litterarischem und scientifischem Boden wird freilich mit der Tinte durchaus nicht gespart, das Schriftstellertum ist vielmehr von einer geradezu kaninchenhaften Produktivität, allein was die Qualität des Gebotenen anlangt, so ist die alljährliche Ernte keine sehr ergiebige, so dass die Litteratur verglichen mit den Leistungen der hochentwickelten Journalistik gar sehr an eine dürre Heide erinnert. So absonderlich dies scheint, so natürlich ist es doch im Grunde. Das politische Leben mit seinen glänzenden Aspekten, zu dem die Journalistik ganz so wie die Advokatur die Eingangspforte bildet, absorbiert so ziemlich die besten Kräfte, der Überschuss aber, der sich darauf verlegt, die Welt in poëtischer Tinte zu ersäufen, besitzt zwar Talent, jedoch mangelt es zunächst an der notwendigen Bildung zur Hervorbringung wahrhaft künstlerischer Erzeugnisse. Ist doch leider der Erziehungsgang, wie er am La Plata beliebt wird, so seicht, dass der Sinn für Wissen und Kunst noch lange nicht auf der Höhe des Handelsgeistes steht, und noch immer fällt der Porteño unter den spezifisch amerikanischen Typus, dessen Charakteristikon die Jagd nach dem Geld und dem Scheine ist.

Allein in seiner südlich lebhaften Natur, die gerne im Rhythmus der Formen schwelgt, besitzt der Porteño doch auch einen eigenen Schatz, der ihn hoch über den stumpfen Kunstsinn seines nordischen Bruders, des Nordamerikaners, erhebt. Empfänglich für satte Klangwirkungen hat er auch Wohlgefallen an dem musikalischen Cascadengeräusch seiner sonoren Sprache, und selbst ohne Tiefe und Originalität zu besitzen weiss er den Bilderreichtum des Südländers und die feurige Phrase in Verse zu kleiden und in Strophen zu binden, die in klingende Reime wie in Schellengeläute austönen. So kommen, wie gesagt, viele Verse aber herzlich wenig Poesie zusammen; Wortreichtum, Bilderschwall und Phrasensucht bedecken eine Ideenleere, die nicht unsichtbar zu machen ist. Wässrig wie diese Lyrik ist auch der Roman. Die

Muse, die bei seiner Geburt zu Gevatter gestanden, ist die Schablone. Das Material, aus der er zusammengezimmert wird, ist schier wechsellos dasselbe. Bekannte Figuren und Verhältnisse, abgedroschene Schilderungen und Reflexionen, und nur in der Art der äusseren Erlebnisse, die wie eine Wandeldekoration am Leser vorüberziehen, zeigt sich der Erfindungsgeist — also eine recht arme Romanlitteratur, die mit abgelebten Puppen, nicht mit Menschen operiert. Folgendes, was mir ein genialer junger Argentiner einst sagte, enthält in wenigen Worten die ganze Leidensgeschichte eines wirklichen argentinischen Dichters: Was thun Sie mit Ihrer Zeit, hatte ich ihn gefragt, und er antwortete: „Nichts — ich schreibe von Zeit zu Zeit ein Buch, das niemand liest. Warum es niemand liest? das ist sehr einfach. Ich bemühe mich Dinge aufzusuchen, von denen ich mir sage, hier hätte auch unser grosser Cervantes lächelnd verweilt, Boccaccio hätte hier Wohlgefallen gefunden. Ein einfaches Lied, der Natur abgelauscht — ein Mensch, wie er geht und steht, wie er mit seinen Tugenden und Fehlern sich sein Schicksal bereitet — Charaktere, nicht nach alten, unwahren Modellen künstlich präpariert, sondern aus dem Leben gegriffen — das ist meine Art, und die gefällt bei uns nicht. Bei uns muss selbst der Romanindianer einen Frack anhaben, sonst wirft man das Buch in den Winkel. Die grossen naturwahren Dichter wie Boccaccio, Lopez, Cervantes sind bei uns veraltete Schulmeister, und ihre treuen Schüler — es giebt ihrer nicht viele — gelten für Null. Neben der heimischen Poetenschule haben wir aber doch auch einen fremden Gott: den Zolaismus. Wir marschieren mit der französischen Zivilisation. Wenn dort der Tambour Generalmarsch schlägt, rennt das Publikum herbei, um die naturalistische Parade von geschriebenem Pfeffer und Paprika zu bestaunen.“ Eine bittere Kritik — aber wir fühlen nicht den Mut ihr zu widersprechen.

Umso sympathischer erscheinen nun unter solchem Tross einige Schriftsteller, die sich Helden der Feder nennen dürfen nicht von Gnaden der landesüblichen Reklame, sondern wirklich von Gottes Gnaden. Selbst die dem Laien so schwer zugänglichen Gebiete der Jurisprudenz, Medizin und der Sozialwissenschaften haben einzelne geistvolle Bearbeiter gefunden, die mit wunderbarem Talent die rauhen Wege zum Verständnis zu ebnen

und einladend zu machen wissen. Auch in dieser Runde finden wir Mitre und Sarmiento, jene beiden Männer wieder, denen wir überall begegnen, wo es sich um Argentiniens Ruhm handelt. Sie haben historische und kulturhistorische Werke geschrieben, die nach sachlichem Wert zu dem Besten gehören, was je über Südamerika geschrieben wurde, und die sich, was glanzvollen Stil, Gedankentiefe und idealen Schwung betrifft, den schönsten Mustern spanisch-argentinischer Prosa anreihen. Guido Spano, Oligaria Andrade, der einen gefesselten Prometheus (Promoteo eucatenado) gedichtet, Carlos Eusina, Castellanos, Calisto Oyuelo sind sehr schätzenswerte Poëten; unter den Novellisten haben sich Miguel Cané padre, der Vater des Wiener Gesandten, und Vincente Fidel Lopez einen weit über die Grenzen Argentiniens hinaus geachteten Namen gemacht, und Juan Maria Guitierez gilt nicht mit Unrecht für einen ebenso fruchtbaren als eigenartigen Romancier. Auch die jüngste Generation hat manche vielversprechende Talente, so Lucio Vincente Lopez,. Pedro Goyena, Carlos Pelegrini, Aristobulo del Valle und den ausgezeichneten Satiriker Alberto Navarro Viola. Zu den brillantesten Erscheinungen der argentinischen Litteratur gehört die Prosa Mansillas und des jüngeren Cané. Sie sind nur Feuilletonisten; sie forschen nicht nach dem strengen Entwicklungsgesetz des menschlichen Lebens, wie der Dramatiker oder Romandichter, sie beschreiben nur, was sie da und dort gesehen und von was für Empfindungen sie bei dem und jenem beseelt gewesen. Also „nur Feuilletonisten“ — aber Jules Janin war Feuilletonist, Ludwig Börne war, Heinrich Heine in seiner Prosa war es auch, und seitdem ist die Welt von dem abgeschmackten Glauben zurückgekommen, dass nur die steife, doktrinäre Toilette mit der Riesenschleppe einer grossen Seitenzahl es ist, die den Meister des Stils macht. Die scheinbar im Flug hingeworfenen Skizzen, die uns Miguel Cané in „En Viaje“ bietet, sind von dieser gesunden realistischen Art, die sich nicht im Wortgeklingel gefällt und nicht in gespreiztem Pathos einhermarschiert; und doch, wie viel Weltkenntnis und Lebensweisheit in diesem schlichten Gang, wie viel Schärfe der Beobachtung, geistige Vertiefung, edle Würdigung des rein Menschlichen — und das alles im Rahmen eines Stils, der bald leicht und anmutig dahinmarschiert, bald mit dem schweren, königlichen Schmuck der Kunst behängt ist.

In der gesamten argentinischen Litteratur sind es aber namentlich zwei ausgezeichnete Dichtungen, die — leider in Europa gar nicht oder nur allzuwenig bekannt — die grösste Beachtung verdienen: die Faustparodie von Estanislao del Campo, und Juan Hernardez' „Martin Fiero", beide im Gauchostil. Eine köstliche Natürlichkeit und Frische weht durch diese beiden Gesänge; will man sie nach Gebühr charakterisieren, so muss man sagen, sie verdienen den Namen der La Platakapitale, denn in ihnen atmet man „buenos ayres," nicht den Patchouliduft der Salonlitteratur, nicht die Miasmen des Zolaismus. In erster Linie steht uns aber „Martin Fiero", ein Buch, das unnachahmlich in seiner Originalität und dichterischer Kraft das Leben des Gaucho, des argentinischen Landmanns besingt. Man denke hier nicht an eine Ähnlichkeit mit Virgils „Bucolica"; Virgil war ein höfischer Dichter mit süsslich lächelnder Miene, der, wenn er die Muse empfangen wollte, zuvor elegante Toilette machte und sich die zierlichsten Redensarten einstudierte. Nichts dergleichen im „Martin Fiero", dem Buch voll ungesuchter und gewissermassen rauher Schönheit. Der Gaucho ist jene phantastische Figur, deren ganzes Sein und Wesen von einer romantischen Aureole ganz so umwoben ist, wie die Erscheinung Lederstrumpfs in Nordamerika. Sein Kostume ist in Europa bekannt und bewundert — welches Kind kennt nicht den Mann mit dem Sombrero, um dessen Schultern der malerische Poncho wallt, dessen seidener Gürtel mit den bänderdurchflochtenen Mähnen des treuen Pferdes um die Wette flattert, den Mann mit der langen Reihe silberner Knöpfe an den Hosen und den schweren, langen, silbernen Sporen, die er dem Tiere in die Weichen bohrt, wenn er, verfolgt oder verfolgend, vor oder hinter sich den räuberischen Indianer, über die unabsehbare Steppe der Pampas dahinschiesst? Das Leben dieses ernsten, stolzen, mutigen Gaucho, dessen Braut die Flinte ist, dessen Leben in der Einsamkeit vergeht, und der in seiner schlichten Einfalt so viel menschlich grösser ist, als der raffinierte, geistig wie körperlich gesunkene Stadtbewohner — dieses merkwürdige Leben also schildert „Martin Fiero" in Knittelversen, im Gauchostil; und so wie er ist, in seinem realistischen Stil und mit seinen scheinbar ungehobelten Versen, scheint uns „Martin Fiero" eines der kraftvollsten und grandiosesten Gedichte zu sein, wirklich

der schlichte grosse Gaucho in den unfruchtbaren Pampas der argentinischen Poësie.

Trüber noch und matter als die Dichtung schleppt die Musik in Argentinien ihr armseliges Dasein dahin. Hier herrscht absoluter Mangel an Produktivität. Ausser Gauchogesängen hat das ganze Jahrhundert auch nicht eine einzige nennenswerte Leistung gezeitigt. Die ganze autochthone Musikalienlitteratur besteht nur aus Pappendeckeleinbänden; nur diese werden im Lande selbst fabriziert, denn was sie an angeblich argentinischem Notenerzeugnis umschliessen, ist nur seichteste „Nachahmung und Entlehnung". Wenn man will, kann man für Nachahmung und Entlehnung auch kräftigere Ausdrücke setzen. Gleichwohl sind die Porteños leidenschaftliche Musikliebhaber; alles rennt in die Oper, alles lernt Klavier, und gerade dieses letztere macht es unmöglich, dass in unserer Zeit ein tüchtiger, schöpferischer Musiker erstünde, denn so lange diese Massenmisshandlung des armen Instruments fortdauert, wird jedes Gehör von der Wiege auf verdorben und für ewige Zeiten ruiniert. Klavier — oft schon ist mir der frevelhafte Wunsch gekommen, dass doch etwas wie gelbes Klavierfieber oder wie Klavierblattern die Saiten abtöten möchte, damit man endlich vor dieser schrecklichsten Art der Spielwut Ruhe hat. Aber nein, es wird fortgespielt, denn es gehört zum guten Ton. Auf das Konto des guten Tons ist noch anderes zu schreiben; so dass Wagners Lohengrin enthusiastisch applaudiert und im Geheimen barbarisch und unverdaulich genannt wurde, so auch, dass man zu den Konzerten der deutschen Singakademie sich drängt und beim Vortrag der Mondscheinsonate oder der Apassionata — einschläft. Thut nichts, applaudiert wird doch. Der Genius, der in allererster Linie angebetet wird, ist italienischer Rasse: Verdi, Donizetti, Bellini, Rossini, Marchetti u. s. w. Das Tagesgebäck wird von Offenbach und Strauss geliefert; daneben pfeift, summt, trällert und singt man Lecoques Angot, den Boccaccio von Suppé und die Mandolinata.

Aus diesen Andeutungen lässt sich bereits ein gut Stück der Theaterverhältnisse kombinieren. Die Porteños stehen im Punkte der Leidenschaft für alles, was mit der Bühnenkunst zusammenhängt, hinter keiner Nation zurück; man möchte sagen, es rollt echtes Theaterblut in ihren Adern. Buenos Ayres besitzt nicht

weniger als sieben Bühnen, von welchen wenigstens vier oder fünf das ganze Jahr hindurch offen sind, und unter denen das sehr günstig gelegene Colontheater als der Sitz der Grossen Oper unbestritten den ersten Rang einnimmt; denn das Hauptinteresse, die Hauptleidenschaft der Bevölkerung konzentriert sich eben auf die Oper. Dieser Theaterbau, der einzige, der Stadteigentum ist, ist auch der einzige, der in seinem Äusseren einige hübsche architektonische Momente bietet, doch genügt er noch lange nicht den Anforderungen, die an eine bedeutende Kunststätte gerichtet werden müssen. Die Saison des Colontheaters umfasst nur die drei Herbstmonate Mai, Juni, Juli, aber um diese Zeit ist diese Bühne in des Wortes bester Bedeutung die great attraction von Buenos Ayres. In diesen drei Monaten lassen sich die edelsten Stimmen Italiens, die Primadonnen und Tenore von der Mailänder Scala und von den andern altbewährten Kunststätten Italiens auf der Colon-Bühne hören. Das Opernrepertoire wird fast ausschliesslich von italienischen Meistern besorgt; intermittierend kommen auch Meyerbeer, Thomas und Gounod uns zu Gehör. Einigemal wurde, wie erwähnt, auch Lohengrin gegeben, hie und da auch Mozart, niemals meines Wissens Webers „Freischütz“. So gross ist die Musikbegeisterung der Porteños, dass die Impresarios den Segen des Himmels auf sie herabflehen; sie diktieren horrende Preise — ein anständiger Sitzplatz kostet nicht weniger als 1 Pfd. St. — und doch ist es eine Seltenheit, dass ein Platz unverkauft bliebe. Im Gegenteil, je mehr aufgeschraubt der Preis, desto kolossaler der Andrang des Publikums. An solchen Opernabenden ist die ganze Elite von Buenos Ayres im Colontheater zu finden, alles in grosser, etikettegerechter Toilette; in den Logen Frack und weisse Kravatte, wunderbare, tiefausgeschnittene Roben, schneeige Frauenbüsten, Blumen, feenhaft glitzernder Edelsteinschmuck — ganz so wie in Paris, wo ja auch Ballsaal und Grand Opéra die Ausstellungsplätze für Juwelen und Frauenschönheit sind. Dieses ebenso temperamentvolle als distinguierte Publikum ist nun für sich selbst ein eigenartiger, lohnender Anblick; es zu sehen, wie es seiner Begeisterung oder seiner Enttäuschung Ausdruck giebt, ist gleich interessant. Ist Gesang und Spiel miserabel und fühlt es sich also geprellt (auch das ist schon vorgekommen), so exzediert es zwar nicht wie ein italienisches Publi-

kum, das in solchen Fällen gerne mit Orangeschalen bombardiert, aber es pfeift, zischt und stampft ganz artig mit den distinguiertesten Füssen und Füsschen. Exzessiv aber wird es in seinem Enthusiasmus. Einem gefeierten Sänger die Pferde ausspannen ist eine Kleinigkeit, und auch dass der Beifall dem Rasen eines Orkans gleicht, ist nichts Besonderes. Aber im Ernst gesprochen, was nur Europa an Theaterbegeisterung geleistet haben mag — der Siedepunkt desselben wird wohl in Buenos Ayres sein. Denn mit den Blumen, diesen platonischen Gunstbeweisen, ist es nicht abgethan; einem grossen Künstler werden Geschenke auf die Bühne geworfen, die manchmal ein Vermögen repräsentieren. Tamagno, Durand, Ferni, Borghi, Mamo, Singer, Stagno und Frl. Stahl können was davon erzählen. Dazu eine Gage von phänomenaler Höhe, dazu, was solch einem grossen und schönen Künstler von unbekannten Verehrerinnen zugeschickt wird, dazu noch vieles andere, von dem man nichts erfährt — ja, Buenos Ayres ist eine Theaterstadt.

Mit dem Colontheater teilt sich das französische und italienische Lustspiel sowie die moderne Operette in die Gunst des Publikums. Die Bühne, welche diesen Geschmack versorgt, ist die Opéra in der Calle Corrientes, ein recht gefälliger moderner Bau mit hübscher Fassade und elegantem Foyer, jedoch mit so ungenügender Einteilung im Innern und in so enger Gasse gelegen, dass Feuer und Panik hier die furchtbarsten Folgen nach sich ziehen müssten. Auch dieses Theater ist nicht das ganze Jahr hindurch geöffnet; sondern nur in der grossen Theatersaison, für welche es von seinen Eigentümern bereits regelmässig an die französischen und italienischen Spieltruppen verpachtet wird. Im Lustspiel ist es namentlich das italienische, zu welchem grosser Zulauf herrscht; doch machen auch die geistsprühenden Sardouschen Komödien volle Häuser. Sehr merkwürdig und — ich weiss nicht ob ernsthaft oder drollig zu nennen ist das Verhältnis der distinguierten Gesellschaft zur französischen Operette sowie zu jenem modernsten französischen Lustspiel, welches in Paris der Judic die Hauptrollen giebt — ich meine jene Stücke, wie „Lili“, „Niniche“, „Gillette de Narbonne“ u. s. w., in welchen mit kecker Verve gerade das Schlüpfrigste und Unaussprechlichste zum Thema gemacht ist. Diese Stücke, das sind so recht Leckerbissen für

den Porteño, und sie haben unvergleichliche Kassen- und Lacherfolge; aber — und nun folgt das Merkwürdige — die argentinischen Damen halten sich von diesen Aufführungen fern, dieselben Damen, die doch in der Wahl ihrer Lektüre oder in der Führung der Konversation durchaus nicht so skrupulös sind. Aber so ist man in Argentinien; man bewegt sich in Extremen und ist prude und nicht prude, je nachdem es die gesellschaftliche Regel gestattet. An die Opéra knüpfen sich übrigens auch die glanzvollsten Erinnerungen der italienischen Schauspielkunst in Buenos Ayres; hier haben wir das überwältigende Spiel der Ristori gesehen; Salvini und Rossi, der edelste und der dämonischste unter den Schauspielern Italiens, sind über diese Bretter geschritten. Es giebt noch ein zweites Schauspielhaus, dessen Abende an Glanz und Kunstvollendung manchmal mit den Salviniabenden der Opéra wetteifern können; es ist dies das Nationaltheater. Wenn die spanische Gesellschaft mit Calvo, dem spanischen Salvini, darin auftritt, dann ist das Publikum ausser Rand und Band und strömt in hellen Scharen dieser Bühnenstätte zu, die an solchen Abenden auch wirklich den Namen eines Kunsttempels verdient. Aber auch die Zarzuela, wie die spanische Operette genannt wird, steht in besonderer Gunst und macht regelmässig volle Häuser. Ich darf hier vielleicht bemerken, dass ich selbst ein eifriger Besucher des Nationaltheaters bin — aber nur des Abends. Tagsüber hüte ich mich gar wohl, diesem grässlichen, gegen jeden gesunden Sinn und guten Geschmack ausgeführten Bau auch nur in die Nähe zu kommen. Diese architektonische Sünde, die den primitivsten ästhetischen Sinn verletzen muss, ist erst in unseren Tagen begangen worden — vor wenigen Jahren erst wurde das Nationaltheater erbaut.

Vom Théatre de la Variété, jetzt zum Eden Argentino umgetauft, sowie vom Teatro dell' Allegria und Victoria ist nicht viel zu sagen; das erstere ist ein Tingl-Tangl, und die beiden andern haben nichts zu bedeuten, trotzdem das Publikum auch ihnen sein Almosen giebt. Eine Spezialität von Buenos Ayres ist aber das eigentliche italienische Theater, das Politeama, in dem alles, was italienisch ist, eine Herberge findet, und dem die italienische Kolonie mit aller Glut und Leidenschaft anhängt. Das Politeama ist ein Sommertheater; ein Riesenbau, der nicht

weniger als 4000 Menschen fasst. Dem Auge bietet dieser Bau absolut nichts Schönes; im Gegenteil, sein Architekt war offenbar nur darauf bedacht, den Eindruck zu erwecken, als ob dieser Ziegelbau kein Bühnenhaus, sondern irgend eine Kaserne, ein Riesenmarterkasten grässlichster Art wäre. Aber der Italiener giebt trotz der künstlerischen Traditionen seiner Heimat auf das Äussere gar nichts, wenn er nur im Innern seinen Profit oder sein Vergnügen findet — und beides findet sich im Politeama. In wenigen Abenden macht die Impresa bei dem ungeheuren Fassungsraum des Hauses die glänzendsten Geschäfte, das Publikum aber findet alles, was das Herz erfreut. Denn das Politeama kennt keine Exklusivität; heute macht es den Tingl-Tangl, morgen den Konzertsälen, übermorgen den grossen Bühnen Konkurrenz, heute produzieren sich darin Trapezkünstler, Menagerien, dressierte Hunde, morgen Kunstreiter und Seiltänzer, oder es tritt eine Operettengesellschaft, eine Opern- oder Schauspielertruppe auf. Alles, vom grössten bis zum kleinsten, von der niedrigen Kraftproduktion bis zum tragischen Schicksal des Amleto findet hier treue Pflege und begeisterten Applaus — in Kunstdingen hat eben der Italiener ein weites Gewissen.

Ganz so weit, wie der Argentiner in Dingen der öffentlichen Sicherheit. Es ist unglaublich, welch' skandalöser Leichtsinn im Punkte der Feuersicherheit in den Theatern herrscht. Es giebt keine Wasserbereitschaft, keine Notausgänge, keine Reservebeleuchtung der Stiegen und Korridore. Diese letzteren sind entsetzlich eng und laufen oft im verrücktesten Zickzack, die Treppen überdies schlecht gebaut und steil wie der Chimborasso. Eine Zeit lang hat man Holzwerk und Dekorationen in den Theatermagazinen imprägniert, doch das ist wieder in Vergessenheit geraten. Auch die Feuerpolizei thut nicht ihre Pflicht; es besteht z. B. das Rauchverbot in den Theatern, doch in den Vorlogen raucht wer will kaltblütig seine Zigarette. Dazu sind mit Ausnahme des einzigen Colontheaters alle übrigen Bühnenhäuser in furchtbar engen Gassen gelegen, in welchen sich eine umfassende und prompte Rettungsaktion unmöglich entwickeln könnte, so dass denn die Theater im wahrsten Sinne des Wortes entsetzliche Mausefallen sind. Gebe Gott, dass der sträfliche Leichtsinn, mit welchem so mit dem Feuer gespielt und die Gefahr ordentlich

herausgefordert wird, nicht noch einmal ein beweinenswertes Resultat erzeuge. Kurz nach dem Wiener Ringtheaterbrand habe ich in einer Zuschrift an die „Nacion“ auf die dringenden Gefahren aufmerksam gemacht, von denen auch Buenos Ayres durch seine Theater bedroht ist, und die ganze hauptstädtische Presse hat sich meiner Warnung angeschlossen. Und was hat das genützt? Gar nichts; ich wundere mich aber gar nicht über diesen Misserfolg. Denn da auf jene Anregung hin das Munizipium eine strenge Revision der Theater anordnete, seinen Beamten strenge Aufträge erteilte und endlich ein strenges Theaterreglement erliess, so war es ja natürlich, dass nun nichts weiter geschehen würde; alle Thätigkeit besteht ja hier im Gesetzegeben — das Ausführen der Gesetze touchiert weiter niemanden. Kurz, der ganze Feuersicherheitsrummel blieb eben — Rummel. Wehe, wenn dieser masslose Leichtsinn sich einmal rächen sollte! Heute ist das Theaterpublikum einzig und allein auf die Geschicklichkeit der Feuerwehr angewiesen. Schöne Retter das! Weiss Gott, wie es geschieht, dass der Kutscher, der in Diensten der Tramway immer so rasend schnell fährt, als ob's irgendwo brennen würde, eine so bemerkenswerte Geschicklichkeit im Langsamfahren entwickelt, sobald er zur Feuerwehr kommt. Die Feuerwehr kommt immer, wenn es zu spät ist — und ist sie endlich da, so fehlt's gewöhnlich — an Wasser.

Doch damit wir noch für einen kurzen Augenblick die Revue über das Kunstleben am La Plata fortsetzen — etwas von dem Phlegma des Feuerwehrmanns besitzt jeder Porteño, insofern es sich um Malerei und Bildhauerei handelt. Wir berühren hiemit eine der merkwürdigsten Seiten im Charakterbild des Porteño; denn ist es nicht merkwürdig, dass er trotz seiner innerlichen Verwandtschaft mit den Nationen Rafaels, Michel Angelos und Velasquez und trotz seines eigenen, vielfach so entwickelten Formensinns nicht den Weg finden kann zum Verständnis von Meissel und Palette? Der Mode gehorchend haben zwar in den letzten Jahren die Damen angefangen Unterricht in Zeichnen und Malerei zu nehmen, aber ich fürchte sehr, dass die paar entlaufenen Italiener, die diesen Unterricht erteilen, den jungen Sport eher in Misskredit bringen als fördern werden. Künstliche Mittel werden die fehlende Begeisterung überhaupt nicht einimpfen können; es

hilft nichts, man muss sich mit der Thatsache abfinden, dass die Porteños eben tot sind für die Malerei. Es geniert sie nicht, 20000 Francs für eine Schlafzimmereinrichtung auszugeben — für den herrlichsten Tizian aber würde kaum einer den zwanzigsten Teil opfern. Da wurde vor wenigen Monaten aus einem Nachlass u. a. ein wunderschöner Kaulbach versteigert — das herrliche Stück ging richtig auf 59 Pesos, und bei Gott, ich glaube, die anwesenden Porteños dachten sich im geheimen vom glücklichen Ersteher: „Ist das ein dummer Kerl! Um das Geld könnte er 59 Joch Öldruckbilder kaufen, und schmeisst es so auf ein einziges Bild hinaus!“ Das ist es — Öldruck ist hier das Kunstideal; Öldruck geht in unglaublichen Massen ab und macht die Fabrikanten zu reichen Männern; der Öldruck, er findet seinen Käufer, während vortreffliche Stahlstiche und Kupfer in der soidisant-Kunsthandlung zu Staub und Moder werden. Je bunter und greller das Farbengemengsel, desto grösser sein Anwert, und ist es so grell, dass es zu den schreienden Farben der Saloneinrichtung, zum Trompetenrot der Tapeten und Draperien passt, dann steigt das Öldruckbild im Preise bis zu der wahnwitzigen Höhe von 200 Francs und mehr. Was im Lande selbst in Öl hergestellt wird, ist nicht der Rede wert. Mit Ausnahme Agnosaris, von dem einige hübsche Aquarelle herrühren, und einiger mediocren Porträtisten wie Romero und Ballerini, ist alles übrige Kopie und Schablone elendster Art. Ein Heiligenbild und wieder ein Heiligenbild — der Strand von Neapel und wieder der Strand von Neapel; die Heiligen mit ihren Duldermienen sehen aus, als ob sie alle Zahnweh hätten, und auf diesem neapolitanischen Strande dürften Eisbären spazieren gehen, so tödlich kalt, starr und sonnenlos liegt er da. Dass diese Aftermaler nicht selbst endlich der nutzlosen Klexerei müde werden! Wie wäre es, wenn sie mit den vielen Lyrikern im Handwerk tauschen würden, wenn die einen nur noch in Wasser malen, und die andern nur in Öl dichten würden? Die Kunst hätte bei diesem Experiment nichts zu verlieren.

Noch etwas ist interessant: der Massstab nämlich, welcher an die Moralität eines künstlerischen Erzeugnisses gelegt wird. Ein Hans Makart würde am La Plata betteln gehen, denn ein Gemälde, eine Statue muss — tugendhaft sein, und die Darstellung

des Nackten, sei dieses Nackte in seinem herrlichen Ebenmass und in der leuchtenden Pracht seiner Farben auch das Kunstideal selbst, das Nackte gilt in Buenos Ayres für eine Verletzung der Tugend. So musste vor wenigen Jahren ein Bildhauer seiner Statue ein Feigenblatt anheften, bevor sie zur Cordovaner Ausstellung zugelassen wurde, weil der Bischof von Cordova das Gebilde mit Feigenblattskonto für unsittlich erklärt hatte. Es kann also nächstens noch dahin kommen, dass man weiblichen Karyatiden Hemden und den männlichen Schlafröcke überwirft. Solch' ein moralischer Mantel ist auch zum Schutz vor dem Pampero gut, damit sich die Statuen nicht erkälten, so dass sie doch noch besser dran sind, als die armen Gemälde, auf denen die wundervollste Venus gnadenlos der rauhen Witterung preisgegeben ist. Indessen hat es, um im Ernst zu sprechen, die Bildhauerei in Wirklichkeit noch immer besser, als die Malerei. Steckt der südliche Yankeegeist dahinter, indem sich der Porteño etwa sagt, Leinwand sei leichter zu ruinieren, als der widerstandsfähigere Stein, oder ist ein anderes der Grund: genug, für die Bildhauerei herrscht noch immer mehr Vorliebe, als für die Malerkunst. Vielleicht aber ist es in diesem Punkte wie mit der Mutterliebe, die sich so häufig dem hässlichsten Kinde am leidenschaftlichsten zuwendet; während der Mangel an Stein, unter dem die ganze Provinz leidet, und insbesondere der Mangel an Marmor das geringe Interesse an der Bildhauerei entschuldigen würde, liebt man, was man nicht hat, weit mehr, als was man so leicht besitzen könnte, und kauft die von den Italienern importierten Werke in Gips, Sandstein und Marmor und namentlich Pariser Bronzen zu recht guten Preisen an. Die Qualität dieser Werke ist aber bis auf die Pariser Erzeugnisse eine höchst inferiore; nur in Terracotta-Karikaturen und im kleinen Genre ist einiges zu sehen, die Hauptsache aber ist elendes Pfuschwerk, das keinen Vergleich mit den wirklich prächtigen Thonarbeiten aushält, die — die Porteños etwa? o nein! die die Indianer liefern. Um mit einem Worte alles zu sagen: unter so viel Statuen, die sich in Privatbesitz befinden, unter so vielen öffentlichen Denkmalen, die auf den Plätzen der Stadt und in Kirchen aufgestellt sind, giebt es nur ein einziges wirklich gutes Bildwerk: das Mazzini-Denkmal von Monteverde, dessen wir bereits erwähnt haben, und einige Grabmonumente auf der Recoleta, die auch aus Rom kommen.

Woher nun auf so viel verschiedenen Gebieten so viele gravierende Nisi? Gerade unsere Exkursion in das Reich des künstlerischen Lebens kann uns die Antwort geben. Die Porteños, sagten wir, haben keinen Sinn für Rafaels und Buonarottis Kunst — sie haben auch keinen Sinn für Antiquitäten. Zwei oder drei Münzensammler giebt es, sonst sammelt man nur — Briefmarken. Der wundervollste Cellini würde in Buenos Ayres nur für den Metallwert abgehen, die gediegenste alte Metallarbeit, der edelste Panzer aus dem fünfzehnten Jahrhundert würde in die Rumpelkammer wandern. Ein Museum von Flanellen, Mousseline und Baumwolle hätte am La Plata noch eine raison d'être — ein Antiquitätenmagazin wäre ein hoffnungsloses Unternehmen. Wie denn anders? Die Liebe eines Volkes wendet sich allem zu, was ihm als Überrest einer teueren Vergangenheit erscheint, und so sind Panzer und Lanze für den Europäer noch immer die Träger kostbarer Erinnerungen. Wie aber, wenn eine Nation jung ist, wenn sie im Werden begriffen ist, wenn ihre Traditionen nicht in die Jahrhunderte zurückreichen? Was birgt dann für sie der Schutt der Vergangenheit an teurem Gut?

Das aber ist es: die Nation der Vereinigten Staaten von Südamerika ist jung, sie ist im Werden, und Jugend und Wendegang sind ohne Kinderkrankheiten nicht denkbar. Geduld, die lange Reihe der Nisi wird sich allmählich vermindern.

Drei Präsidenten.

Mitre, Sarmiento, Julio Rocca — das ist die erlauchte Trias, von welcher die gegenwärtige Generation in Argentinien so schreibt und spricht, wie die Franzosen von Thiers und Gambetta, wie die Italiener von ihrem Dreigestirn Cavour-Mazzini-Garibaldi. Diese drei merkwürdigen Gestalten, auf denen der Blick des Porteño mit Vorliebe verweilt, sind es auch wert, dass man ausserhalb ihres Vaterlandes auf sie aufmerksam werde, sowie es denn überhaupt an der Zeit ist, dass Europa anfange, die Schicksale Argentiniens und seiner Menschen mit ernst prüfendem Blick zu verfolgen. Es ist wahr, weder Unglück noch Glück, das sich auf südamerikanischem Boden abspielte, hat in unserem Jahrhundert Einfluss auf die Ruhe Europas zu üben vermocht; aber steht es etwa im Schicksalsbuch geschrieben, dass dieser Zustand gleichgültigster Entfernung immer der gleiche bleiben wird? ist nicht jedes Schiff, das heute den Ozean durchschneidet, Vorbote einer nicht fernen Zukunft, in welcher der Süden Amerikas und die alte Welt sich zu realster Interessengemeinschaft entwickelt haben werden? Da ist es von Vorteil, schon heute die Faktoren zu studieren, die diesen unausbleiblichen Prozess kräftig vorbereiten; und die mächtigsten dieser Faktoren, wir haben sie angedeutet, indem wir die drei Namen Mitre, Sarmiento und Julio Rocca nannten.

Überhaupt ist die Gallerie der argentinischen Politiker überreich an merkwürdigen Charakteren, deren Studium nicht nur dem Historiographen, Völkerpsychologen und Staatsmann von Nutzen sein kann, sondern die auch dem Epiker und Dramatiker eine unerschöpfliche Ausbeute versprechen. Man macht z. B. Schiller den Vorwurf, dass sein Marquis Posa ein unwirkliches, rein ätherisches Wesen sei, und man zerbricht sich den Kopf,

um den lasterhaften Charakter Cesare Borgias zu fassen. Und doch ist Argentinien das Land, in dessen Geschichte diese beiden Charakterprobleme streng nach der Natur studiert werden können. Da ist der Begründer und erste Präsident der Republik, Bernardino Rivadavia. Edel und selbstlos wie kein zweiter zuvor oder nachher wird er im Augenblick seines höchsten Triumphes auch schon von der bittersten Enttäuschung getroffen. Kaum hat er die silla governamental bestiegen, so erkennt er auch, dass die Menschen nicht auf seiner idealen Höhe stehen; voll Hass, Selbstsucht und niedriger Gesinnung feilschen sie, während die Wunden noch bluten und Thränen zu trocknen sind, um Posten, Ehrenstellen, Machtbesitz und niedrigen Profit — der Traum von Freiheit und Glück des Vaterlandes ist aber vergessen. Angeekelt, verbittert, wendet Rivadavia der Welt den Rücken, und flieht mit seinem Schmerz in die Einsamkeit.

Auch Manuel Rosas flieht, aber nicht freiwillig. Auf dem Schlachtfeld von Caseros wurde seine Tyrannei gebrochen, und die Flüche der Nation folgen diesem Dämon ins Exil, der Argentiniens Borgia gewesen. Von keinem Argentiner hat je Europa soviel gewusst und gesprochen, wie von Rosas, und noch heute stellt sich sein blutiger Schatten zwischen Europa und Argentinien, das gesunde Urteil der Europäer verdunkelnd. Man misst Argentinien und seine Männer noch heute nicht nach der Wahrheit, sondern darnach, was Rosas gewesen und was er aus dem Lande gemacht. Und doch kann kein Urteil ungerechter sein, als dieses. Meint man denn, dass die Rosas so billig wie die Brombeeren wachsen? Nein, ein Jahrhundert hat nur einen solchen Mann. Vereinzelt und auseinandergelöst wird man jedes Mischungsäquivalent dieses dämonischen Charakters wohl oft wiederfinden, aber lange Perioden müssen vergehen, bevor es der Natur gefällt, diese grauenhaften Kräfte alle wieder zu vereinigen und zum Verderben der Menschheit in einem einzigen Menschen zusammenzuballen. Damit, dass man Manuel Rosas einen Wüterich nennt, ist's noch nicht abgethan, und gerade die Argentiner sollten das Gefaser dieser finsteren Seele sehr sorgfältig analysieren; sie könnten daraus lernen. Ja, in Habsucht, Grausamkeit und wildestem Blutdurst machte Manuel Rosas dem Sohne Alexanders des Sechsten den Rang streitig. Aber er besass auch eine un-

geheure Intelligenz und ungeheure Willenskraft. Sein Falkenauge wachte Tag und Nacht; ewig lag er auf der Lauer. So wie er kaltblütig einen Massenmord anbefahl, so besass er auch, wenn es ihm gerade passte, die bestrickendste Freundlichkeit und Huld eines Fürsten. Seine List und Verschlagenheit war ohnegleichen und in der Kunst der Intrigue hatte er keinen Meister über sich. So glich er ganz jenem Cesare Borgia, und die ihn kannten, sagten von ihm, er sei — unsterblich ... Denn einst, im sechzehnten Jahrhundert habe er schon einmal gelebt, und da sei er Modell gesessen zu Macchiavellis weltberühmtem Buche „Il Principe“.

Rivadavia und Manuel Rosas stehen nebeneinander wie Ahriman und Ormuzd im persischen Mythus; der eine ist der Gott des Lichtes, der andere der Finsternis; der eine ist das gute, der andere das böse Prinzip. Wenn man tiefer dringt, wird man auch in Wahrheit dazu kommen, dass sie beide im argentinischen Volkscharakter wurzeln und dass sie eines der seltsamsten Naturspiele darstellen, von denen die Geschichte aller Zeiten und Völker zu erzählen weiss. In diesen beiden Männern stehen nämlich die höchsten Inkarnationen des argentinischen Charakters vor dem Richterstuhl der Geschichte: Rivadavia in fast idealer Einseitigkeit die gute Beanlagung des Porteño repräsentierend, Manuel Rosas in ebensolcher Einseitigkeit die Laster, deren Keim das Volk in sich trägt. Welche dieser beiden Richtungen hat nun gesiegt, welche hat in der Politik Argentiniens Schule gemacht? Die Antwort auf diese Frage ist gegeben in den Namen: Mitre, Sarmiento, Julio Rocca. Das Leben dieser drei Männer ist die Geschichte des Fortschritts und der politischen Gesittung in Argentinien.

General Bartolomé Mitre wurde in den Zwanzigerjahren in Buenos Ayres geboren, ist somit heute ein Sechziger. Seine Jugend verbrachte er in ununterbrochenem Anschauen der Rosasschen Gewaltherrschaft, und die Eindrücke, die sein ernstes, leicht entzündliches Gemüt damals in sich aufnahm, blieben unauslöschlich in ihm haften und wurden bestimmend für sein ganzes Leben. Rivadavias geistige und politische Erbschaft existierte nicht mehr. Das Volk, von eiserner Gewalt niedergehalten, war namenlos entkräftet; eine Mutlosigkeit ohnegleichen hatte sich

derjenigen bemächtigt, die einst in glorreichen Schlachten die spanische Tyrannei besiegt. In diese entsetzlichen Zeiten, welche an die Tage des neronischen Kaisertums und der Schreckensherrschaft in Paris erinnerten, fiel also Bartolomé Mitres Jugend. Aber gerade in der Jugend regte sich der Geist des Widerstands und bereitete sich die Befreiung vor. In geheimen Konventikeln sprachen die Jungen von der Not des Vaterlands, vom Traum der Freiheit, von Nordamerika, Griechenland und Italien, die die Sklavenfesseln gebrochen. Diese jungen Geister schworen auf das Evangelium der Freiheit, und das Wort „Revolution“ schwebte auf aller Lippen. Allein von der Absicht zur That war es ein weiter und gefahrvoller Weg; Rosas Augen wachten überall, sein war die Macht, und im wortlosen Trotz schon die keimende Gefahr erkennend räumte er mit eiserner Hand gerade die Jungen hinweg, die ihre inneren Gefühle nicht verbergen konnten. Einer dieser Jungen aber war Bartolomé Mitre. Scheinbar kalt, schweigsam und phlegmatisch im Angesicht der Welt, war er innerlich vulkanischer Natur. Alle Empfindung steigerte sich in ihm zur Glut; heftig, tollkühn, von brennender Ungeduld, wenn diese Empfindung losbrach, riss er mit der Flamme seiner Beredsamkeit seine jungen Genossen mit sich fort. Ein Zeichen dieser seiner Ungeduld war es, dass er zu schreiben wagte; da Rosas noch durch Waffen nicht zu verwunden war, verwundete ihn Mitre als blutjunger Mensch mit der Feder. Er musste nun fliehen, und so lernte auch er gleich so vielen edlen Geistern unseres Jahrhunderts das Martyrium des Exils kennen. Er floh nach Chile.

Chile spielte damals in Südamerika dieselbe Rolle, wie Paris in Europa. Hier hatte sich an den Ufern des stillen Ozeans eine Zufluchtsstätte für den Geist der Demokratie gefunden; Argentiner und Brasilianer, Peruaner und die Söhne der Banda Oriental, alles was die Liebe zu Volk und Freiheit in sich trug und von den Tyrannen gehetzt wurde, kam in Chile zusammen und bildete sich in regem, wechselseitigem Verkehr zur grossen freiheitlichen Internationale von Südamerika heran. Hier traf Mitre auch mit Domingo Faustino Sarmiento zusammen, dem Schulmeister, der aus derselben Ursache, wie er, aus Argentinien geflohen war. Sie bildeten äusserlich einen merkwürdigen Gegensatz zu einander. Mitre kalt,

Sarmiento hitzig; Mitre in der Gesellschaft schweigsam, Sarmiento übersprudelnd in seinem Redefluss; Mitre von langsamen, bedächtigen Bewegungen, Sarmiento heftig, ein Feind aller konventionellen Form, drastisch bis zur Unüberlegtheit, so dass man ihn oft mit einem geladenen Revolver verglich — so schien Mitre den Kopf, Sarmiento das Herz zu repräsentieren, schien der eine zum Denken, der andere zum Handeln bestimmt zu sein. Allein wer vermag die Grenze abzustecken, bis zu welcher sich eine innerlich reiche, von grossen Idealen getragene Natur fortzuentwickeln vermag? Mitre und Sarmiento, der scheinbar kühlkritische Denker, sowie der Percy Heisssporn, sie wurden beide Kopf und Arm des Vaterlands. Unter den Exulanten nahmen sie bald eine hervorragende Rolle ein. Unter den jungen Blüten, die von den verschiedenen Despotien nach Chile verweht worden waren, befand sich auch viel Unkraut, von dem eine Wiedergeburt der Freiheit nicht zu erwarten war: Schwächlinge, die selbst nicht wussten, was sie wollten, Maulhelden, die über alles schimpften und beim ersten Schuss feige davonliefen, andere, die mit der patriotischen Gesinnung ein Geschäft machten und wohl auch mit der Tyrannei hätten paktieren können. Das Gros der Exulanten aber bestand aus Schwärmern, die eine dunkle Vorstellung von dem Leben eines Staates und von dem Wesen der Freiheit hatten, und auch bereit waren, ihr Blut für diese Träume zu vergiessen, die aber ohnmächtig waren, wenn sich kein Führer fand, der das letzte Ziel klar erkannte und sie Schritt für Schritt jedes Mittel, jeden Weg lehrte, die zu diesem Ziel leiteten. Diese Führerrolle aber übernahmen Mitre und Sarmiento. Während die anderen mit ihrem Unglück spazieren gingen, studierten sie rastlos die Geschichte und Politik der Staaten, die Jahrbücher der drei grossen Revolutionen von England, Frankreich und Nordamerika, die Annalen Südamerikas und die Schicksale und Siege der modernen Zivilisation. Scharfe Beobachter, kritische Geister ersten Ranges lernten sie in den Vertretern der verschiedenen Nationen zugleich deren verschiedene Befähigungen und Bedürfnisse, sowie in den Chilenern selbst die relativ ruhige Entwicklung einer geordneten Demokratie kennen. So, während sich die anderen Exulanten im ewig gleichen Kreise fruchtloser Klagen und Lamentationen drehten, behielten Mitre und Sarmiento den Kopf oben und reiften in tüchtiger Geistes-

arbeit zu schöpferischer, positiver Thätigkeit heran. Sie wussten, was sie wollten und was Not that: das Vaterland sollte befreit, und dann sollte es der Zivilisation zugeführt werden. Es bietet einen merkwürdigen Genuss, in der Zeitung, welche Mitre damals in Chile herausgab, zu blättern. Noch herrscht im Ausdruck das überschwengliche Pathos, noch wollen die Gedanken in jugendlicher Emphase zum Chimborasso hinaufstreben und den Himmel erreichen; aber schon kündigt sich auch der schneidige, der Mann der wunderbaren Selbstbeherrschung, der kalte und ruhige Positivist an. Spricht er von der Freiheit, so ist es, als ob seine Feder von Engelsschwingen herrührte; spricht er von Manuel Rosas, so thut er es mit der kalten Grausamkeit eines Anatomen. Während andere bei jedem neuen Schritt des Diktators sprachlos vor Entrüstung sind und nur Oh! rufen können, verliert Mitre nicht einen Augenblick Besinnung und Sprache. Nein, sondern als ob er von Rosas selbst Unterricht in Kälte und Selbstbeherrschung genommen hätte, so wird sein Urteil, seine Kritik immer schneidender, sachlicher und sicherer. Wie der eigene Schatten, wie das leibhaftige böse Gewissen des Usurpators, so muten uns diese altvergilbten Blätter der Zeitung an, die Mitre als blutjunger Mensch im Exil geschrieben.

Endlich schlug die Stunde der Befreiung. General Urquiza erliess am 1. Mai 1851 eine Proklamation, in welcher er zum Sturz des Tyrannen aufforderte, und von allen Seiten strömten die Patrioten unter seine Fahnen, unter ihnen Bartolomé Mitre. Nach fast zweijährigem Kampf kam es zur Schlacht von Monte Caseros, 3. Februar 1853, in welcher Manuel Rosas vollkommen aufs Haupt geschlagen und zur Flucht gezwungen wurde. Diese Schlacht machte Mitre als Teniente mit, und von da an eröffnete sich ihm eine glorreiche Laufbahn. Doch die Aufzählung der äusseren Marksteine dieser glänzenden Bahn würde nicht genügen, um Mitres ganze Bedeutung erschöpfend zu kennzeichnen.

In den Jahren nach der Schlacht von Monte Caseros befand sich Argentinien ungefähr in derselben Lage, wie Deutschland nach dem Sturz Napoleons des Ersten. Einig gegen Rosas, wurde man nach errungenem Siege uneinig über die Vorherrschaft in der Republik. Wie einst Österreich und Preussen, so stritten die beiden mächtigsten Provinzen, Santa Fé und Buenos Ayres, um die Führung. Buenos Ayres beanspruchte sie aus demselben Grunde, aus welchem

sie in Nordamerika den atlantischen Staaten zugesprochen wird: weil Buenos Ayres das grosse Thor ist, zu welchem der Reichtum und die Bildung Europas zuerst hereinströmt, weil es von der Zivilisation am meisten befruchtet, der Hauptsitz der Kraft und Intelligenz der Republik ist; weil von hier die freiheitliche Strömung ausgegangen war, weil man hier die schwersten Opfer an Geld und Blut gebracht hatte und weil nur von hier aus eine Wiedergeburt der nationalen Kräfte, eine befriedigende Reorganisation der Verwaltung ausgehen konnte. Die übrigen Provinzen stellten sich auf Seite jenes der beiden Rivalen, von dessen innerer Schwäche sie am meisten zu profitieren hofften, auf die Seite von Santa Fé, dessen Stadt Rosario mächtig emporzublühen begann; der Sitz der Nationalregierung wurde aber von Buenos Ayres weg nach der früheren Hauptstadt der Provinz Entre Rios, nach dem kleinen Paraná verlegt. Hier nun beginnt Bartolomês ausserordentliche Rolle, und wenn es uns auch nicht einfällt, ihn zu den Sternen zu erheben, so dürfen wir aber doch auf die Ähnlichkeit seiner Politik mit der des berühmten deutschen Reichskanzlers verweisen.

Mitre schloss sich der Partei seiner Vaterstadt und Heimatsprovinz an. Diese Partei wurde von den Gegnern, die sich Unitarier nannten, die Partei der Föderalisten genannt; Föderalisten darum, weil sie gerade wie einst Preussen, in immer schrofferen Gegensatz zu den übrigen Staaten des republikanischen Bundes trat und schliesslich sogar die Bande der Einheit zu lockern versuchte. Aber heute, da die Akten über jene Ereignisse geschlossen sind und die Motive der Parteien klar vorliegen, zeigt es sich, wer wirklich unitarisch, wer föderalistisch war. Als Kriegsminister der Provinz Buenos Ayres unter Dr. Alsina drängte Mitre zu demselben Schritt, den wenige Jahre nachher Bismarck in gleicher Situation mutig vollzog: lieber das Tischtuch entzweizuschneiden, und selbständig, aus eigener Kraft, die politische und kulturelle Mission der Einigung und Konsolidation der Republik in die Hand zu nehmen. Während man ihn Tyrann und Verräter nannte, war sein Wahlspruch: Durch Buenos Ayres zur geeinigten, freien Republik! Es kam zum Bürgerkrieg; Buenos Ayres wurde besiegt. Mitre hatte die Schlacht von Cepeda gegen seinen einstigen General Urquiza verloren. Es kann aber als

Beweis seiner ausserordentlichen Popularität gelten, dass er nicht wie andere geschlagene Generäle vom Sturm des Unwillens hinweggeweht wurde; im Gegenteil, trotzdem die Provinz nun wieder in die früheren Bundesverhältnisse zurückgezwungen wurde, schenkte sie ihm ihr Vertrauen in noch grösserem Masse, indem sie ihn zu ihrem Gouverneur machte. Nun endlich war die langersehnte Stunde für seine Ideen gekommen. Wieder kam es zum Kriege, noch einmal mass sich Mitre mit Urquiza und schlug ihn endlich am 17. September 1861 bei Pabon siegreich aufs Haupt. Er wurde zum Präsidenten der Gesamtrepublik ernannt — Buenos Ayres war wieder das Haupt der Nation, der Sitz der Nationalregierung.

Bis in unsere Tage herein ist ihm nun diese dominierende Stellung geblieben. Die grösste That seines Lebens war die Wiederherstellung der Republik, die Erneuerung und Befestigung der Verfassung, die sich die Nation im Jahre 1853 unter seiner energischen Mitwirkung gegeben. In der Organisation der Republik der Verfassung Nordamerikas nachgebildet, ist diese Konstitution zugleich eine der liberalsten der Welt. Jede Provinz ist in ihren inneren Angelegenheiten unabhängig und besitzt ihre eigene Exekutive und Legislative; alle vierzehn Provinzen zusammen bilden aber die eine und unteilbare Republik, deren Nationalregierung aus drei Gewalten besteht: der gesetzgebenden — Kammer und Senat, die im Kongress zusammentreten, — der vollziehenden, die in den Händen des auf sechs Jahre gewählten Präsidenten ruht, und der richterlichen, dem Bundesgericht, das in Streitfragen zwischen den Provinzen und Behörden entscheidet und dem fünf Bezirksgerichte untergeordnet sind. Kein Ordensgeistlicher kann Mitglied des Kongresses werden, kein Deputierter oder Senator darf sich an der Wahl des Präsidenten beteiligen. Dieser oberste Beamte der Republik wird von einer eigenen, nach einer bestimmten grundgesetzlichen Norm aus der Volkswahl hervorgegangenen Junta von Wahlmännern gewählt. Der Wahlakt ist streng geregelt und mit einem Wall von Kautelen gegen Stimmzettelfälschungen geschützt. Zwischen Amtsablauf und Wiederwahl muss mindestens eine Präsidentschaftsperiode, sechs Jahre also, verstreichen. In die Hände des Präsidenten ist grosse Machtvollkommenheit gelegt; er ist Kommandant der Truppen zu Wasser

und zu Lande, doch stehen Kriegserklärung und Friedensschluss dem Kongress zu, ferner ist sein Ministerernennungsrecht insoweit beschränkt, als er nicht mehr als fünf Staatssekretäre ernennen kann. Essentiell beruht die Konstitution auf der breitesten demokratischen und freiheitlichen Basis. Sie normiert das allgemeine Wahlrecht. Sie gewährleistet die Freiheit des Gottesdienstes und des Unterrichts, die Freiheit von Wort und Schrift. Arbeit, Handel und Gewerbe unterliegen keinen Beschränkungen; Person und Eigentum sind unverletzlich, ohne Rücksicht auf Farbe und Abstammung herrscht Gleichheit vor dem Gesetz; jeder Sklave wird mit dem Betreten argentinischen Bodens eo ipso frei, jeder Sklavereivertrag begründet ein schweres Verbrechen. Die Fremden geniessen dieselben Rechte und Freiheiten wie die Eingeborenen; nach zweijährigem Aufenthalt im Lande können sie den Bürgerbrief verlangen; alle im Lande geborenen Kinder sind von Rechts wegen Argentiner.

Dies die Grundzüge der Verfassung, wie sie Mitre bei seinem Präsidentschaftsantritt neu besiegelt hat. Seine folgende Thätigkeit bot wechselnde Phasen. Er inaugurierte eine auswärtige Politik, für welche die Zeit noch nicht gekommen war, und die ihm einerseits den Vorwurf des Schwärmers und Illusionisten, anderseits den des schlauesten Intriguanten Südamerikas eintrug. Es ist wahr: die Art und Weise, wie er in der Banda Oriental eine befreundete Partei ans Ruder brachte, wie er das Unmögliche möglich machte und Brasilien zu einer Allianz mit argentinischen Alliierten bewog, wie er alte Freunde von einander riss und immer neue Allianzen und Kräfteverhältnisse schuf, das waren lauter Meisterstücke diplomatischen Genies, die an die feine Politik der italienischen Republiken erinnern. Dass aber all' diese Kunst unfruchtbar blieb, dass sie Argentinien in einen Krieg mit Paraguay verwickelte, kann, wenn nicht entschuldigt, so doch erklärt werden. Etwas von der Hitze und Ungeduld seiner Jugend sass und sitzt Mitre noch immer im Nacken. Er träumt zu lebhaft; er vergaloppiert sich oft in seinen Plänen, wie Sarmiento sich in seinen Worten vergaloppiert. Damals wie heute ging die nationale Sehnsucht der Argentiner auf den Alleinbesitz beider La Plataufer, auf die Vereinigung Uruguays und Paraguays mit der südlichen Konföderation, und, edel selbst in seinen Irrtümern, irrte sich Mitre

nicht über das geheime Sehnen seines Volks, sondern nur in der Wahrnehmung des richtigen Augenblicks. Auch später, in anderen Dingen, irrte er viel. Er liess sich mit erschlaffter Energie in einen Bürgerkrieg hineinzerren, er verlor Schlachten und Anhänger, er verlor das unbegrenzte Zutrauen, das man in seine Energie und überlegene Klugheit gesetzt hatte. Aber alles gewann er wieder, Zutrauen, Anhänger und die Verehrung seines Volkes durch die Reinheit seiner Absichten, durch die makellose Grösse seines Charakters. An seine Person wagt sich keine Verleumdung heran. Er hat bewiesen, dass es ihm nicht um Machtbesitz, nur um das Wohl des Landes zu thun ist. Ruhig, wie er den Präsidentenstuhl bestieg, hat er ihn wieder verlassen, und niemals wieder die Hand nach der Herrschaft ausgestreckt. Er hat nach glänzenden Siegen geweint, nach Niederlagen ruhig gelächelt, und kaltblütig, mit unglaublicher Zähigkeit die Arbeit von vorne angefangen. Niemals wurde er seiner Partei untreu, nie ist er um Haaresbreite von seinem politischen Glaubensbekenntnis abgewichen. Sein Volk und sein Ideal — das sind seine Götter, und diese hat er auf Schlachtfeldern mit dem Schwert, in unzähligen Artikeln und in Schriftwerken mit der Feder verteidigt. Am furchtbarsten aber ist er dem Gegner, wenn er das Wort ergreift. Es ist nicht möglich, ihm zuzuhören und kalt zu bleiben. Diese klare, schneidige, durch und durch logische Beredsamkeit, die dabei wie in einem Gewand von Flamme und Leidenschaft einherschreitet, sie wirkt niederschmetternd oder sie reisst zum Enthusiasmus hin. Nur wer ihn selber gehört, kann ermessen, was die Argentiner an ihrem Bartolome Mitre besitzen.

Sein Nachfolger in der Präsidentschaft der Republik war Domingo Faustino Sarmiento. Ich habe sein stürmisches Wesen bereits zu schildern versucht. Der geladene Revolver war nicht nur geladen, er ging auch los, wenn's not that, und traf immer ins Schwarze.

Sarmiento war dem Volke kein Neuling mehr. Seit langem schon hob sich seine Charakterphysiognomie als eine der eigenartigsten und ausgeprägtesten von dem Gros der Professionsredner und Berufspolitiker ab. Man kannte ihn als vielseitigen, ernsten Kopf, dessen natürliche Talente durch unermüdliche Arbeit potenziert waren und der auch andere zu Studium und Arbeit antrieb. Er hatte bereits den Namen des grössten Pädagogen Südamerikas

und war ein berühmter Schriftsteller, der den Glanz der besten spanischen Muster erneute. Seine Beredsamkeit führte ihm Bewunderer und Anhänger zu. Mitre, dem Sarmientos Popularität, wie man sagt, etwas unbequem wurde, trachtete ihn auf ehrenvolle Weise zu entfernen, und schickte ihn als Gesandten nach Nordamerika; aber Sarmiento machte aus diesem Ruheposten ein politisches und ökonomisches Observatorium, das unendliche Mühe und Arbeit gab: er studierte die Geschichte und das Parteiwesen der nordischen Republik, ihren Geist, ihren Handel, ihre Agrikultur, ihre Einwanderungsverhältnisse, und wie das Wasser in der Mühle ergoss sich der Strom seiner Berichte in die Regierungsbureaux von Buenos Ayres, wunderbare Berichte voll sachlichen Werts und dringender Mahnungen zu Ernst und Arbeit, die gar sehr von der Inhaltslosigkeit der landesüblichen allgemeinen Phrasen abstachen, in denen kein Raum war für sachliche, praktische Anregungen. Auch als Soldat zeigte sich Sarmiento glücklich, indem er den Krieg mit Paraguay ehrenvoll beendete und als Gouverneur von San Juan in einem trefflich geführten Guerillakrieg einen Aufstand im Gran Chaco unterdrückte. Sarmiento war also alles in einer Person: Pädagog, politischer Schriftsteller, Kulturhistoriker — Redner, Gesetzgeber und Staatsmann. Vor allem aber: er war von unzerbrechlicher Energie, hasste die Schmeichelei, und die puritanische Einfachheit und Strenge seines Wesens liess erwarten, dass er auch im Staatshaushalt auf strenge Ordnung und nützliche Verwendung der Gelder sehen werde. Seine Wahl zum Präsidenten wurde also mit Jubel begrüsst. Alle ehrlich denkenden Männer, alle Stände, deren Lebenselement die Arbeit ist, alle Verächter des nichtsnutzigen ewigen Phrasengeklingels scharten sich um ihn wie ein Mann, bereit, unter seiner Führung das grosse Werk Mitres der innern Reform und Konsolidation zu vollenden. „Der wird ein Ende machen mit Diebstahl und Korruption!“ so hiess es, „der wird uns den aufgeregten abenteuerlichen Sinn aus dem Kopf schlagen und uns ans Arbeiten gewöhnen!“ Nichts vielleicht charakterisiert die Hoffnungen, die man auf Sarmiento setzte, besser, als nachfolgender Ausruf eines starren Republikaners: „Ach Gott, warum können wir nicht Sarmiento zum lebenslänglichen Präsidenten wählen, meinetwegen sogar mit dem Kaisertitel . . .“

Dieser Ausruf ist trotz seiner scherzhaften Wendung sehr essentiell zu interpretieren. Sarmiento rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen. Weniger Schwärmer als Mitre, eine positivere, fast möchte ich sagen irdischere Natur als dieser, liess er die hochfliegenden Pläne, die nach aussen drängten, fallen und richtete sein Hauptaugenmerk auf die Beschwichtigung der Geister, auf die Reinigung der Staatsverwaltung von ihren Schäden, auf die Heranbildung und Veredelung des öffentlichen Geistes. Es ist nicht leicht, die Schwierigkeiten zu schildern, mit denen die Durchführung eines solchen Friedensprogramms verbunden war; der phantastische Sinn der Argentiner liebte politische Kombinationen, in denen mit auswärtigen Staaten, Feldzügen und Blutvergiessen zu rechnen war, und fügte sich anfangs nur missmutig in die bescheidene Lehre, dass die wirkliche Staatsweisheit beim Kleinen anfangen muss, um das Grosse vorzubereiten, dass man gehen lernen muss, bevor man laufen will, dass man von Grund aus drainiert sein muss, bevor man auf dem grossen Wettrennplatz den Kampf mit starken Gegnern aufnehmen will. Sarmientos ganzes Genie im Verein mit Zähigkeit und Energie war dazu erforderlich, um sich nicht von den Nadelstichen und Schwerthieben, mit denen Missgunst und Verkleinerungssucht ihn verfolgten, abschrecken, seine antike Selbstlosigkeit war nötig, um sich nicht entmutigen zu lassen durch die Feindschaften, die er sich bereitete. Er sah nicht rechts, nicht links, sondern steuerte gerade aufs Ziel los und warf allen Widerstand nieder. Unbarmherzig ging er der Korruption in allen ihren Formen, dem Nepotismus, Ämterkauf und Bestechung zu Leibe; jeder Missstand in der Verwaltung wurde rücksichtslos bestraft, mochte der Schuldige sein wer er wollte. Leider nur war Sarmiento nicht allgegenwärtig, aber bezeichnend bleibt es, dass man noch heute sagt: Nie zuvor wurde so wenig gestohlen, wie unter ihm. Sein genaues Studium der Verhältnisse Nordamerikas trug nun auch seine Früchte; fruchtbar und erfinderisch wie kein zweiter schuf er Gesetze, Anstalten und Vereinigungen, durch welche die Einwanderer begünstigt, der Kredit gefestigt, Handel und Wandel belebt wurden — kurz, er hatte seine Augen überall, wo es Nützliches anzuregen galt, und dieser doktrinäre Schulmeister, wie er wohl anfangs in den Kreisen der Maulhelden und Weltherrschaftspolitiker spöt-

tisch genannt wurde, dieser kleine Pädagog war sein eigener Minister des Innern, sein eigener Finanz-, Handels- und Justizminister von wunderbarer Sachkenntnis in allen Zweigen der Staatsverwaltung, und von gleich wunderbarer Umsicht und Initiative. Seine grossartigste Thätigkeit aber ist jene, welche er den geistigen Interessen widmete. Hier ward er auch wirklich zum politischen Pädagogen, zum grossen Lehrer seiner Nation. Schulen und Arbeit — Arbeit und Schulen, das war sein Ceterum censeo. In der Kammer spielte sich einmal folgende Scene ab: Sarmiento, der etwas schwerhörig ist, antwortete in vehementer Rede einem Vorredner, als ein Deputierter in mesquinem Ton ihn unterbrach: „Sie haben ja gar nicht gehört, was der Vorredner sagte!" „Ich bin auch gar nicht da, Sie zu hören," schleuderte Sarmiento zurück, „sondern Sie sind da, mich zu hören!" Diese Worte voll stolzen Selbstgefühls sind berechtigt; noch hat heute Argentinien keinen zweiten Mann, auf den es so hören sollte, wie auf Sarmiento, keinen zweiten, auf den es mit solcher Liebe und Ehrfurcht je gehört hat. Aber niemals war er als Redner grösser, als wenn er das Wort nahm, um vom Martyrium der Völker zu erzählen, die nicht lernen und arbeiten. Die Deputierten, die über der hohen Politik das Wichtigste vergessen, die Väter und Mütter, die bei Vergnügen und Toilette sich um ihre Kinder nicht kümmerten, das gemeine Volk auf der Gasse, das im Anblick der Stiergefechte schwelgte — sie alle hatte Sarmiento zu bekämpfen, und — er besiegte sie. Er riss seine Hörer mit sich fort, er jagte ihnen Scham in die verhärtete Brust. Bei seinen Reden brachen manchmal die Frauen in Thränen aus; alte Gegner, Todfeinde seiner politischen Gesinnung, eilten auf ihn zu und drückten ihm gerührt die Hände. Willenlos hingegeben fand man sich im Zauberkreise dieser übermächtigen Beredsamkeit, und der Kongress votierte widerstandslos alles, was Sarmiento für Schulen verlangte. Wenn heute Buenos Ayres 250 Schulen mit 20000 Schülern hat, wenn an der Universität Cordova ausgezeichnete Kräfte aus Deutschland und Italien lehren und die medizinische Fakultät von Buenos Ayres eine Musterfakultät ist, wenn in dem vormals so geistesöden Lande heute Lehrkräfte sich finden, Lehranstalten, Bibliotheken, wissenschaftliche Vereine und Gesellschaften entstehen; wenn der Völkerfrühling an allen Ecken und

Enden sich regt und aus den dunkelsten Winkeln schon Blüten hervorlugen — wahrhaftig es ist ein Mann, der diesen Frühling ins Leben rief und wie ein Sämann mit vollen Händen die Keime der Bildung über das ganze Land hinstreute, und dieser Mann ist Domingo Faustino Sarmiento. Jüngst erst hat der Kongress beschlossen, eine neue Auflage seiner Schriften auf Staatskosten zu veranstalten, ein Denkmal der Bürgertugend, wie es sinniger nicht gedacht werden kann. So webt ihm die Nation schon zu Lebzeiten eine strahlende Aureole. Wie nun die Nachwelt über ihn urteilen wird, ob sie ihn den grossen Humanisten oder den Weisen Südamerikas nennen wird, ist heute noch unbekannt — die heutige Generation der südlichen Republik nennt ihn zärtlich: „Unser Don Faustino."

Als Sarmiento zurücktrat, fand sich leider nicht der Mann, wie ihn die Situation erforderte. Sein Nachfolger Avellaneda besass nicht die Seelengrösse, welche dazu gehörte, die Purifikation der Verwaltung fortzusetzen. Unbestritten der erste Advokat des Landes fasste er auch seinen staatsmännischen Beruf von der advokatorischen Seite auf, war er vorwiegend Advokat seiner Partei und seiner Partisane. Allzuhäufig fühlte man sich zu seiner Zeit an den herben Vergleich zwischen dem Haupt einer Partei und dem Kopf einer Schlange gemahnt — der Schweif ist es, der den Kopf vorwärts schiebt. Alle jene Erscheinungen wurden sichtbar, wie sie im nordischen Freistaat unter Ulysses Grant beklagt wurden. Nach einer blutigen Revolte trat Avellaneda die Regierung an Julio Rocca ab, und dieser, ein Mann von eiserner Ruhe und fester Hand, fiel der Reaktion in die Zügel und lenkte das Staatsschiff wieder in die Bahn des Friedens, der Arbeit und der Aufklärung zurück.

Die Republik hat bis jetzt mit ihren siegreichen Generälen nicht sehr viel Glück gehabt. Sie betrachtete meist den Staat als ein Reitpferd, das sie neuem Ruhm entgegentragen sollte; der lorbeergekrönte Feldherrnstab sehnte sich nach neuen Lorbeeren, und diese musste eine extravagante äussere, eine vom Dämon der Ehrfurcht initiierte Politik herbeischaffen. Nicht so Rocca. Seine Regierung mied die inneren und äusseren Abenteuer und suchte den Frieden auf allen Gebieten, und doch hätte gerade er am wenigsten vor kriegerischen Unternehmungen zurückzuscheuen ge-

braucht, denn seit Dezennien war er das weitaus grösste militärische Talent der Republik. Dieses Talent hatte ihm auch den Weg zum Präsidentenstuhl gebahnt. Rocca dürfte heute etwas über vierzig Jahre alt sein. Im Nazionalkollegium von Uruguay hatte er eine vortreffliche Ausbildung erhalten und sich dann dem Kriegsdienst gewidmet. Die Armee, in welche er eintrat, befand sich nicht lange zuvor in einem trostlosen Zustand. Ihre Hauptstärke bildeten angeworbene Ausländer, durch Richterspruch verurteilte Verbrecher und die von der Polizei als Vagabunden aufgegriffenen Landeskinder — dazu Freiwillige, die nicht arbeiten konnten oder wollten und von der Überzeugung erfüllt waren, dass es ehrenvoll sei, als Soldat für das Vaterland zu faullenzen. Das Offiziercorps rekrutierte sich wieder aus jungen Leuten von guter Familie, die ihr väterliches Erbteil verjuxt hatten und nicht einmal zu einer Schreiberstelle taugten, und aus Ausländern, welche vielleicht Ursache hatten, zwischen Vergangenheit und Zukunft den atlantischen Ozean zu legen. Die fortwährenden Bürgerkriege hatten dieser heterogenen Masse das Bewusstsein der Unentbehrlichkeit und des Machtgefühls gegeben; von allen Parteien umworben dienten sie jener, die am pünktlichsten zahlte, gehorchten sie ihren Bataillons- oder Eskadronschefs, Obersten oder Generalen, solange dieselben wütende Parteigänger waren, und töteten sie ihre Chefs mit ihren Bajonetten, wenn dieselben durch Treulosigkeit gegen die Partei die pünktliche Zahlung in Frage stellten. Sie waren elend bewaffnet, sie waren sich selbst überlassen. Ihre Verpflegung erhielten sie, wenn es Gott dem Herrn gefiel, Manna vom Himmel regnen zu lassen; ihre Equipierung war so erbärmlich, dass sie, wenn sie zum Gewehr antraten, oft einer zerfetzten Schar von Landstreichern ähnlich sahen, die zu eignem Amusement ein bisschen Soldaten spielte. Die Kasernenbauten waren jammervolle Baracken, und wenn die Menschen so wohnten, was Wunder, dass es für die Tiere überhaupt keine Stallungen gab? Es existierte denn auch wirklich keine Kavallerie, keine Bespannung für die Artillerie. Was sich Kavallerie nannte, lief barfuss oder in zerrissenem Schuhwerk, und wenn das Kommando kam, stürzte man sich auf eine Herde von Pferden, wie sie in den Pampas weideten, schwang sich auf das erste beste, ritt es unbarmherzig in vierzehn Tagen zu Schanden, dass es verendet zu-

sammenbrach, und holte sich aus einer anderen Herde ein anderes Pferd — das war Kavallerie. Erst in den 50ger Jahren begann man mit der Organisation, und so war also die Armee, der sich Rocca widmete, nicht viel besser beschaffen. Woher sollte diesem Konglomerat von Faullenzern Manneszucht kommen? Wo war der erhabene, jedem, selbst dem einfachsten Mann zu Gemüt gehende Zweck, der diese wilde Masse zusammenhalten, der ihr militärische Disziplin als etwas Schönes und Notwendiges erscheinen lassen sollte, da Offiziere und Generäle nur von Parteien und so selten von dem aus tausend Wunden blutenden Vaterland sprachen? Aller Gehorsam der Truppe gegen ihren Führer war nur durch dessen persönliche Qualifikation zu erzwingen, und wie wieder war er zu erhalten, wenn nicht abermals durch eiserne Strenge, durch mitleidslose Handhabung der Disziplin? Julio Rocca nun war einer derjenigen, die sich diesen Gehorsam zu erzwingen, aber auch durch lebhafteste Fürsorge für den Soldaten dauernd zu erhalten wussten. Schon als junger Offizier lenkte er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, indem er immer eine Truppe von musterhafter Kondition vorführte; man begann auf ihn Hoffnungen zu setzen, hier war der Mann, der eine wirkliche argentinische Armee heranbilden konnte, ein organisatorisches Talent, wie es der Republik notthat. Man erinnerte sich, wie an einem der wichtigsten Wendepunkte der argentinischen Geschichte ein kleines, aber gut diszipliniertes Häuflein die Entscheidung herbeigeführt hatte. In der Schlacht von Pabon 1861 hatte Mitre nur durch die Kerntruppe von zwei Bataillonen und etwas Artillerie, welche der übrigen ungeordneten Masse Halt und Zusammenhang gab, die gegnerischen Nationalgarden, die wie Flaum im Winde zusammenhielten, besiegen können. Von jenem Tage datierte die Einheit der Republik — vielleicht sollte von Rocca, wenn er die Armee disziplinierte, wenn er sie den Parteiungen entfremdete und zur Armee der Nation machte, die Ruhe der Republik datieren, die Ruhe und tüchtige Entwicklung, welche noch jederzeit die einzige feste Grundlage der Grösse der Staaten war und es bleiben wird.

Der junge Offizier, in dessen Wesen sich immer ein tiefer, ruhiger Ernst ausprägte, und der so schweigsam war, dass er — welche Selbstbeherrschung bei einem Argentiner, besonders wenn

er den Säbel trägt — niemals von sich und seinen Thaten sprach, lenkte endlich die Aufmerksamkeit des grossen Alsina, des Gouverneurs der Provinz Buenos Ayres auf sich und wurde von ihm zu immer grösseren Aufgaben herangezogen; nebst seiner eigenen Begabung war es denn zunächst Alsina, dem Rocca seine Karrière zu verdanken hat. Rocca hatte das ganze Land durchstrichen und besass Terrainkenntnisse wie kein anderer; insbesondere die Grenzgebiete, die von den Indianereinfällen furchtbar zu leiden hatten, kannte er wie ein Jäger, wie nur die Indianer selbst in diesen ungeheuren pfadlosen Strecken, in denen die Natur in stolzer Einsamkeit thront, sich auskennen. Während nun die Helden auf dem Trottoir von Buenos Ayres feurige Reden hielten, ohne darum Hannibale zu werden, entwickelte eines Tages Rocca, ohne Redner zu sein — er ist es nämlich wirklich nicht — in aller Gelassenheit, ohne sich irgendwie zu echauffieren, mit so trockenen Worten, wie sie das Merkmal des geborenen Schweigers ausmachen, jenen Plan, durch welchen er seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst leisten und für sich selbst Ruhm und Ehre erwerben sollte. Er war damals bereits, 1879, Kriegsminister, und den Plan proponierte in Fortsetzung eines bereits von Alsina versuchten Unternehmens einen radikalen Streich gegen die Indianer zu führen. Das allgemeine Vorurteil hält die Indianer für leicht zu besiegende Gegner. Sie sind es in Wahrheit ungefähr in demselben Masse, wie die Zulukaffern oder die Nomaden der libyschen Wüste, die sich jahrelang heldenmütig gegen die englische Waffenübermacht hielten. Roccas Feldzug nun ist in der argentinischen Kriegsgeschichte auch aus dem Grunde denkwürdig, weil er überhaupt der erste ist, den die republikanische Armee von Anfang bis zu Ende nach einem einheitlichen, wohldurchdachten Plane durchführte. Rocca hatte auf einem Terrain zu operieren, dessen vielgestaltige Bodenbeschaffenheit und ungeheure Ausdehnung die Schwierigkeiten schier unüberwindlich machten. Die Kriege Europas konzentrieren sich gewöhnlich auf einer Bühne von 300 bis 400 Meilen im Gevierte; Rocca hatte mit weit über 2000 Quadratmeilen zu rechnen, darauf Waldungen, Seen, Flüsse, Hügelland und ebenes Terrain — endlich aber die Pampas. Kein bequemeres Operationsfeld als dieses für einen General, der sich nicht schlagen will — aber Rocca wollte sich schlagen! Das heisst, er

musste den Feind in seinen verstecktesten Schlupfwinkeln aufsuchen, ihn stellen und in die Pampas hinausschleudern. In den Pampas bleibt nur eine Alternative: entweder verhungern und verdursten, oder den Wasserzügen folgend sich zurückwenden und noch einmal in das verlorene Paradies einzudringen suchen — hier aber, überall wo eine Einbruchsstelle vorhanden ist, warten schon Roccas Truppen und schlagen den besiegten Feind zum zweitenmal aufs Haupt, bis zur Vernichtung. Allein wenn die Indianer, zur Verzweiflung gebracht, sich auf einen Punkt massieren und die Argentiner mit zehn-, fünfzehnfacher überlegener Zahl angreifen, was dann? Dann wäre man allerdings verloren, vorausgesetzt, dass dieser überlegene Feind seine Kräfte auf der schmalen Basis auch wirklich entwickeln kann. Aber das kann er eben nicht wegen der besonderen Beschaffenheit des Terrains; er kann überall nur in schmaler Front anrücken, so dass wir es immer nur mit seinen Vordersten zu thun haben, und also, weil wir die Höhenzüge längs des Flussthals besetzt halten und die Engpässe hüten, nicht nur von seiner numerischen Überlegenheit nichts zu fürchten haben, sondern im Gegenteil selbst immer seiner Avantgarde überlegen sind. So war dieser geniale Plan, so gestaltete sich auch die Ausführung; bis ins Kleinste vorbedacht und geregelt wickelte sich die komplizierte Aktion mit der wunderbaren Präzision eines korrekt arbeitenden Räderwerks ab. Beim ersten Vorstoss allein fielen 2000 Indianer; Ende 1879 war das Grenzgebiet von den Indianern gesäubert. Dieser grosse, dem Staate geleistete Dienst gab ihm den Anspruch auf den Präsidentenstuhl.

Bei der Wahl im Jahre 1880 ging sein Name aus der Urne hervor. Eine starke Partei war gegen ihn, teils aus Gründen uralten Parteihasses, teils weil man fürchtete, der siegreiche junge General werde im Besitze aller Machtmittel, in der einen oder der andern Form Gefahren über die Nation heraufbeschwören. Man protestierte gegen seine Wahl und griff sogar zu den Waffen, und die rasche Niederwerfung des Aufstandes vermehrte nur noch die Angst vor seinen geheimen Zukunftsplänen, denn nun glaubte man, dass er jetzt erst recht irgendwo Nahrung für seinen Thatendrang suchen werde. Allein es kam anders, Rocca suchte nicht den Krieg, sondern den Frieden. Nicht, dass er seiner ersten

Liebe, der Armee, untreu geworden wäre; im Gegenteil, niemals zuvor ist für die Organisation, Verpflegung und Equipierung der Truppen soviel geschehen, wie durch ihn. Man sieht es endlich ein, dass der Soldat gute Kost, gutes Gewand, gute Wohnstätten und gute Waffen haben muss, und dass das Sparsystem nirgends so übel angebracht wäre, wie gegenüber dem Mann, der mit seinem Blut den Staat verteidigt. Heute sind die Truppen mit vorzüglichen Remingtons bewaffnet, der Artilleriepark und das Marinearsenal werden stätig vermehrt, neue prachtvolle Kriegsschiffe befahren die amerikanischen Meere, und die Kavallerie wird sorgfältig gedrillt. Strenge Disziplin herrscht unter der Mannschaft; den tollen Parteizwistigkeiten entfremdet kennt sie nur Eine Herrin: die Nation, die Republik. Für das militärische Bildungswesen ist ungeheuer viel geschehen. Es giebt Bataillons- und Unteroffiziersschulen, ferner drei musterhaft geleitete Anstalten, welche der Armee ein ausgebildetes Offiziercorps schenken: es sind dies die von den beiden Östreichern General Czetz und Oberst Eugenio Bachmann mit trefflichstem Geschick geleiteten Anstalten, die Kadettenschule in Palermo, die nautische Akademie und die höhere Offiziersakademie. Nach preussischem Muster reorganisiert, eingeteilt in Divisionen, Regimenter, Bataillone resp. Eskadrons, mit Feld- und Festungsartillerie versehen und einen tüchtigen Generalstab an der Spitze kann sich endlich das argentinische Heer als eine kriegstaugliche taktische Einheit präsentieren. Der Gamaschendienst freilich lässt noch viel zu wünschen übrig und der Kontrast z. B. zwischen den spiegelblanken Waffenröcken und den ungeputzten Schuhen würde einen preussischen Militär ohnmächtig machen; im einzelnen muss eben noch, wenn der Ausdruck gestattet ist, „nachzivilisiert“ werden — die Basis ist gelegt, eine respektable Offiziersgruppe ziert die junge Armee, und Männer wie die Generäle L. V. Mansilla, Santacruz, Viejobuéno, Donovan, Winter und Olascuaga würden jedem europäischen Heere Ehre machen.

Und das übrige Friedenswerk des Präsidenten Rocca?

In den vorstehenden Blättern, in welchen ich den Verfall und die Wiederbelebung des argentinischen Geistes zu schildern versuchte, bemühte ich mich auch die Strecken zu markieren, welche die Republik während der letzten Präsidentschaftsperiode

im Fortschritt zurückgelegt hat. Wir sehen die Bevölkerung der Hauptstadt an Zahl und Wohlstand stätig wachsen, Handel und Gewerbe in Blüte und die geistigen Potenzen in anhaltender Zunahme begriffen. Wir wohnten einer grossen Ausstellung, einem pädagogischen Kongress bei und sahen, wie der Präsident der Republik an einem Tage 17 neue Schulen einweihte — Dinge, die in Europa zu den Alltäglichkeiten gehören, die aber in dem jungen, vor wenig Jahrzenten noch kulturfremden Argentinien hohe Denkmale sind der fortschreitenden Zivilisation. Zur Anknüpfung von Handelsverbindungen arbeiten heute argentinische Gesandte bei allen Grossmächten Europas; zum Studium wissenschaftlicher, technischer, städtischer und kommerzieller Einrichtungen bereisen Delegierte auf Staatskosten die uralten berühmten Sitze der europäischen Kultur. Im Innern selbst ist ein grossartiges Eisenbahnnetz teils ausgebaut, teils im Ausbau begriffen; weit und weiter dringen die Techniker, diese echtesten Pioniere der Kultur, nach Westen vor, und schon ist die Zeit nicht ferne, wo die Schiene die Anden überbrücken wird, um als südliche Pacificbahn den Atlantic mit dem Stillen Meer zu verbinden. Im Innern des Landes herrschte Frieden. Von Mitre hatte ein Schriftsteller gesagt: „Los militares lo tienen por poëta, los poëtas por militar“. (Die Soldaten halten ihn für einen Poëten, die Poëten für einen Soldaten.) Julio Rocca hatte man nur für einen Soldaten gehalten, und man erkannte, dass er auch ein ausgezeichneter Diplomat, und was noch mehr, ein ernster Staatsmann sei.

Und das Charakteristische seiner Politik ist ihre Geräuschlosigkeit. Alles was Rocca thut geschieht ohne Aufsehen, ohne Aplomb, ohne rednerischen Lärm. Kein Dozieren, keine Bevormundung, keine geschäftige Aufdringlichkeit — Rocca schweigt. Gleich einer Sphinx steht er unbeweglich auf seinem Platze und zu seinen Füssen glaubt man manchmal, er schlafe — aber die Sphinx schläft nicht. Er lässt nur jeden nach seiner Fasson selig werden, und schreibt nicht dem Keim vor, wie er zu keimen, der Blüte nicht, wie sie zu blühen habe; genug, wenn es überhaupt keimt und blüht. Diese von der höchsten Achtung gegen die persönliche Freiheit und gegen den Volkswillen diktierte Politik, die sich immer im Hintergrunde hält, solange alles seinen geraden Weg geht, sie bekommt Leben, Energie und Sprungkraft, wenn

etwas nicht recht klappt, wenn ein übereifriger Diplomat, General oder Zivilbeamter von der Linie des gesunden Menschenverstandes oder des natürlichen Fortschritts der Dinge ablenken will. Dann ein Ruck, ein Sprung, ein Griff mit den mächtigen Löwenpranken — und der Staatswagen bewegt sich wieder im vorgezeichneten Geleise und die Sphinx scheint wieder zu schlafen ... bis zum nächsten Mal. So hat sich Rocca eine merkwürdige Stellung unter den Parteien erobert — trotzdem er kein Redner ist. Er hört gelassen allen Zorn an, der sich gegen ihn richtet, und entwaffnet ihn nicht mit schönen Worten, sondern durch den Besitz der Eigenschaften, die ihn befähigen, einer dringenden Not rasch und fest zu begegnen, ohne jemanden zu bruskieren, ohne gegen das Gesetz zu verstossen und an Staatsstreiche zu denken. In einem Lande, in welchem die öffentlichen Charaktere so leicht zu Selbstsucht und Missbrauch der Gewalt hinneigen, ist es beinahe schon Verdienst, wenn ein Mann in hervorragender Stellung wenigstens nicht zerstört. Mehr als Pflichterfüllung aber, weil von Charaktergrösse zeugend, ist es, wenn ein Staatsmann mitten unter peinlichen Zwistigkeiten, während der wechselnden Anfälle von Betäubung und Raserei, von denen die Parteien ergriffen werden, unverdrossen und ohne die Ruhe zu verlieren die langsame Wiedergenesung des erschöpften Landes bewacht, es pflegt, und die Zeichen der Lebenskraft eines nach dem andern ängstlich hütet. Seltsame Erscheinung! Die parlamentarische Regierung ist eine Regierung des Wortes, und unter einer solchen Regierung gilt die Rednergabe für die geschätzteste aller der Eigenschaften, welche ein Politiker besitzen kann. Hier aber steht ein Mann, dem die Rednergabe versagt ist und der heute gleichwohl als einer der hervorragendsten Politiker Südamerikas geehrt und gefürchtet wird. Wie ist das zu erklären? Damit glaube ich, dass jene Gabe im höchsten Grade vorhanden sein kann, ohne dass Urteilskraft, Willensstärke, Gewandtheit im Erkennen der Charaktere der Menschen und der Zeichen der Zeit, ohne dass die Kenntnis der Grundregeln der Gesetzgebung und der Nationalökonomie oder irgend ein Talent für die Diplomatie oder den Krieg mit ihr verbunden ist; und umgekehrt können aber die geistigen Fähigkeiten, welche den Reden eines grossen Rhetors ihren eigentümlichen Reiz verleihen, oft sogar unvereinbar sein mit den Eigenschaften, die ihn befähigen würden, die Forderung des Augenblicks zu be-

greifen und sie rasch und fest zu erfüllen. Gerade diese letzteren Eigenschaften aber — wir sagten es schon — besitzt Julio Rocca. Das Wort Albertis variierend könnte man sagen: Die Soldaten halten ihn für einen Soldaten und die Staatsmänner für einen Staatsmann.

Solch einen Mann aber hatte Argentinien nötig. Und da nun Roccas Herrschaft sich ihrem Ende zuneigt und gemäss der Konstitution niemand zweimal hinter einander zum Präsidenten gewählt werden kann, so steht das Land bald wieder vor der schicksalsschweren Frage, ob sich der richtige Mann für den Präsidentenstuhl finden wird? Man muss selbst im Lande gelebt haben, um eine Vorstellung von dem tiefen, leidenschaftlichen Interesse zu gewinnen, mit welchem der Porteño alle Stadien der Präsidentschaftsfrage verfolgt. Seit mehr als einem halben Jahre schon ist alle Parteipolitik auf den kommenden Wahlkampf eingerichtet; die Anträge und Interpellationen, die in den Vertretungskörpern gestellt, die Reden die hier gehalten, die Beschlüsse, die gefasst werden, sie sind alle darauf berechnet, auf die Massen zu wirken, die Schwankenden zu captivieren, der einen oder der andern Partei den Sieg bei der Präsidentenwahl zu sichern und die Gegner aufs Haupt zu schlagen. Auch in der Publizistik, die ja ein getreuer Spiegel der die Gemüter bewegenden Stimmungen ist, herrscht die leidenschaftliche Diskussion des grossen Problems, neben welchem alle anderen Fragen an Aktualität verlieren, und das ganze Land ist von Parteiumtrieben unterwühlt und mit einem solchen Getöse von Reden, Meetings, Aufzügen, Ovationen, Vertrauens- und Misstrauenskundgebungen erfüllt, dass selbst der phlegmatischste Zuschauer aus seiner Teilnahmslosigkeit aufgerüttelt wird und mit zerrissenen Nerven, von einer Art politischen Fiebers befallen, sich in das Studium der grossen Tagesfrage stürzt und rastlos die Gallerie der Redner und Staatsmänner durchstöbert, um nach einem passenden Kandidaten zu suchen, und rastlos die Zeitungen verschlingt, um zu erfahren, ob nicht Mitre oder Sarmiento oder Rawson ein gescheites Wort gesprochen, nach dem man sich in seiner Verlegenheit richten könnte. Es ist begreiflich, dass in solcher Wendezeit nicht nur die Kandidaten selbst, sondern auch die Parteiführer und hervorragenden Redner, also mit einem Worte die politische Generalität, die in der Wahlschlacht kommandiert und deren Schicksal entscheidet, vielbemerkte Persönlichkeiten sind. So wird z. B.,

um ein wenig Umschau zu halten, die Haltung des gegenwärtigen Gouverneurs der Provinz Buenos Ayres, Dr. D'Amico, zweifellos auf die Gestaltung der Wahlagitation grosse Wirkung üben, denn dieser geniale und ehrgeizige Mann, der nächst seinem Vorgänger Dr. Rocha am meisten zum phänomenalen Aufblühen der neubegründeten Stadt La Plata, die jetzt der Sitz der Provinzialregierung ist, beigetragen, und der in seiner Amtsführung überhaupt Proben eines fruchtbaren Organisationstalentes gegeben hat, D'Amico also, der sich zugleich durch seine Verwaltungsmassregeln die lebhaften Sympathien der Fremden erworben hat und der Einwanderung nach Argentinien goldene Brücken baut, besitzt einen solchen Einfluss auf die öffentliche Meinung und einen so grossen persönlichen Anhang wenigstens in der grössten Provinz der Republik, dass er heute vielleicht schon der „Dauphin der Republik“ genannt werden könnte, und dass er bei der bevorstehenden Präsidentschaftswahl dem Manne seines Vertrauens ein stattliches Korps von Wahlmännern zuführen wird. Nicht minder wird wohl auch Don Forcuato Alvears Votum sehr mit Respekt angehört werden, des Lord Mayors von Buenos Ayres, dessen Name in der Geschichte der Kapitale unter den Verdientesten stehen wird, und dem seine grosse Vaterstadt eine Statue schuldet — nicht zu vergessen des Dr. Manuel Quintana, nächst Avellaneda vielleicht der genialste Jurist des Landes, der als begabter, wirkungsvoller Redner gerade in einer Wahlperiode seiner Partei ausserordentliche Dienste leisten kann, ebenso der Arzt und gewesene Minister Dr. Rawson, eine der ehrwürdigsten Erscheinungen der Republik, Arzt, Redner und Staatsmann zugleich und ein Mann von so lauterem Charakter, dass, was im politischen Leben Argentiniens so selten ist, keine Feindschaft sich an ihn heranwagt.

In erster Linie jedoch wendet sich das allgemeine Interesse den Bewerbern um die oberste Exekutivgewalt der Republik zu. Zur Stunde, wo wir diese Zeilen schreiben, ist noch kein Kandidat mit seinem Programm hervorgetreten oder offiziell von seiner Partei nominiert worden, doch ist es zweifellos, dass wir in dem Wahlkampf mindestens drei Bewerber sehen werden: den früheren Gouverneur der Provinz Buenos Ayres, Dr. Dardo Rocha, den gew. Gouverneur der Provinz Cordoba und gegenwärtigen Senator Dr. Juarez Celman, und Dr. Bernardo de Irigoyen, bis vor wenigen

Wochen Minister des Innern im Dienste der Republik. Es ist schwierig, die Chancen dieser drei Kandidaturen zu berechnen, umsomehr als man nicht weiss, ob nicht das scheinbar entschlummerte traditionelle Übel des Nationalcharakters, der zu gewaltsamen Explosionen neigende Sinn im letzten Augenblicke noch erwacht und das Land in konvulsivische Zuckungen stürzt, in denen nicht Voten, sondern Waffen entscheiden. Sollte sich aber die Wahl in Ruhe vollziehen, so dürfte die Entscheidung nach menschlicher Voraussicht zwischen Rocca und Irigoyen schwanken. Celman, dem Alter nach kaum ein Vierziger, ist mit seiner vornehmen Ruhe und Gelassenheit durchaus keine unsympathische Erscheinung, und da er General Roccas Schwager ist, dürfte er auch der Kandidat der gegenwärtigen Regierung sein; allein bis heute fehlte ihm ein Wirkungskreis, wie er notwendig ist, um besondere politische Begabung zu erweisen, und so hat er noch viele auf ihn gesetzte Hoffnungen zu erfüllen, bevor er erwarten kann, dass seine eigene höchste Hoffnung kampflos erfüllt werde. Ein weises und glückliches Votum wäre es aber, wenn die Stimme der Nation sich auf einen der beiden andern Kandidaten, sei es nun Rocha oder Irigoyen, vereinigen würde. Rochas Gouvernement in der Provinz Buenos Ayres war eine Periode tüchtiger Arbeit und ernstester Verwaltungsthätigkeit; insbesondere muss es unvergessen bleiben, welchen Anteil Rocha an der Gründung der Stadt La Plata hat. Noch im kräftigsten Mannesalter stehend, von hervorragendem staatsmännischen Intellekt, unermüdlich als Arbeiter, lebhaft und energisch in der Verfolgung seiner Pläne, stand Rocha jederzeit im Dienste des Fortschritts, und die Sympathien der Einheimischen wie der eingewanderten Kolonisten flogen ihm denn auch in solchem Masse zu, dass er heute zu den populärsten Erscheinungen auf der politischen Bühne gehört. Dies hat er mit Irigoyen gemein, der durch ein Leben voll aufopfernder politischer Arbeit und fast antike Rechtschaffenheit sich den Anspruch errungen hat, unter den Besten seiner Nation genannt zu werden. Irigoyen ist heute ein hoher Fünfziger. Geistvoll, witzig, von fesselndster Liebenswürdigkeit, im Umgang mit Menschen zuvorkommend und gefällig wie es nur ein Porteño sein kann, bietet er doch auch in manchen Zügen wohlthuende Kontraste gegen den national-argentinischen Charakter. Von Haus

aus Advokat gehört er zu jener alten, ausgezeichneten Schule der Rechtsgelehrten, die sich mit eisernem Fleiss in ihre Wissenschaft vertieften und die den Erfolg immer nur auf dem Wege der Ehre suchten. Bescheiden, neidlos, frei von aller Aufdringlichkeit liess er sich, trotzdem er einer der glanzvollsten Redner ist, nur selten und nur dann vernehmen, wenn es die Sache dringend erforderte, und charakteristisch ist es auch für den ganzen Mann, dass seine Rhetorik zumeist die billigen Mittel der Phrase verschmähte, vielmehr todfeind dem hohlen Scheine nur der Sache selbst galt und lieber durch eiserne Logik als durch flüchtige schönrednerische Färbung zu imponieren suchte. Irigoyen kandidierte bereits einmal für die Präsidentschaft und zwar als Gegenkandidat desselben Rocca, dessen treuester Minister er wurde, nachdem dieser von der Nation erwählt und er selbst unterlegen war; er fiel damals, weil man alberner Weise die Karte gegen ihn ausspielte, er habe einst in Manuel Rosas Diensten gestanden; nun war er aber damals nicht Rosas Diener, sondern als Beamter Diener des Staates, und auch aus jener Zeit findet sich nichts, was den makellosen Schild seiner Ehre beflecken würde.

Wie nun die Nation auch entscheiden mag, ob Rocha, Irigoyen oder Celman den Präsidentenstuhl besteigt, so ist doch das Eine gewiss, dass der Fortschritt von der Wahl keinen Schaden nehmen wird, denn unter den drei Präsidenten Mitre, Sarmiento und Rocca hat sich das ideale Streben nach geistigem und materiellem Fortschritt so tief in alle Gemüter eingelebt, dass niemand sich der allgemeinen Forderung entziehen kann, dass niemand es wagen darf, sich gegen den klaren und festen Willen der aufblühenden argentinischen Nation aufzulehnen.

Zukunftsbilder.

Vor einem Jahre machte, von der Regierung eingeladen, de' Amicis der südlichen Konföderation einen kurzen Besuch, und nun erwartet man mit berechtigter Spannung das Buch, welches das Urteil des berühmten Italieners über Argentinien und die Argentiner enthalten soll. Man kennt de' Amicis, die Schärfe seiner Beobachtung, die bestrickende Anmut seines Geistes, die Grazie seiner Feder, welche Musik und Pathos des klangvollsten Idioms dieser Erde am wohlklingendsten wiedergiebt. De' Amicis' argentinische Reise geschah nicht pro nihilo; er wird die Bibliothek seiner Reisebücher sicherlich um eines der eigenartigsten vermehren, es wird in Tausenden von Exemplaren abgehen, ihm zum Vorteil, der argentinischen Lesewelt zum Vergnügen. Jedoch wem zu Nutz?

Ich weiss nicht, ob diese Frage: wem zu Nutz einem dichterischen Talente gegenüber nicht überhaupt ungehörig ist. Mag de' Amicis schreiben was er will, sein Werk trägt in sich selbst seinen Wert. Man frägt bei ihm nicht, was er gesehen und was er nicht gesehen, man sucht nur seine eigenartige Natur, die überall im Vordergrunde steht, ob er nun Italien besingt, unter dessen Sonne er gross geworden, oder ob er mit der rastlosen Eile des Engels Ariel im Blitz über ein Land dahinbraust und nur die wenigen hervorragenden Spitzen sieht, die sich leuchtend von der ringsum verdunkelten Ebene abheben. Wem zu Nutz, diese Frage ist aber einer andern bescheideneren Klasse von Reisebüchern gegenüber berechtigt, und zu dieser bescheidenen Klasse zähle ich das vorliegende. Ich entlasse es mit dem Wunsche, nicht dass es dem Autor litterarische Ehren gewinne, auch nicht, dass es in der Kulturhistorie einen Platz finde; sondern einzig, dass es mit seinen flüchtigen Skizzen vom silbernen Strome dem

Leser, der nichts Besseres zu thun hat, für einen Augenblick die Zeit vertreibe, aber indem es dies thut, will es nur durch Wahrheit wirken. Zu lange schon ist Argentinien das Fabelland gewesen, das die Phantasie der Schriftsteller mit allen guten Geistern des Himmels oder mit allen Schrecken der Erdenwelt bevölkerte; weder das eine noch das andere entspricht der Wahrheit. Will man einem Lande aufhelfen, so darf dies nicht geschehen, indem man dem Auslande Potenkinsche Dörfer vor die Augen zaubert; ist man in einem Lande gewesen, so ist es eine böse Belohnung der Gastfreundschaft, ihm nach flüchtiger Rundschau nur Böses nachzusagen; bleiben wir bei der Wahrheit, die ja lehrt, dass all überall in der menschlichen Gesellschaft weder Glück noch Unglück der Völker ungemischt anzutreffen sind. Vielleicht war einst Argentinien ein Paradies — heute ist es keines mehr; vielleicht war es einst eine Hölle — doch die letzten Dämonen sind im Aussterben begriffen.

Was ist es nun wirklich im gegenwärtigen Augenblick? Unsere Antwort lautet: Ein junges Land, mit allen Krankheiten der Jugend behaftet, aber auch ausgestattet mit aller der Jugend innewohnenden Lebenskraft. Ich kenne niemanden, der so zugänglich wäre für Lob und von so reizbarer Empfindlichkeit gegen den Tadel wie der Argentiner. Es ist unglaublich, wie viel Lob er vertragen kann und wie sich die Sonne seiner Huld bei dem leisesten Tadel verfinstert. Ihm zu Nutz ist es aber vorwiegend geschrieben, wenn in diesen Blättern das Scalpell des Psychologen nicht davon zurückscheute, die krankhaften Fasern seines Wesens blosszulegen. Vieler Sarmientos wird es noch bedürfen, um ihm „den krankhaft aufgeregten Sinn aus dem Kopf zu schlagen“; vieler Roccas, um ihn zu disciplinieren, vieler Mitres, um ihn männliche Treue gegen sich selbst und gegen andere, vieler Rivadavias, um ihn Selbstlosigkeit und vollste Hingebung an die erhabenen Ideale der Menschheit zu lehren. Täuschen wir uns nicht, lange noch wird die Wanderschaft zu diesem Ziel der Vollkommenheit dauern müssen und ab und zu wird vielleicht auch noch mancher Manuel Rosas erscheinen wollen.

Allein täuschen wir uns auch nicht über jene Erscheinungen der jüngsten Zeit, die gleichsam ein Abbild des argentinischen Staatswappens sind. An den meerbespülten Ufern ist der Frei-

heitsbaum aufgerichtet, der die phrygische Mütze trägt und aus den Meereswogen taucht glückverheissend das Antlitz der Morgensonne auf. Es dämmert in Argentinien, aber es ist die Morgendämmerung. Es ist als ob es den beiden grossen Lehrmeistern Mitre und Sarmiento gelungen wäre, ihrem Volke den Geschmack an Frieden und Arbeit beizubringen und ihm Abneigung gegen gewaltsame Experimente einzuflössen. Die Achtung des Individuums beginnt nicht mehr erst beim Kandidaten, der Aussicht hat gewählt zu werden, Amt und Würde sind nicht mehr bloss gesetzliches Erbteil der Taugenichtse aus guten Familien; wer nicht wirklich etwas gelernt hat, wird in der Gesellschaft mit kuriosen Augen angesehen, und findet sich eine Protektion für ihn, so erwirkt sie ihm eine Art Begnadigung zu Pulver und Blei, eine Verbannung in irgend einen entlegenen, menschenleeren Winkel; dort mag er sein Gnadenbrot essen, in den grossen Städten, wo eine regsame, fleissige Bevölkerung durch die Strassen flutet, ist kein Platz für ihn. In diesen Städten, die mit zauberhaftem Wachstum aus der Erde emporschiessen, ist die Kultur, ist die Arbeit zu Hause. Hier gilt die schwielige Hand, der schaffende Geist, der denkende Kopf. Vor 20 Jahren hatte Buenos-Ayres 150,000, heute hat es 380,000 Einwohner; Rosario zählte nach der Schlacht von Monte Cusoros keine 10000, heute 35,000 Einwohner, Cordoba stieg in derselben Zeit von 10000 auf 30000. Vor wenigen Jahren wurde die Stadt Buenos-Ayres mit ihrem Gebiet aus der Provinz Buenos-Ayres ausgeschieden, zum Bundesterritorium und zum Sitz der Nationalregierung deklariert: zum Sitz der autonomen Regierung der Provinz Buenos-Ayres wurde die nächst der Metropole gelegene Stadt La Plata angelegt, welche noch gar nicht existierte. Nun denn, diese Stadt, sie existiert bereits, sie hat bereits ihre Boulevards, Wohnungen und Paläste; ihre Tramway, ihre Comptoirs, Reichtümer, Eleganz und Luxus. Und diese amerikanisch-üppige Städtevegetation hat die Heranbildung eines Bürgertums zur Folge, welches gerade so zur Vernichtung des Parteipolitikertums bestimmt ist, wie die tiers états in Europa dem Rittertum, der Geistesknechtung und dem Absolutismus den Garaus machten. Still und geräuschlos vollzieht sich der Prozess der bürgerlichen Arbeit; in den Blättern findet es kein lautes Echo, wenn hier eine Schule, ein Kaufmannsladen, eine

Fabrik eröffnet, dort ein Stück Boden der rauhen Natur abgerungen wird, dort wieder ein Dampfschiff landet, um an bisher unbetretener Stelle die Erzeugnisse der europäischen Industrie auszuladen oder die Landesprodukte an Bord zu nehmen und in die Ferne zu führen. Und doch sind diese kleinen Vorgänge, die der Maulheld übersieht, weil sie nicht Gegenstand einer grossen Phrase sein können, doch sind sie die Etappen der Kultur, die Vorboten, die den grossen Einzug des Bürgertums, das heisst der Arbeit, der Bildung und des Wissens ankündigen. Es hat in der Geschichte aller Zeiten und Nationen keinen grösseren Eroberer gegeben, als die menschliche Arbeit. Die Reiche, in denen nicht gelernt und gearbeitet wurde, konnten einmal einen Feind besiegen, aber dieser Sieg war nur ein Aufschub des Zusammenbruches. Mehr als jene, welche in Argentinien die Augen auf Paraguay und die Banda Oriental richteten und mit Chili und Brasilien rivalisierten, mehr als sie förderte Sarmiento sein Vaterland, indem er das Evangelium der Arbeit und des Wissens predigte, förderte es Rocca, indem er den Kriegen mit den Rivalen auswich, Sarmientos Werk fortsetzte, die Einwanderer begünstigte und ins Land zog, und eine Schule oder eine Fabrik mit demselben tiefsinnigen Interesse des Staatsmannes besichtigte, wie einen Paradezug der von ihm geschaffenen Armee. Unter solchen Männern hat es in Argentinien zu dämmern begonnen, unter solchen Männern werden Freiheit, Wohlstand und Gesittung auch ihr volles Licht ausgiessen auf das Land am silbernen Strome.